

G. Kühn del. H. Winkles sculp.

Albrecht Wallenstein

Herzog von Friedland.

Verlag v. Julius Helbig in Altenburg.

Der dreißigjährige Krieg und der westphälische Friede

mit

Hinzufügung der besondern Schicksale vieler Orte,

allgemein faßlich beschrieben und dargestellt

von

Heinrich August Hecht,
Adjunkt der Schulaufsicht, Pfarrer von Veitsberg im Großherzogthum Sachsen.

Zweite Ausgabe.

Mit dem Stahlstich **Wallenstein.**

Plauen,
Verlag von August Schröter.
1855.

Vorbereitende Ursachen des Krieges.

Im Jahre 1517 begann Doctor Martin Luther zu Wittenberg die Reformation oder die evangelische Religions- und Kirchenverbesserung damit, daß er mit Hülfe der heiligen Schrift die Lehre Jesu Christi von allen den Irrthümern, Mißbräuchen und Menschensatzungen, durch welche sie verfälscht worden war, befreite und dieselbe, so weit er es damals vermochte, lauter und rein vortrug in Predigten, Reden und Schriften, die sich weit verbreiteten und sich bei Fürsten und Gelehrten, bei höhern und niedern Ständen und Personen einen erstaunlichen Beifall erwarben, so, daß es ihm möglich wurde, die vom Papste völlig unabhängige, auf das Evangelium Jesu Christi gegründete evangelisch-protestantische Kirche zu stiften. Gegen dies Alles ergriff natürlich der römische Papst die feindseligsten Maßregeln, um, wie es eben gehen wollte, diese Reformation mit ihren außerordentlichen Wirkungen aufzuhalten, rückgängig zu machen und ihrer Verbreitung zu steuern

durch geistliche und weltliche Unterhändler, durch Gelehrte und Schriften, durch Kaiser und Fürsten, durch listige und gewaltthätige Veranstaltungen. Dadurch aber wurden die Gemüther der Deutschen in die heftigste Bewegung gebracht, diese in zwei kirchlich-politische Partheien zerspalten, welche in kurzer Zeit auf's Heftigste gegen einander erbittert wurden.

Der Papst that sein Möglichstes, vornehmlich den damaligen Kaiser **Karl V.** als König der Deutschen, der aber auch zugleich König von Spanien und Beherrscher der Niederlande, der heutigen Königreiche Holland und Belgien, war, dahin zu bewegen, mit aller seiner inhabenden großen Macht der Reformation nicht allein ein Ende zu machen, sondern auch alle deutsche Fürsten, die derselben zugethan waren, außer Stand zu setzen, dieselbe zu vertheidigen und gegen den römischen Katholizismus aufrecht und im Fortgange zu erhalten. Dazu bot dieser Kaiser, als ächt römisch-katholischer Spanier, als König der spanischen Nation, die keinem andern als nur einem ächt römischen König gehorchte, als römischer Kaiser, der als solcher auch weltlicher Schirmherr der römisch-katholischen Kirche war, dem Papste nicht allein die Hand, wie er es nur mit seiner übrigens sehr schlauen Staatskunst oder Politik vereinigen konnte, sondern es vereinigten sich auch mit ihm die deutschen, römisch-katholisch gebliebenen Reichs-

stände durch einen unter einander zu Dessau 1525 geschlossenen Bund. Um diesem Bunde alle Festigkeit und Uebermacht zu verschaffen, boten die katholischen Stände alles auf, es 1531 dahin zu bringen, daß der Bruder des Kaisers, Ferdinand, welcher König von Ungarn und Böhmen war und Erzherzog von Oesterreich, zum römischen oder deutschen Könige gewählt würde, damit derselbe Karln V. als Kaiser zu seiner Zeit nicht blos nachfolgen, sondern sich auch mit demselben an die katholischen Fürsten gegen die Protestanten auf's Engste anschließen sollte. Allein der Kurfürst von Sachsen und die meisten protestantischen Fürsten und Reichsstände protestirten wider jene Wahl Ferdinands, gestützt auf dem von ihnen 1530 mit einander zu Schmalkalden geschlossenen Bunde, welcher zum Zweck hatte, die Reformation und ihre Ausbreitung zu schützen, der Unterdrückung der Protestanten und ihrer Religion, auf welche der Papst und Kaiser mit denen, die ihnen anhingen, ausgingen, auf's Kräftigste entgegen zu arbeiten. Hierzu kam ihnen dies zu statten, daß damals der Kaiser wegen der Türkenkriege auch die Hülfe der protestantischen Fürsten bedurfte, er sich daher um so mehr bequemen mußte, die Protestanten mit aller ihm möglichen Nachsicht und Güte zu behandeln, indeß dadurch zugleich dieselben nach und nach dahin bringen wollte, in die Königswahl Ferdinands zu willigen, die

eben damals kein leicht durchzusetzendes Werk war, weil nun schon zwei kirchlich politische Partheien einander feindlich gegenüber standen.

Die Oberhäupter der Protestanten in Deutschland waren der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, zwischen denen aber leider vermöge der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere nicht immer die nöthige Uebereinstimmung statt fand. Denn Johann Friedrich war wohl ein durchaus rechtschaffener Mann, von sanfter und gutmüthiger Denkungsart; allein sein Geist vermochte nicht die großen Angelegenheiten seiner Zeit von allen Seiten zu betrachten und zu umfassen. Dabei war er voll zu großer Ehrfurcht vor der Majestät des Kaisers und für Luther dermaßen eingenommen, daß er über dessen Lehrsätze hinauszugehen nicht erlauben wollte, weshalb er auch gegen die Reformirten, die durch Zwingli in der Schweiz als Protestanten auftraten, einen großen Widerwillen faßte, der einen heillosen Einfluß auf die protestantischen Angelegenheiten hatte. Auch ließ sich dieser Kurfürst von seinen Ministern, die man in Verdacht hatte, daß sie sich von der katholischen Parthei hätten bestechen lassen, leicht lenken und falsch berathen; und was bei ihm unter den obwaltenden Umständen ein gewaltiger Fehler war: er war kein großer Feldherr, und doch sollte er mit Philipp im Commando der

schmalkaldischen Armee abwechseln. Philipp von Hessen dagegen, mit vollem Rechte der Großmüthige genannt, übersah die damaligen Verhältnisse der katholischen und protestantischen Staaten in Deutschland mit großer Klugheit und von allen Seiten richtig, war überaus thätig in allen seinen Angelegenheiten, über alle politische und religiöse Vorurtheile des Kurfürsten erhaben und ein einsichtiger, kühner, entschlossener Feldherr, klug in Fassung seiner Pläne, schnell in ihrer Ausführung.

Unter allen diesen Umständen konnte es nun leicht geschehen, daß die Ahnung in Erfüllung ginge, welche Luther kurz vor seinem Sterben in den Worten äußerte: „wenn ich sterbe, betet! es wird warlich Betens „brauchen; denn unsre Kinder werden nach den Spiesen „greiffen müssen und es wird in Deutschland übel ste„hen." Doch wurde dadurch, daß der Kurfürst von Sachsen endlich in die Königswahl Ferdinands willigte, jetzt der Krieg noch verhindert, der auszubrechen drohte. Demohnerachtet verlängerten die schmalkaldischen Bundesgenossen ihren vorher auf 5 Jahre geschlossenen Bund am 24. Dezember 1534 auf zehn Jahre und erneuerten, ja verstärkten denselben 1536, indem auch der König von Dänemark, der Kurfürst von Brandenburg, Joachim **II.**, und der Herzog Heinrich von Sachsen dazu traten. Aber auch die katholischen Stände Deutschlands schlossen 1538 zu Nürnberg einen soge-

nannten heiligen Bund, an dessen Spitze sich der Kaiser Karl V. und der König Ferdinand stellten. Was hieraus entstehen mußte, war voraus zu sehen.

Kaum hatte Karl V. 1546 seinen damaligen Krieg mit den Franzosen geendet und Ferdinand einen Waffenstillstand mit den Türken eingegangen, als diese Häupter des heiligen Bundes glaubten: nun stehe ihren Plänen nichts mehr im Wege, die Protestanten in Deutschland zu unterdrücken, sich dadurch den Weg zur unumschränkten Beherrschung Deutschlands zu bahnen, durch diese die Uebermacht über alle europäische Staaten zu erlangen, ja, die Herrschaft nicht allein über die Länder, sondern auch über den Geist der Völker zu erringen. Sie schlossen dazu mit dem Papste eine Verbindung und der Kaiser zog sogar im Geheimen den protestantischen Herzog Moritz von Sachsen an sich. Da dies aber den Protestanten nicht verborgen blieb, sie auch erfuhren, daß man Seiten der Katholischen unter dem Vorwande eines bald wieder zu befürchtenden Türkenkrieges sich rüste und zwischen dem Kaiser und Papste die Uebereinkunft getroffen worden sei, daß Letzterer dem Kaiser 10,000 Mann Truppen stelle, 200,000 Kronen an baarem Gelde zahle und dem Kaiser aus den spanischen Kircheneinkünften 500,000 Kronen zu entnehmen bewilligt habe, so beschlossen auch sie, die zwischen ihnen und den Katholiken obwaltende Sache zur endlichen Ent-

scheidung zu bringen, sich den Anmaßungen Spaniens und Oesterreichs auf's Kräftigste zu widersetzen und Oesterreich in die ihm gebührenden Grenzen seiner Macht einzuweisen. Ehe sie aber gegen den Kaiser in's Feld rückten, sendeten sie zu ihrer Vertheidigung ein Entschuldigungsschreiben an denselben, auf welches ihnen der Kaiser dadurch antwortete, daß er sie in die Reichsacht erklärte, und diese gegen den Kurfürsten von Sachsen zu vollziehen dem Herzog Moritz Befehl gab. Da sie aber bereits stark gerüstet waren, als der Kaiser seine Armee noch nicht beisammen hatte, so griffen sie diesen 1546 mit einer solchen Schnelligkeit an, daß es ihnen ein Leichtes hätte sein können, den katholischen Bund über den Haufen zu werfen, wenn Kurfürst Johann Friedrich mit dem Landgrafen Philipp immer gleicher Ansicht und gleichen Sinnes gewesen wäre.

Ohne Aufenthalt drangen sie durch Franken an die Donau vor, wo 28 Fahnen und 600 Reiter Würtemberger und 15 Fahnen schwäbische Reichsstädter auf sie warteten, denen sich die Festung Dillingen ergeben hatte, wie denn dieselben auch die nöthigen Plätze am Lech und an der Donau so gut besetzten, daß man gegen einen Ueberfall des Kaisers von Regensburg her ziemlich gedeckt war. Als der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf hier ankamen, so wollte der einsichtsvolle, tapfere, entschlossene, kühne Philipp mit aller inha-

benden Macht den Kaiser ungesäumt angreifen und überwältigen. Der Kurfürst dagegen meinte, sich erst durch Einnehmung mehrer festen Plätze sichern und decken zu müssen, was nun zwar von den Verbündeten geschah, aber den Kaiser nicht zur Nachgiebigkeit zwang, wohl aber die kostbare Zeit verloren gehen ließ, in welcher der Kaiser hätte überwältigt werden können. Dieser sammelte während dieser Zeit seine ihm nahen Truppen bei Regensburg, zog mit diesen nach Landshut, wo er sich unangreifbar verschanzte und nur darauf wartete, daß Moritz dem Kurfürsten in's Land fallen und dieser genöthigt sein würde, sich mit seiner Armee von Philipp zu trennen, dieser aber dann trotz seiner schwäbischen Verbündeten viel zu schwach sein würde, gegen ihn das Feld zu halten. Hier kamen nun dem Kaiser die päpstlichen Truppen von Tyrol herauf und seine eigenen niederländischen Regimenter zu Hülfe. Dadurch vermehrte sich die kaiserliche Armee auf 60,000 Mann, indeß die schmalkaldischen Bundesgenossen 47,000 Mann stark waren. Dennoch würden die Protestanten auch jetzt noch ihre Sache gegen den Kaiser verfochten haben, wenn Philipp allein commandirt hätte und der Herzog Moritz von Sachsen, der von Jugend auf mit Johann Friedrich in Spannung gelebt hatte, dem Letztern nicht in's Land gefallen wäre und auch König Ferdinand ein Gleiches von der andern Seite her zu thun nicht ge-

broht hätte, um dem Kaiser Luft zu machen. Dieser hatte nie, auch als er an Truppenzahl stärker war, zu dem Entschluß kommen können, eine von den Protestanten ihm öfters angebotene Schlacht anzunehmen, was er, sobald der Herbst eintrat, auch um so weniger mochte, als seine Italiener von der **Aria tramontana** (Nordluft) häufig erkrankten und zum Theil starben. Was der Kaiser aber erwartet hatte, das geschah. Moritz fiel dem Kurfürsten in's Land und nahm dasselbe ein bis auf Wittenberg und Gotha 1546 im December.

Auf die Nachricht hiervon brach der Kurfürst mit Zustimmung seiner Verbündeten alsbald mit seiner Armee auf, um seine Länder zu schützen. Er ging mit derselben und allem seinem Geschütz über Heidenheim nach Schwäbisch-Gmünd, das er durch Kanonen zwang, ihm den Durchzug zu gestatten, weswegen es auch eine Brandschatzung zahlen mußte. Ueber Schorndorf fort marschirte er nach Frankfurt am Main, das ihm 9000 Gülden auszahlte, wie ihm denn auch der Kurfürst von Mainz 40,000 Thaler schaffen mußte. Am 19. December erreichte er Fulda, dessen Abt er nöthigte, ihm 30,000 Gulden zu zahlen, und am 26. December langte er in Thüringen bei Heldrungen an, mit dessen Besatzung er den Anfang zur Befreiung seiner Länder machte. Er vertrieb Moritzen nicht allein aus denselben, sondern besetzte auch dessen Land bis auf Leipzig und Dresden. Er

belagerte zwar jenes, konnte es aber nicht einnehmen. Dagegen bemächtigte er sich der Stadt Rochlitz und machte da den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu seinem Gefangenen, indem derselbe in's Meißensche, Moritzen zu unterstützen, eingefallen war. Also blieb er dem Kaiser immer noch furchtbar und das um so mehr, als die Böhmen einen Aufstand gegen Ferdinand erregt hatten, daß dieser Moritzen nicht hatte zu Hülfe kommen können, worauf vorher gerechnet war. Nun aber trennte sich auch Landgraf Philipp zu Heidelberg von den übrigen Bundesgenossen, zog auf Wegen, wo ihm eben nicht gut beizukommen war, durch das Stuterthal im Würtembergischen, über Berge hin und durch enge Wege bis nach Göppingen. Von hier sendete er Johann Friedrichen Verstärkung zu und behielt blos leichte Reiterei bei sich, mit welcher er in sein Land zurückging. Hierauf gingen auch die noch übrigen Truppen der Bundesarmee auseinander, und 1547 war dieselbe völlig aufgelöst. Jetzt hatte der Kaiser an der Donau und am Rhein völlig freie Hand, die er auch den Protestanten fühlbar genug machte, was insbesondere der Herzog von Würtemberg und die Reichsstädte in Schwaben und am Rhein hart genug empfanden. Weil Karl aber vernahm, daß Moritz gegen den Kurfürsten unterlag, so brach er 1547 mit seinen spanisch-italienischen Kerntruppen nach Sachsen auf. Bei Eger fanden sich alle Abtheilungen dersel-

ben am 13. April ein und concentrirten und setzten sich schleunigst nach der Elbe zu in Marsch. Auf diesem vereinigte der Kaiser seine Armee mit der des Herzogs Moritz, und da er wußte, daß Johann Friedrich, den Protestanten zu helfen, seine Armee durch — wahrhaft unzeitige — Absendungen nach Niedersachsen und an die böhmische Grenze geschwächt und nicht mehr als 10 Fahnen Fußvolk und 7 Schwadronen Reiter bei sich hatte, so überfiel er denselben, mit Hülfe eines Verräthers, an der Elbe bei Mühlberg am 20. April 1547, und, weil sich die sächsischen Generale schlecht hielten, die Infanterie sich zwar nicht alsbald werfen ließ, aber die Cavallerie flüchtig wurde und nun jene der ganzen kaiserlichen Macht ausgesetzt war, so schlug Karl den Kurfürsten total, bekam ihn, von empfangenen Wunden blutend, sogar gefangen, und mit ihm den Herzog Ernst von Braunschweig. Vor Wittenberg errichtete Karl ein Kriegsgericht unter dem Vorsitze des unmenschlichen spanischen Herzogs von Alba, welches den Kurfürsten zum Tode verurtheilen mußte, als einen wegen Hochverraths und Empörung mit der Reichsacht behafteten Gefangenen. Auf Bitten vieler Fürsten, auch Moritzens, nahm, wider den Willen der Spanier und Oesterreicher, Karl das Todesurtheil zurück. Johann Friedrich aber mußte die sogenannte Wittenberger Kapitulation eingehen. Für sich und seine Nachkommen mußte er die

Kurfürstenwürde nebst dem größten Theile seiner Länder an Herzog Moritz abtreten, so auch seine Rechte an die Bisthümer und Bergwerke. Die Stifter Magdeburg und Halberstadt mußte er als böhmische Lehen, Saalfeld ausgenommen, dem römischen Könige Ferdinand überlassen, die Festungen Wittenberg und Gotha übergeben, mußte versprechen, keine Festungen von Neuem anzulegen, den (in Rochlitz gefangen genommenen) Markgrafen Albrecht von Brandenburg gegen Herzog Ernst von Braunschweig, wenn dieser dem Kaiser einen Fußfall gethan haben würde, ausliefern und seine Einwilligung geben, daß der in Hessen gefangen gehaltene Herzog Heinrich von Braunschweig freigegeben würde. Was aber das Härteste war, Johann Friedrich mußte sich's gefallen lassen: Gefangener zu bleiben am kaiserlichen oder spanischen Hofe, so lange es dem Kaiser, der ihm das Leben geschenkt habe, belieben würde. Gestattet wurde ihm, sich „gebornen Kurfürsten von Sachsen" zu nennen. In der Kapitulation wollte ihn Karl zwingen, die seitherigen Religionsstreitigkeiten der Entscheidung des Papstes und der Kirchenversammlung zu Trident zu überlassen. Allein standhaft verweigerte dies Johann Friedrich und sprach: „Mit nichten! wir wollen „bei der Lehre und dem Bekenntniß, so wir zu Augs„burg mit übergeben haben, beständig verharren, und „lieber die Kur, Land und Leute, ja selbst den Hals her„geben, als uns von Gottes Wort abreißen lassen. Ich

„kann in meinem Alter die Wahrheit nicht verleugnen, „für welche ich gestritten habe, und, um mir auf wenige „Jahre die Freiheit zu verschaffen, will ich kein Ver„räther an der guten Sache werden, um derentwillen ich „so Vieles gelitten habe und noch zu leiden bereit bin. „Ich finde ein größeres Vergnügen, in der Einsamkeit „die Achtung redlicher Männer und den Beifall meines „eigenen Gewissens ruhig zu genießen, als gequält mit „dem Schimpfe und mit dem Verbrechen des Abfalls in die „Welt zurückzukommen, den Rest meiner Tage zu ver„bittern und zu schänden." Diese Rede drang in Karls Gemüth, und als Johann Friedrich bei diesem Bekenntnisse verharrte, selbst als man ihm seine Bibel und Gebetbücher wegnahm, so stand Karl von seiner Forderung ab.

Nun entließ Johann Friedrich die Garnison der Festung Wittenberg ihres Eides und am 23. Mai wurde diese übergeben. Nachdem diese Garnison abgezogen war, hielt Karl am 25. Mai seinen Einzug, und, indem er unter Andern äußerte: „es ist doch Alles ganz anders „im evangelischen Lande und unter evangelischen Leuten, „als ich mir gedacht habe": erzeigte er sich gegen die Stadt und die Fortsetzung des evangelischen Gottesdienstes sehr duldsam und milde. Nachdem Johann Friedrich durch ein offenes Patent seine Vasallen an Herzog Moritz gewiesen und der Kaiser diesem vor der ganzen Armee

das Erzmarschallamt und die Kurwürde am 4. Juni übertragen hatte (die feierliche Bestätigung erfolgte erst am 24. Februar 1548), hielt Moritz seinen feierlichen Einzug in Wittenberg, ließ sich huldigen, milderte die durch die Belagerung vornemlich auf dem Lande entstandene Noth und besetzte die Festung mit seinen Truppen, aus welcher die Kaiserlichen abmarschirten. Diese, insbesondere die Spanier und Italiener, hatten gräulich gewirthschaftet in der Gegend umher. Die Dörfer waren wüste, denn um den Mißhandlungen zu entgehen, waren die Einwohner geflohen. Alles Vieh ward weggenommen und in den Bauerhöfen nicht das Geringste gelassen. Man fand todte Bauersleute auf dem Felde, denen die hungrigen Hunde die Leiber aufrissen und die Eingeweide fraßen. Vornemlich ging es den evangelischen Geistlichen schlecht von den Soldaten. Den Propst zu Kemberg z. B., Bernhardi, hatten dieselben in seiner Studirstube mit Stricken aufgehenkt, und als ihn seine Frau abschnitt, banden sie ihn unter Schlägen mit Riemen an ein Pferd, schleppten ihn einige Meilen mit sich fort, bis ihn ein deutscher Hauptmann von seinen Peinigern befreite und ihm also noch das Leben rettete. Religionshaß machte die Spanier vornemlich zu Räubern, Mordbrennern und Todtschlägern auf den Dörfern. Gern hätten sie sich als solche an den Bürgern in Wittenberg erwiesen; allein Karl hatte den Bürgern versprochen, keinen Spanier in

die Stadt zu lassen, ja vielmehr erlaubt, wenn es einer wage, hineindringen zu wollen, denselben niederzustoßen, was man zwar nicht eben wagte; aber Mancher, der im Stillen über die Wälle klettern wollte, wurde in den Stadtgraben gestürzt.

Den Kindern Johann Friedrichs wurden aus den schwachen Ueberresten seiner ehemaligen Länder, z. B. dem Herzogthume Gotha, 50,000 Gülden jährlicher Einkünfte zugesprochen.

Am 7. Juni zog der Kaiser mit dem gefangenen Kurfürsten von Wittenberg ab, den er nun überall mit sich in Deutschland herumschleppte. Vor's Erste ging er nach Halle.

Wie den Kurfürsten, wünschte nun Karl auch den Landgrafen Philipp in seine Gewalt zu bekommen. Aber wie? Hinterlistig ward diesem Landgrafen Freiheit und Leben zugesagt, wenn er sich vor dem Kaiser stellen und sich ihm ohne Widerstand unterwerfen würde. Hierüber wurde zwar durch Vermittlung seiner Freunde, besonders Moritzens, der sein Schwiegersohn war, ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, derselbe aber so zweideutig abgefaßt, daß er gar manche willkührliche Deutung zuließ. Freilich sind hierüber abweichende Angaben vorhanden, indem in jenem Vertrage erst gestanden haben soll, daß Philipp vor einiger Gefangenschaft sicher sein solle, hernach aber statt dieses Wortes

„ewiger" gesetzt gewesen sein soll. Genug, als sich Philipp zu Halle vor dem Kaiser stellte, auf dem Fußteppich des kaiserlichen Thrones knieend, durch seinen Kanzler, auch knieend, die Bitte um Begnadigung ablesen ließ, ward er darnach nebst dem Herzog Moritz und dem Kurfürsten von Brandenburg zu einem glänzenden Gastmahle bei dem Herzog Alba eingeladen und nach demselben spät in der Nacht, trotz aller Protestationen seiner Freunde, gefangen genommen auf kaiserlichen Befehl, den Alba vorzeigte, am 19. Juni 1547. Nachdem auch ihn der Kaiser wie im Triumph durch mehre deutsche Städte mit sich herumgeschleppt hatte, wurde er schmachvoll nach Mecheln transportirt, wo er fünf Jahre in harter Gefangenschaft schmachten mußte. Herzog Moritz aber ward erfüllt mit Ingrimm gegen den Kaiser.

Uebermüthig behandelte nun Kaiser Karl V. überall die Protestanten und ließ dieselben seinen Zorn entsetzlich fühlen. Es mußten sich nach der Mühlberger Schlacht alle schmalkaldischen Bundesgenossen vor ihm demüthigen, um seine Gnade nachsuchen, die zu erlangen der spanische Minister Granvilla es eben Niemanden leicht machte. Es war nun unverkennbar, wie Karls Sucht, über Deutschland unbeschränkt herrschen zu können, sich immer deutlicher zu Tage legte. Allein auch auf Brandschatzung und Geldgewinn war es abgesehen. Denn, wenn auch Karl dem Pfalzgrafen Friedrich, aus Rücksicht, daß der-

selbe sein Jugendfreund gewesen war, wider Granvella's Willen, alle Brandschatzung erließ, so mußte doch der Herzog Ulrich von Würtemberg des Kaisers Gnade mit Dukaten erkaufen, und die Grafen von Erbach — was sie noch mit Mühe und Noth auf Fürsprache der Kurfürstin von der Pfalz, deren Oheim der Kaiser war erlangten — trotz ihres kleinen Ländchens 12,000 Thaler zahlen, ohne sogar der kaiserlichen Gnade gewiß zu sein. Ja, Hamburg, das als eine freie Reichsstadt dem schmalkaldischen Bunde beigetreten war, soll sogar von Karln erst nach Zahlung der damals ungeheuren Summe von 100,000 Gulden begnadigt worden sein, indeß die Abgeordneten dieser Stadt auch noch zu Nürnberg vor dem Kaiser fußfällig Abbitte thun mußten u. s. w. Keinem Lande aber erging es trauriger als Böhmen. Von den Böhmen hatte Karl beim Ausbruche des schmalkaldischen Krieges Hülfstruppen verlangt, welche ihm dieselben verweigerten, weil die dem Evangelium anhängenden Stände nicht gegen ihre Glaubensbrüder fechten wollten. Auf sie wälzte sich nach dem für die Protestanten unglücklichen Ausgange des Krieges Karls ganzer Zorn. Eins seiner Heere kam nach Böhmen, eroberte Prag, nahm dieser Stadt viele Rechte, ließ die vornehmsten Adelichen und Bürgerlichen einkerkern, mit Ruthen peitschen, ihrer Güter berauben, sogar enthaupten. Den böhmischen Brüdern (Evangelischen) wurden

die Kirchen verschlossen; aus mehren Landstrichen wurden sie ganz vertrieben und an 1000 von ihnen flüchteten nach Preußen, das sie freundlich aufnahm. Welcher Aussichten galt es daher für die Protestanten! Allein auch die dem Kaiser getreuen deutschen Stände fühlten sich durch dessen herrisches Benehmen sowohl, als durch die aufgewälzten Kriegssteuern auf's Empfindlichste gekränkt und belästigt. Um so mehr konnten die von ihm besiegten Reichsstände unter den Bedrückungen, die sie von Karln erdulden mußten, seufzend keinen andern Plan bei ihm voraussetzen, als daß er sich mit Unterdrückung der Protestanten zugleich zum unumschränkten Herrn von ganz Deutschland machen wollte; denn er strebte nicht allein nach aller Macht über die Länder, sondern auch über die Gewissen und den Glauben ihrer Bewohner, indem er durch katholische und protestantische Gelehrte eine Glaubensformel aufsetzen ließ, die schlechterdings unterdessen allgemein angenommen werden sollte, bis eine allgemeine Kirchenversammlung über Alles, was die Religion angehe, entschieden haben würde. Er nannte dies das Interim (Unterdessen), das aber Niemanden gefallen wollte, den Protestanten nicht, weil darin auf ihre kirchlichen Verbesserungen, Gebräuche und Lehren gar keine Rücksicht genommen worden und ihnen kein sicherer Bestand derselben zugesichert war; den Katholiken mißfiel das Interim, weil es die Protestanten

im Besitze der eingezogenen Kirchengüter verbleiben ließ, weshalb auch der Papst mit einer Bulle in starken Ausdrücken dagegen auftrat.

Dem Allen aber arbeitete im Geheimen und unvermerkt Herzog Moritz von Sachsen entgegen. So zuversichtlich Karl V. darauf vertraute, daß ihm Moritz unwandelbar ergeben sei, so unzufrieden war dieser mit dem Kaiser und keineswegs gesonnen, die protestantische Kirche und Deutschlands Verfassung von ihm unterdrücken zu lassen. Willkommen war es ihm daher, als er am 18. Mai 1549 vom Kaiser Befehl bekam, die wider Magdeburg ausgesprochene Reichsacht zu vollziehen, diese Stadt, die sich Karln nicht ergeben und auch das Interim nicht angenommen hatte, zu belagern, dieses Bollwerk der Protestanten zu erobern und dessen Bürger hart zu züchtigen. Da bekam nun Moritz die beste Gelegenheit, eine bedeutende Armee zu halten, sie zu üben, zu vermehren und sie zur Ausführung viel größerer Dinge geschickt zu machen, als die Eroberung einer Festung war, ob ihm schon auch Magdeburgs Eroberung viel zu schaffen machte. Denn der Magistrat und die Bürger waren ächt und eifrig protestantisch gesinnt, nannten Moritzen einen Mamelucken und Abtrünnigen, und nahmen alle wegen der evangelischen Religion vom Kaiser und dessen Anhange Verfolgte in ihre Festung auf. Zwar beeilte sich eben Moritz nicht mit

Vollziehung des kaiserlichen Befehls, rüstete sich aber gewaltig, als wenn es der Eroberung eines Reiches gelten sollte. Doch auch seine Landstände erschwerten ihm die Rüstung, indem diese dabei blieben: die Achtsvollstreckung komme nicht ihm allein zu, sondern den sämmtlichen Reichsständen, und sei die härteste Religionsverfolgung. Endlich aber doch mit der Rüstung fertig, begann er im October 1550 die Belagerung, wobei ihm der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Mecklenburg und Braunschweig, der Fürst von Anhalt, das Domcapitel und der Adel des Erzstiftes als Burggrafen von Magdeburg unterstützten, so daß er eine Armee von 15,000 Mann zusammenbrachte. Allein auch die Magdeburger, von ihrer Geistlichkeit und Obrigkeit mächtig aufgeregt, verbanden sich eidlich, für ihre Religion, Freiheit und Eigenthum zu leben und zu sterben, hatten auch die Zeit der Zögerung Moritzens recht gut benutzt, aus dem Kloster und Amt Plötzke die Schafe geholt, alles ausgeplündert, die Pferde weggenommen und auf zwei Jahr hinaus Proviant und Munition angeschafft. Aus den Glocken der Stifter und Klöster gossen sie Kanonen, und schon seit 1547 hatten sie ihre Festungswerke sehr verstärkt. Vom Kaiser geächtete Offiziere waren nach Magdeburg geflüchtet, wie Graf Albrecht von Mansfeld mit zwei Söhnen, Graf Christian von Oldenburg,

der berühmte würtembergische General Heideck, der böhmische General Pflug. Diese und Andere unterstützten die Stadt mit Rath und That. Moritzens Aufforderung, sich zu ergeben, ein neues Edikt des Kaisers, in welchem die Besatzung unter den härtesten Bedrohungen befehligt wurde, die Festung zu verlassen, wirkte nichts andres, als nur höhern Muth und stärkere Erbitterung. Die Magdeburger machten kühne Ausfälle, bei welchen sie z. B. in einer fürchterlichen Dezembernacht unter Sturm und Schneegestöber, mit weißen Hemden über Montur und Harnisch, die belagernde Kavallerie bei Ottersleben überfielen, das Dorf an mehren Stellen anzündeten, daß die Reiter nicht fliehen konnten, sondern weil alle Ausgänge besetzt waren, nur in weniger Anzahl halbnackt entkamen, die meisten niedergehauen oder gefangen wurden. Als der Herzog von Mecklenburg diese Schmach am andern Tage rächen wollte, ward auch dieser, mit dem Pferde stürzend, gefangen genommen und in die Stadt mit großem Jubel unter dem Läuten mit der größten Domglocke gebracht; ein Schicksal, das bei einem andern Ausfall am 19. Dezember Moritzen selbst fast begegnet wäre. Dieser aber betrieb die Belagerung mit absichtlicher Saumseligkeit, war oft abwesend, seinen Leuten fehlte es oft an Löhnung und Proviant, daß diese im Januar 1551 den Magdeburgern für Brod und Geld Geschütz, Gewehr

und Pulver verkaufen wollten, ja selbst in Empörung und Beraubung der Kriegskasse ausbrachen, welchem Unwesen Albrecht von Brandenburg nur noch mit Mühe steuerte. Immer unterhandelte Moritz mit den Magdeburgern, machte aber immer hohe Forderungen und dadurch verzögerte sich die Uebergabe der 3000 Mann starken Garnison an 15,000 Belagerer dermaßen, daß der Kaiser Moritzen befehligte, die Kapitulation mit der Stadt unter jeder Bedingung abzuschließen. Moritz hatte den oben genannten General Heideck, der den Magdeburgern 4300 Mann neue Truppen zuführen wollte, gefangen genommen, welcher aber sein Vertrauter ward und aus Haß und Rache gegen den Kaiser Moritzens Plan gegen diesen zur Reife bringen und den geheimen Bund mit Frankreich, Hessen, Mecklenburg, Brandenburg abschließen half. Durch diesen Heideck und seinen Kanzler Arnold ließ Moritz nach publizirtem Waffenstillstand im Lager den Magdeburgern billigere Vergleichsvorschläge thun und die Kapitulation kam am 3. November 1551 zu Stande. Die Stadt ergab sich an Moritzen auf Gnade und Ungnade, erhielt aber ausdrücklich die Erhaltung aller ihrer bürgerlichen und kirchlichen Freiheiten und Rechte, und in einem geheimen Artikel die Befreiung vom Interim zugesichert. Sie mußte die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg für ihre Oberherren erkennen, 50,000 Goldgülden zah-

len, dem Letztern zwölf große Kanonen geben, den Herzog von Mecklenburg freilassen, und bei dem Kaiser brachte es Moritz dahin, daß den Magdeburgern die fußfällige Abbitte erlassen wurde, und auch die Festungswerke nicht geschleift werden durften. An letzterem Punkte lag Moritzen selbst sehr viel, denn er brauchte einen großen und sichern Waffenplatz. Die Besatzung wurde sogleich abgedankt, aber durch Georg von Mecklenburg heimlich in Moritzens Dienste genommen und einstweilen nach Thüringen in die Winterquartiere geschickt. Am 9. November hielt Moritz seinen Einzug in die Stadt mit dem kaiserlichen Commissar von Schwendi und ließ sich als Landesherr den Huldigungseid leisten, der so lange gültig sein sollte, bis er und der Kaiser die Stadt an einen andern Herrn weisen würden. Magdeburgs tapfere, vom October 1550 bis November 1551 dauernde, standhafte Vertheidigung und gelinde Capitulation flößte den protestantischen Ständen und Städten neuen Muth ein, und machte einen ungemein günstigen Eindruck auf alle Protestantischgesinnte; indeß nun Oesterreich den Hauptschlüssel zum Elbstrome und nördlichen Deutschland sich aus den Händen gewunden sah. Moritz hätte nun nach damaligem Kriegsgebrauch seine Armee entlassen können, entschuldigte sich aber beim Kaiser damit, daß er aus Mangel an Gelde derselben die schuldige Löhnung nicht bezahlen könne und ihr deshalb

einstweilen Winterquartiere in Thüringen anweisen müsse, bis er sie zu bezahlen im Stande sei, was seine und des Kaisers Ehre fordere. Im Stillen aber hatten sich Moritz und seine Bundesgenossen am 5. October 1551 zu Locha verbunden mit Karls Hauptfeinde, dem Könige von Frankreich, Heinrich II., der ihn mit Hülfsgeldern zu unterstützen versprach, wofür ihm Moritz — freilich leider — den Besitz von Metz, Toul und Verdün in Aussicht stellte. Eben so klug wußte Moritz den Kaiser zu täuschen und durch Berichte hinzuhalten bis zum 23. März 1552.

Karl V. saß zu Inspruck in Tyrol ruhig, aber krank; beschäftigte sich mit den Angelegenheiten des Papstes, der eine große Kirchenversammlung zu Trident in Tyrol halten ließ, um durch seine Cardinäle und durch die Bischöfe aller katholischen Länder die Gründe und Glaubenssätze der römisch-katholischen Religion und Kirche von Neuem festzusetzen und der Welt als die alleinseligmachenden zu verkündigen und vorzuschreiben; dagegen ebenfalls der Welt die Reformation Luthers und Zwingli's mit ihren Lehren als eine zu höllischer Verdammniß führende Ketzerei darzustellen, die nichts anderes verdiene, als die schmählichste Ausrottung, zu welcher nun eben Karl V. und Ferdinand I. alle ihre Macht verwenden sollten. Von Inspruck aus wollte Karl den Gang der Kirchenversammlung lenken und auch alles

im Auge behalten, was in Deutschland vorging. Wie ihn aber dort der Papst und dessen Cardinäle um nichts befragten, so hatte er auch nicht die geringste Ahnung von dem Sturme, der über ihn hereinbrechen sollte von Deutschland her.

Von Magdeburg war Moritz nach Hause gegangen, wohin er vorher seiner Gemahlin geschrieben hatte, daß er der großen Herren Dienste fast müde sei und nichts mehr begehre, als Ruhe und Frieden. Jedoch von hier aus wußte er Alles, was in seinem geheimen Plane lag, Johann Friedrichen und Philippen aus ihrer kaiserlichen Haft zu befreien, des Kaisers eigenmächtigen und herrischen Unternehmungen gegen die Freiheit der protestantischen Kirche und des deutschen Reichs eine Grenze zu setzen, — im Geheim zu leiten, seinem Ziele entgegen zu führen und vor dem Kaiser Karl und Könige Ferdinand verborgen zu halten bis zum März 1552.

Plötzlich brach Moritz am 19. dieses Monats mit 25,000 Mann aus Thüringen nach Franken auf, wo auch Wilhelm von Hessen und Albrecht von Brandenburg-Culmbach zu ihm stießen. Auf dem Marsche streute er ein Manifest aus, worin er die Gründe und Ursachen seines Feldzuges allgemein bekannt machte. Auf Augsburg ging's zuerst los, das sich nach drei Tagen ergab, nicht aber Ulm. Vor diesem Orte die Zeit nicht zu verlieren, zogen die Alliirten nach Stockach. Hier er-

hielten sie die versprochenen französischen Hülfsgelder und die Nachricht, daß Frankreich mit der Eroberung Lothringens beschäftigt sei. Kaum hörte Karl V. von diesen Geschichten, als er, ganz ungerüstet, durch seinen Bruder Ferdinand den Kurfürsten nach Linz zu mündlichen Unterhandlungen beschied, die zu Nichts führten, weil Moritz ohne Einwilligung seiner Verbündeten die Waffen nicht niederlegte, wohl aber Hoffnung machte, daß ein Waffenstillstand eintreten und zu Passau eine Friedensversammlung gehalten werden könne. Karl V. glaubte nun zwar nicht, daß Moritz ihn noch weiter feindlich behandeln werde, zog jedoch seine Truppen bei Reuten zur Besetzung der Alpenpässe zusammen, um sein Hoflager zu decken, und wollte die Friedensversammlung, die bereits auf den 26. Mai angesetzt war, bis zum 8. Juni hinausschieben. Dies aber erweckte bei Moritzen den größten Verdacht, und er sowohl als der französische Gesandte **de Fresse** riethen den Verbündeten, dem Kaiser ihr jetziges Uebergewicht fühlen zu lassen und ihn anzugreifen. Am 17. Mai näherte man sich daher Roßhaupten bei Füssen in Schwaben, einem Passe nach Tyrol. Hier erfuhr man durch Spione und eingebrachte Gefangene: es seien die Alpenpässe besetzt. Dennoch ging die Infanterie der Verbündeten zugleich mit 200 Reitern bei Füssen über den Lech und stieß in den Engpässen bei Reuten auf 800 Kaiserliche mit zwei Kano-

nen. Diese wurden in die Flucht getrieben und auf ein anderes dahinter stehendes Corps geworfen, das dadurch in volle Unordnung kam. Die Kaiserlichen verloren eine Fahne und mehr als 1000 Mann, sammelten sich aber wieder in einem Engpasse, aus dem sie nicht sogleich vertrieben werden konnten. Am Morgen des 19. Mai aber wendeten sich die Verbündeten südlich von Reuten nach der Ehrenberger Klause, dem Hauptschlüssel Tyrols, griffen sogleich die Schanzen am Fuße des Berges an und nahmen sie, stürmten, unter einem Kugelregen vom Schlosse herab, die Klause, nahmen sie nach wenigen Stunden, und neun Fahnen Infanterie mußten sich, 3000 Mann stark ergeben, mit 30 Kanonen, indem vier andere entflohen. Man machte in dieser Feste eine darin bewahrt, und dahin geflüchtete unermeßliche Beute. Mit dieser nicht zufrieden, forderte das Regiment Reuffenberg, das sich schon bei der Belagerung Magdeburgs nicht zum Besten benommen hatte, noch einen Sturmsold und stiftete eine Meuterei, bei welcher Moritz persönlich in Lebensgefahr kam, die er zwar stillte, welche ihn aber einen ganzen wichtigen Tag aufhielt, den er ungenützt verlor und zur Gefangennehmung des Kaisers hätte benutzen können. Am folgenden Tage erst beorderte er zwei Regimenter Infanterie nach Inspruck, welches eine Tagereise von der Klause liegt, und, nachdem er die Engpässe bei Reuten und Füssen besetzt hatte, folgte er sogleich

nach und stieß zwei Meilen von Inspruck bei Zirle mit dem Fußvolke zusammen. Eilboten hatten dem Kaiser die Nachricht von Erstürmung der Klause und Moritzens Vorrücken gebracht, und der sonst so hochfahrende, stolze Kaiser, dem Moritz am Jahrestage der Wittenberger Kapitulation den Schlüssel von Tyrol entrissen hatte, mußte, Podagra, Bequemlichkeit und die schon gedeckte Tafel vergessend, in einer Nacht voll Sturm und Regenschauer, auf abscheulichen Wegen, in einer Sänfte getragen, krank, gedemütigt, bei Fackelschein über rauhe Alpen nach Villach in Kärnthen flüchten, wobei ihm König Ferdinand, alle Gesandte und der Hofadel voll Angst und im jämmerlichsten Aufzuge, meistens zu Fuße, folgten, weil es an Pferden fehlte. Am 23. Mai zog Moritz mit 400 Pferden und 20 Fahnen Lanzknechten in Inspruck ein und fand hier noch die Tafel gedeckt, an der Karl sein Abendbrod in Ruhe hatte genießen wollen. Moritz wollte freilich, daß keine Plünderung stattfände, allein, kaum war er wieder zu Pferde gestiegen, so verlangten sein Hofmarschall und mehre Ritter mit geladenem und gespanntem Feuergewehr, im Weigerungsfalle sogar mit allgemeiner Plünderung drohend, Alles, was dem Kaiser, seinem Hofstaate, den spanischen Großen und dem Bischof von Augsburg gehöre; nur Ferdinands Hab und Gut blieb, Moritzens bei Lebensstrafe gegebenen Befehle gemäß, unangetastet. Was wollte die zurückgebliebene

Hofdienerschaft thun? Gehorchen. Alles kaiserliche Prunkgeräthe ward fortgeschafft, von geldgierigen Soldaten um ein Geringes verkauft, Vieles wurde verschenkt, Manches vernichtet. Die Bürger aber, wenn auch einzelne Fälle anderer Art waren, blieben ungeplündert. Desto schlechter erging es den Ortschaften auf dem langsamen Rückzuge, wo in Häusern, Klöstern und Kirchen ungeheure Zerstörungen und Verwüstungen angerichtet wurden, und verwilderte protestantische Soldaten in katholischem Lande eben so hauseten, wie verwilderte katholische Lands- und Kriegsknechte in protestantischen. Vornemlich wurden von Füssen bis Donauwörth viele Häuser niedergerissen und 4000 Menschen auf immer zu Bettlern gemacht. — Als sich der zur Friedensversammlung bestimmte 26. Mai nahete, schiffte sich Moritz auf dem Inn nach Passau ein und ließ seine Truppen nach Füssen zurückgehen, damit sie unter Wilhelm von Hessen und Albrecht von Brandenburg die Alpenpässe besetzten.

Sobald Moritz in Passau angelangt war, nahmen die Verhandlungen ihren Anfang; aber sie schienen keinen Fortgang haben zu wollen. Denn obgleich der Kaiser geschlagen und kaum der Gefangenschaft entgangen war, obgleich die Franzosen Metz, Toul und Verdün weggenommen hatten, obgleich die Türken schon wieder in Ungarn eingefallen waren (1551) und Oesterreich der deutschen Hülfe sehr bedürftig war; obgleich der Markgraf

von Brandenburg=Culmbach sich am Main behauptete und bei Frankfurt furchtbare Verwüstungen anrichtete, wollte sich doch Karl V. in keine Vergleichsbedingungen ein=lassen. Erst, als König Ferdinand ihm zu Villach den Drang der Umstände an's Herz legte, die nachdrücklichsten Vorstellungen machte und Moritz am 17. Juli Frankfurt förmlich zu belagern begann, da erst fühlte sich der höchst erbitterte und erzürnte, stolze, fast unbiegsame Kaiser genöthigt, mit dem Kurfürsten Moritz, der im Namen aller Protestanten unterhandelte, zu Passau einen kaiserlichen Vertrag einzugehen zugleich im Namen aller katholischen Reichsstände, in welchem der Kaiser durch den römischen König Ferdinand endlich in Alles willigte, was die Protestanten begehrten, um nur mit seiner ungetheilten Macht den Franzosen zu Leibe gehen zu können, von deren Seite es für ihn auch nicht an Demüthigung fehlte. Er willigte daher ein: 1) daß die gefangenen Oberhäupter des schmalkaldischen Bundes, Johann Friedrich und Philipp, in Freiheit gesetzt würden; 2) das Reichskammergericht in Regensburg aufhören mußte, die Evangelischen zu verfolgen, allen Religionsparteien gleiches Recht sprechen und auch die Augsburgischen Confessionsverwandten in seine Mitte aufnehmen sollte; 3) die Protestanten freie Religionsübung erhielten und genössen, und 4) Alles, was noch zu erörtern übrig wäre, auf einem, in einem halben Jahre zu

haltenden Reichstag ausgemacht und der Friede völlig hergestellt werden sollte. Durch diesen am 16. Juli 1552 abgeschlossenen Passauer Vertrag, der am 7. August darauf bestätigt wurde, erhielt die evangelisch-protestantische Kirche Religionsfreiheit, und die gefangenen Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen mußte der Kaiser freilassen, daß jener nach Weimar, dieser nach Cassel zurückkehrte. Johann Friedrichen hatte der Kaiser, damit es nicht scheinen möchte, als sei er dazu gezwungen worden, schon am 12. Mai 1552 die Freiheit angekündigt und am 19. Mai ertheilt. Den Tag nach Abschluß des Vertrags gab Moritz seiner Gemahlin Nachricht davon, fügte aber hinzu: „Gott geb, daß es gehalten werdt!" und: „ich werd wol noch ein trüb Wetter müssen helfen klar machen!" Da auch wirklich der Kaiser des französischen Krieges wegen, den er unglücklich führte, indem er weder Metz noch die übrigen verlornen deutschen Lande von den Franzosen zurückerobern konnte, den versprochenen Reichstag auf drei Jahre hinaus verzögerte, so legten Moritz, und nach dessen Tode der Kurfürst August und der Markgraf Albrecht von Brandenburg die Waffen nicht nieder, bis 1555 der allgemeine Reichstag zu Augsburg gehalten wurde.

Auf diesem bestätigte im Namen des Kaisers dessen Bruder Ferdinand den Passauer Vertrag. Es wurde

ein sogenannter Religionsfrieden aufgerichtet. Hätte Moritz noch gelebt, der 1553 am 9. Juli in der Schlacht bei Sievershausen auf der Braunschweiger Haide gegen den aufrührerischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg tödtlich verwundet worden, und am dritten Tage darnach gestorben war, hätte dieser Held noch gelebt und den Friedensschluß geleitet, so würde derselbe wohl anders ausgefallen sein, denn in demselben wurde den Protestanten, die, obschon Sieger, dennoch nicht fest und kräftig genug auftraten, auf eine schwankende Weise freie Religionsübung bewilligt. Den Obrigkeiten sollte es freistehen, sich mit ihren Unterthanen zur katholischen oder protestantischen Religion zu wenden. Auch die den geistlichen Fürsten zugehörigen Ritterschaften, Städte und Communen, welche schon seit langer Zeit dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse anhängig wären, sollten dies auch ferner bleiben dürfen. Auch in den freien Reichsstädten, wo die alte und neue Religion bisher bestanden habe, solle es ferner hiebei verbleiben. Diese Zusicherung gab der Kaiser, obgleich katholische Stände dagegen waren. Die protestantischen Fürsten erhielten in ihren Ländern die höchste geistliche Gewalt, die der Papst sonst besaß; sie machten daher auch Anspruch auf alles vorhandene Kirchengut. Aber bei dem allen wurde der eben so sonderbare, als aller Gewissensfreiheit widersprechende geistliche Vorbehalt bedungen, oder, wie die Pro-

testanten immer behaupteten, von der katholischen Partei in den Vertrag eingeschwärzt: daß die Unterthanen jedes Landes sich nach der Religion ihres Fürsten richten sollten. Jeder weltliche Reichsstand sollte das Recht haben, die Religion, zu der er sich bekenne, auf seinem Grund und Boden zur alleinigen und herrschenden zu machen, die entgegengesetzte aber der freien Ausübung zu berauben; jedoch solle jeder Unterthan, der seine Religion unterdrückt sehe, seine Habe verkaufen und das Land verlassen dürfen. Dies sollten auch die Unterthanen thun dürfen, die protestantisch bleiben wollten, wenn der vorher protestantische Landesherr katholisch würde. Sobald aber ein geistlicher Fürst, Bischof oder Erzbischof den lutherischen oder protestantischen Glauben annehmen würde, so sollte derselbe seiner Würden und Landesherrschaft entsetzt werden. Zuletzt wurden Alle, die nicht entweder der römisch-katholischen oder der augsburgischen Confession angehörten, von diesem Religionsfrieden ausgeschlossen. — Dieser letzte Punkt war ein Hauptversehen der protestantischen Stände und ein Hauptkunstgriff der katholischen. Denn nun bekam das augsburgische Glaubensbekenntniß der Evangelisch-Lutherischen eine politische Bedeutung, indem der Vertrag zwischen beiden Theilen auf dasselbe bezogen wurde. Blos als mit Anhängern an dieser Confession gingen die Katholischen mit den Protestanten, und diese als Verwandte

dieser Confession mit den Katholischen den Frieden ein, an dessen Wohlthaten daher auch im Grunde die Reformirten nicht eher Antheil haben sollten, als bis sie sich zur augsburgischen Confession bekannten. Da dies vor Jetzt nicht geschah, so hatten die Jesuiten damit ein für sie herrliches Mittel in ihrer Gewalt, den katholischen Ständen fort und fort einzubilden: daß den Protestanten der Religionsfrieden nicht weiter zu halten sei, sobald diese nur im Mindesten in ihren Lehren und Gebräuchen von der augsburgischen Confession abwichen oder abzuweichen schienen; und hiemit hatten es diese an den katholischen Höfen eingenisteten Störenfriede in ihrer Gewalt, die schlummernde Zwietracht immer von Neuem zu wecken und verderblich ausbrechen zu lassen. — Mit Mühe nur errungen die Protestanten noch ihrer Religion Sitz und Stimme im Reichskammergericht, wo aber immer noch mehr katholische, als protestantische Stimmen blieben *).

Man mag diesen sogenannten Religionsfrieden betrachten wie man will, die katholische Kirche ging als Siegerin davon. Dies zeigte sich in der Folge daran,

---

*) Im Reichskammergericht richteten sich die deutschen Reichsstände selbst; und daß allen eine gleiche Gerechtigkeit in streitigen Dingen zu statten käme und kein Stand den andern auf dem Rechtswege unterdrücken dürfe, war der Zweck dieses Reichsgerichts.

daß sich an der oben genannten Versicherung, die der Kaiser den Protestanten gab, und an dem geistlichen Vorbehalt der dreißigjährige Krieg entzündete. Ueberhaupt wurden in Folge dieses Religionsfriedens beide Parteien auf einander eben so eifersüchtig als mißtrauisch, und was die eine that, daran hatte die andere immer etwas auszusetzen. Daß die protestantischen Fürsten und Herren eine wahre Begierde zeigten, die geistlichen Güter der ehemaligen Klöster und Stifter an sich zu ziehen; dies erregte bei den katholischen das größte Mißtrauen und die Meinung: es wollten und würden sich die Protestanten dadurch zu großem Reichthum und großer Macht verhelfen, gegen die man sich in nöthige Verfassung zu setzen habe. Daß aber die Katholiken in Spanien, Frankreich und den Niederlanden die Evangelischen mit Feuer und Schwert verfolgten und zum Theil vernichteten, daß sie sich durch den Papst von den theuersten Eiden lossprechen, von den Jesuiten die schändliche Meinung einreden ließen: „Ketzern sei keine Treue und kein Glauben zu halten!" dies regte das gegründetste Mißtrauen gegen dieselben wieder bei den Protestanten auf, denn nun konnten diese durch alle Versicherungen und Eide der Katholiken keine Sicherheit für ihre erworbene Religionsfreiheit und Rechte erwarten, sobald sie im Kampfe unterlagen. Der Augsburger Religionsfriede vermochte daher keinen festen Grund zur Aussicht auf allgemeinen Frie-

den in Deutschland zu gewähren, so sehr er anfänglich den Anschein dazu hatte, wie es sich denn auch gar bald an den nun sich ergebenden Ereignissen zeigte.

Das Jahr nach dem abgeschlossenen Frieden 1556 legte Kaiser Karl V., von Verdruß und Gicht geplagt, die Regierung nieder, gab seinem düstern, von Mönchen erzogenen Sohne Philipp II., der sich's zum besondern Zweck gesetzt hatte, die protestantische Religionspartei zu vertilgen, indem er sie mit unversöhnlichem Haß verfolgte, Spanien, Neapel, Mailand und die Niederlande. Die österreichischen Erblande, Ungarn und Böhmen behielt sein Bruder Ferdinand, welcher Kaiser wurde, in dessen Benehmen aber sich bald eine große Veränderung zeigte, ob er gleich immer dem Papste ergeben blieb, schon um des stockrömisch-katholischen Spaniens willen, das er zur Aufrechterhaltung der österreichischen Monarchie nicht entbehren zu können glaubte und welches auch überall von den Niederlanden aus bei der Hand war, wo es Protestanten zu drücken, um ihre errungenen Vortheile zu bringen oder gar zu vertilgen Veranlassung gab.

Wären nur die Protestanten in Deutschland und der Schweiz Alle zusammen einig geblieben, so würde es ihnen doch möglich geworden sein, den immer schwankenden Frieden dennoch aufrecht zu erhalten. Allein es brach leider im Schooße der protestantischen Kirche eine

hochzubedauernde und höchst schädliche Zwietracht aus, sobald sich dieselbe in zwei besondere Kirchen zerspaltete, in die protestantisch-lutherische und protestantisch-reformirte, und besonders der Theologe Calvin in Genf durch seine Lehren die letztere von jener auf's Schärfste trennte. Dies war der Grund, daß die Lutheraner die Reformirten fast noch ärger haßten, als die Katholiken, und daß die Union der protestantischen deutschen Stände, von welcher weiter unten die Rede sein wird, nie die erforderliche Stärke erlangte, nie eine genugsam mächtige Einheit bildete, den immer im Stillen regen, aber auch offenen Feindseligkeiten der katholischen Stände wirksam genug entgegentreten zu können. Vornemlich ging der Haß gegen die Reformirten von Kursachsen aus und that unendlichen Schaden.

Eifrig hatte sich Ferdinand I. in Verbindung mit seinem Bruder Karl V. bewiesen, die Protestanten zu demüthigen. Dennoch regierte er nach des Letztern Ableben 1558 ruhig als Kaiser und zeigte sich nun viel sanfter gegen die Protestanten. Er hatte nicht allein auf dem Reichstage zu Augsburg den Passauer Vertrag als Religionsfrieden bestätigt, sondern er gewährte auch in seinen Erblanden den Protestanten viele Wünsche, ja selbst große Freiheiten im Bekenntnisse ihres Glaubens und in Ausübung ihres Gottesdienstes. Doch zeigte er sich auf der andern Seite auch als einen echten römi-

schen Katholiken, indem er 1563 die Jesuiten in seine Erblande aufnahm, diese erklärten, eben so listigsten, als ärgsten und wüthendsten Feinde der evangelischen Religion und Kirche, und dadurch den Grund legte zu allen den traurigen, unglückseligen, blutigen Ereignissen, die in der Folge, wie über Deutschland, so auch über seine Erblande kamen. Er starb 1564.

Ihm folgte sein ältester Sohn als Kaiser, Maximilian II., ein Mann von vieler Aufklärung, der sich für seine schwierige Zeit sehr klug, ja weise zu benehmen wußte. Er war ein milder, verständiger Herr, allen Verfolgungen herzlich feind und pflegte zu sagen: „wer Gewissen zwingen will, ist wie Einer, der den Himmel stürmen will.“ Er sah wohl ein, wie die Wahrheit und das Recht auf Seiten der Protestanten waren und man konnte es leicht und bald wahrnehmen, daß er ihnen nicht abgeneigt war. Trotz allen Ränken des Papstes und der Jesuiten suchte er aus allen Kräften Jeden bei seinem Glauben zu schützen. Er gestattete sogar 1575 den nicht katholischen Böhmen, ihm ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß zu überreichen. Dieses übergaben ihm dieselben in 25 Artikeln. Er nahm dasselbe gnädig auf und sicherte allen Unterzeichneten seinen Schutz zu. 1566 bestätigte er den augsburgischen Religionsfrieden und ertheilte seinen Unterthanen in seinen Erblanden noch größere Freiheiten, als sein Vater, indem er dem Herrn-

und Ritter=Stande freie Religionsübung gestattete, jedoch nur auf ihrem eigenen Grund und Boden und auf ihren eigenen Schlössern. Den Religionsfrieden erhielt er aufrecht und wurde dadurch ein großer Wohlthäter für Deutschland. Mit Recht wurde sein frühzeitiger Tod allgemein beklagt, der ihn am 12. October auf dem Reichstage zu Nürnberg ereilte, 1576.

Ferdinand I. und Maximilian II. hatten als eben so thätige, wie weise Kaiser die Protestanten, deren Hülfe sie freilich gegen die übermächtigen Türken in Anspruch nahmen, weswegen sie es auch nicht mit ihnen verderben durften, immer gegen die thätigen Angriffe der Katholiken geschützt. Unter ihnen hatte nach und nach die evangelische Lehre in Oesterreich so viel Beifall gefunden, daß die evangelischen Kirchen stets vollgefüllt waren und es fast den Anschein gewann, als werde die evangelische Religion die katholische noch verdrängen. Dem Kaiser Maximilian II. folgte sein ältester Sohn, Rudolph II., der seine gewöhnliche Residenz zu Prag in Böhmen hatte. Hier hatte die evangelische Lehre des Johann Huß Alles für sich gewonnen, weshalb auch die Lehre Luthers bald vielen Beifall fand. Auf Anregung der Jesuiten verbot Rudolph zwar den Gottesdienst der böhmischen Brüder, wie man die Evangelischen hier zu nennen pflegte; allein, als die Bitte der Letztern, dieses Verbot zurückzunehmen, nichts half, so

vereinigten sich die evangelischen Stände dahin: „dem Kaiser so lange keinen Dienst zu erweisen, bis er ihnen Religionsfreiheit verwillige." Dies erschreckte Rudolphen und er gab den Böhmen den Majestätsbrief, in demselben gleiche Rechte mit den Katholischen und auch den Landständen, den Gutsherren die Erlaubniß, auf ihrem Grund und Boden neue evangelische Kirchen und Schulen zu bauen und anzulegen, an welchem Majestätsbriefe er auch Ober- und Niederschlesien gleichen Antheil nehmen ließ.

Rudolph II. war übrigens ein ganz unthätiger Regent, der Alles, was seine beiden Vorfahren zum allgemeinen Besten gethan hatten, zu thun versäumte, aber auch nicht thun wollte. Denn er war ein in Spanien jesuitisch erzogener, daher völlig auf die Seite der Römisch-Katholischen hängender Mann, der nur auf die schlimmen Rathschläge der Jesuiten und auf die Eingebungen des Königs von Spanien hörte. Dies hatte um so schlimmere Folgen, als er in seiner Hand die ganze ansehnliche Macht des Hauses Oesterreich hielt und nur wenige Länder desselben einer Nebenlinie angehörten, welche Karl von Steyermark fortführte. Eben so traurige Folgen hatte es, daß er sich um die Angelegenheiten seiner Erblande und um die Obliegenheiten seines kaiserlichen Amtes wenig bekümmerte. Am liebsten beschäftigte er sich mit seinem Pferdestalle, in seinem chemi-

schen Laboratorium mit der Goldmacherkunst. Weil er schwach genug war, sich durch lächerliche Wahrsagungen in Furcht setzen zu lassen, indem ihn der berühmte Sternkundige Tycho de Brahe gewarnt haben soll: „sich vor den Nachstellungen seiner nächsten Freunde zu hüten,“ so zog er sich argwöhnisch und ängstlich zurück, ließ sich nicht gerne vor Jemandem sehen, und beschäftigte sich um so mehr im Geheim mit der Sterndeuterei, und konnte man ihn nirgends finden, so war er gewiß auch wohl versteckt in seinem Alterthumskabinete. Doch regierte er die ersten zwanzig Jahre immer noch duldsam und milde, bis ihn listiger und kräftiger die Jesuiten zu Strenge und Unduldsamkeit gegen die Nichtkatholiken verleiteten. Bis dahin überließ er unbekümmert die Katholiken und Protestanten ihrem geheimen, gegenseitigen Groll gegen einander, der daher auch bald in eine Menge Streitigkeiten und Anfeindungen ausbrach, die insbesondere von den Jesuiten angefacht, unterhalten und auf's Höchste getrieben wurden. Dies konnten diese um so leichter thun, als sie Rudolph in seinen Erblanden schalten und walten ließ, wie sie wollten, und sie sich im Geheim und öffentlich mit allen ihren vom Papste erhaltenen Rechten und Befugnissen überall einschlichen, einschmeichelten, eindrängten, einzwangen und sich durch alle mögliche Mittel und Wege, welche die Arglist aussinnen, die Bosheit ausbrüten, die Feinheit ergreifen, dir Grausamkeit

in Ausübung bringen konnte, Helfershelfer zu verschaffen wußten, um Alles wieder katholisch zu machen und zu diesem Zwecke in Unwissenheit und Dummheit zu stürzen.

Dieser Mönchsorden, gestiftet von Ignaz Loyola 1540, entblößt von aller Menschenliebe Jesu, und doch dessen Namen führend: Gesellschaft Jesu, hat vom Papste das Recht erhalten, ohne von einem Erzbischof, Bischof oder Geistlichen gehindert werden zu dürfen, überall in Schulen, Lehr- und Bildungsanstalten und Kirchen zu lehren, zu predigen, Beichte zu sitzen, und durch alle nur möglichen Mittel in den Familien sich der Seelsorge zu bemächtigen. Dieser schreckliche Orden erkennt nur dem Scheine nach den Papst, im Grunde aber Niemanden als seinen Obern an, als nur seinen General. Dieser hat in Rom seinen Sitz und leitet von da aus alle Angelegenheiten und Bestrebungen des Ordens in allen Ländern, wo er sichtbar und unsichtbar wirksam ist, durch tausend öffentliche und geheime Mittelspersonen und Unterhändler. Denn selbst der Papst ist nur ein Mittel in den Händen der Jesuiten zur Erreichung ihres letzten Zweckes. Ob sie nun schon der Welt weiß machen wollen: Alles, was sie thäten, thäten sie zur Ehre Gottes, so ist doch der Endzweck, den sie zu erreichen trachten, kein anderer, als: vermittelst der Ausbreitung der römisch-katholischen Religion und Kirche überall den freien Fortgang einer immer vor-

wärts gehenden Bildung der Völker, die freie, immer vollkommnere Ausbildung aller Weltweisheit und Wissenschaft zu hemmen, aufzuhalten, zu verhindern und durch Verdummung der Menschen, vornemlich in der Religion, daher auch durch Ausrottung der protestantischen Religion und Kirche die geistliche und weltliche Herrschaft über die Welt zu erlangen und dazu die Macht, die Reichthümer und Gewissen der Fürsten und Unterthanen aller Länder an sich zu ziehen. Dies erstreben sie im Namen des Papstes, den sie überall allen, in der Bibel unkundigen, in der Geschichte unwissenden Menschen als den Nachfolger des Apostel Petrus, als das von Christo eingesetzte Oberhaupt der Christenheit, als den Statthalter Gottes und Christi auf Erden darstellen und es ihnen einbilden und einreden: daß die Welt nur dem Papste Glauben und Gehorsam schuldig sei, wie in der Religion so in allen Dingen. Der Papst indeß selbst ist in den Händen und in der Gewalt der Jesuiten nur die Hauptperson, die ihnen als Vermittler in der Erreichung ihres Endzwecks gilt und dient. Dieser Endzweck heiligt ihnen alle Mittel, die sich nur ergreifen lassen, um ihn zu erreichen, sie mögen erlaubt oder unerlaubt, rechtmäßig oder unrechtmäßig, menschlich oder unmenschlich, sanft oder grausam, blutig oder unblutig sein! Was den Jesuiten zur Erreichung ihrer Absichten und

Zwecke förderlich ist, das gilt ihnen auch als erlaubt und gerecht, das wird vom General gewählt, geboten, und die Vorgesetzten und Untergebenen des Ordens in allen Graden müssen mit einem stillschweigenden, unbedingten, blinden Gehorsam auf Leben und Tod, was befohlen ist, zur Ausführung bringen, wo nicht öffentlich, im Geheimen, wo es nicht mit Gewalt geht, mit List und selbst mit Mord. Denn in den Schriften der Jesuiten wird selbst der Königsmord als erlaubt dargestellt, wenn derselbe etwas zur Bewerkstelligung der päpstlichen Herrschaft, d. h. ihres Endzwecks, beitragen kann. In ihrer Sittenlehre wissen sie für alle Sünden, Laster und Verbrechen Scheingründe aufzustellen, daß sie begangen werden dürfen, sobald nur ein Vortheil oder eine Person dadurch für den Orden und die römisch-katholische Kirche gewonnen werden kann. Dieser Orden sucht daher die Katholiken selbst zum unbedingten Gehorsam gegen den Papst, dessen Befehle und Anordnungen zu zwingen, die Protestanten und wer ihm sonst als Ketzer gilt, mit List oder Gewalt zum römisch-katholischen Glauben zu bekehren oder sonst auf irgend eine Weise, wie es sich machen will, auszurotten. Dies fangen nun die Jesuiten nach dem in ihren Schulen empfangenen Unterrichte auf die mannichfaltigste, oft kaum wahrnehmbare, listigste und leider öfters wirksamste Weise an. Sie suchen Fürsten, Obrig-

keiten und Völker durch erlernte Feinheit und Geschmeidigkeit ihrer Personen und im Umgange, durch Scheinheiligkeit und Frömmelei zu gewinnen. Sie predigen aber auch, mit Androhung der Hölle und Beschreibung der schrecklichsten Beschaffenheit derselben, Buße. Sie ordnen glänzende geistliche Aufzüge und kirchliche Prunkceremonien an, durch welche sie die Schaulustigen an sich ziehen und unter diesen die sinnlich-rohen und die sinnlich-gemüthlichen Menschen für den römisch-katholischen Gottes- und Heiligendienst zu gewinnen. Sie schaffen neue Heilige und stellen die Ueberbleibsel der alten zur Verehrung und zum betrüglichen Wunderthun auf. Sie erfinden neue, anziehende Kirchengebräuche, halten glänzende Gebetsübungen, um den großen Haufen durch den Schein ihrer Frömmigkeit zu blenden und für einen religiösen Aberglauben zu gewinnen, der ihnen die Gewissen und Habseligkeiten derer in ihre Gewalt liefert, die sich von ihnen bethören lassen. Zur Erreichung seines schrecklichen Endzwecks sucht sich dieser Orden, wo er nur kann, auf's Hartnäckigste des Unterrichts in Kirchen und Schulen zu bemächtigen, um schon die Jugend zum blinden Gehorsam gegen den Papst und den römischen Katholizismus zu erziehen, die Erwachsenen darinnen zu erhalten, um nirgends, wo möglich, die evangelisch-protestantische Religion aufkommen zu lassen, oder dieselbe überall zu verdrängen

und allen, wie er es nennt, ketzerischen Lehren die Entstehung oder die Ausbreitung zu wehren. Leider ist es auch den Jesuiten häufig gelungen, sich bei Armen und Reichen, bei Geringen und Vornehmen, selbst bei Fürsten und Königen einzuschleichen, dieselben als Lehrer und Erzieher, als Rathgeber und Beichtväter zu leiten, die schwachen Köpfe und Herzen zu beherrschen, die sinnigen Geister und Gemüther für ihren Orden und dessen Absichten zu gewinnen, oder, wenn dies nicht gehen wollte, durch Gift und Dolch auf die Seite zu schaffen. Sie haben überall ihre öffentlichen, und wo diese sich nicht sehen lassen dürfen, ihre heimlichen Helfershelfer, mit deren Beistande sie die Katholiken, welche gegen den römischen Katholizismus gleichgiltig geworden sind, wieder für denselben in einen hitzigen Eifer zu setzen wissen, oder, wenn es geht, zu den empfindlichsten Bußübungen zu erniedrigen. Ueberall wissen sie die unter den Katholiken lebenden, verborgenen Ketzer aufzuspüren, diese, wenn sie sich von ihnen bekehren lassen, mit der größten Milde zu behandeln, die sich ihnen widersetzen, entweder sogleich für die römische Kirche unschädlich zu machen, oder, wenn sich ihnen dieselben durch Entweichung entziehen, diese bis in die verborgensten Winkel der Erde durch ihre dort wirksamen Helfershelfer mit ihrer Rache zu erreichen und auszurotten. Wie sie gegen die sogenannten Ketzer ver-

fahren wollen, das hat eines ihrer Mitglieder ausgesprochen, Edward Campianus. Dieser sagt: „die „Lutheraner und Calvinisten (Reformirten) soll man mit „dem Schwerd umbringen, verjagen, unterdrücken, mit „Feuer, Schwefel und Pech verbrennen, im Wasser ersäufen, vertilgen und aussaugen, ausmartern und bestiglich verfolgen und ausmergeln, ihrer Güther berauben, aufs Aeußerste verstören, Summa, mit aller „Marter und Pein bis in den Tod verfolgen und ausrotten. Wissen sollt ihr (Protestanten), wir Jesuiten „alle, die wir hin und wieder in der Welt zerstreut sind, „haben ein heiliges Bündniß gemacht und eingegangen „in großer und mächtiger Zahl (an 80,000), so wollen „wir, so lange nur ein einziger von uns übrig sein wird, „um euch, eure Religion, auch Land und Leute umzustürzen, keine Mühe und Arbeit, keinen Fleiß und „keine Kunst sparen; und das wird uns keine Gewalt, „auch kein Engel vom Himmel wehren!" — Als 1618 die Böhmen wegen Abschaffung der Jesuiten ein Schreiben bei der Regierung einreichten, sagen sie darinnen: „Niemand ist des Unheils und der Widerwärtigkeit größerer Anfänger, als die jesuitischen Ordensleute. Sie „richten an den Orten, da in Religionssachen ein Unterschied ist, Aufruhr und Empörungen an, haben die „Obrigkeit gegen die Unterthanen, diese gegen jene aufgewiegelt, Könige und Fürsten, welche ihrem bösen Rath

„nicht folgten, jedem Todtschläger anzutasten erlaubt, re-„gieren durch die Beichte die Leute, daß diese blindlings „thun, was sie diesen befehlen, und sollte es wider Gott „und sein Gebot sein. So lange sie im Lande sind, kann „kein Friede sein, Kaiser und Stände müssen in der größ-„ten Gefahr ihres Lebens und ihrer Güther verharren." — Also die Böhmen aus Erfahrung! — Die Jesuiten sind die eigentliche Leibgarde des Papstes, der aber selbst in seinem Palaste, wie der türkische Kaiser ehemals von den Janitscharen im Serail bewacht wird, ihnen nur als Werkzeug zur Erlangung ihrer, alle wahre Geistesbildung, Herzensveredlung, Volksfreiheit und Völkerwohlfahrt unterdrückenden Weltherrschaft dient. Das ist der schreckbare Orden, den der heilige Vater in Rom allen andern Kloster- und Welt-Geistlichen vorgezogen hat, einen Orden, vor dessen Absichten, Thun und Wesen alles christliche, ja menschliche Gefühl schaudert, der mit seinen Planen nicht allein katholische, sondern auch selbst protestantische Fürsten und Völker wie mit einem Netze umgarnt, enger und enger, in welchem diesen zuletzt Odem und Kraft, für ihr wahres und allgemeines Wohl wirksam zu bleiben, ausgehen wird. Von Rom aus überschwemmt der General alle Erdtheile mit Jesuiten; und wo diese mit ihren gefährlichen, verderblichen, alles Gute zerstörenden Grundsätzen, Lehren und Anordnungen an Fürstenhöfen, in Lehranstalten, in Land und Stadt, in

Familien und Vereinen (Klubbs) sich eingenistet haben, da wachsen sie gleichsam in den Boden hinein, Niemand kann sie wieder loswerden, ja, werden sie auch vertrieben, im Stillen bleiben sie doch da, in Geistlichen und Laien, in Männern und Weibern, in Wittwen und Waisen, in Jünglingen und Jungfrauen. Denn obschon im Jahre 1773, von katholischen Königen dazu gezwungen, Papst Clemens XIV. diesen Orden um seiner allgemeinen Schädlichkeit willen aufgehoben hatte, — an welcher Anstrengung er freilich das Jahr darauf starb — —, so waren doch die Jesuiten sogleich fast überall zu Tausenden wieder da, reich, mächtig, in voller alter Verfassung, Positur und Wirksamkeit, als der Papst Pius VII. sie 1816 wiederherstellte! Das war der Dank, den er den katholischen und protestantischen Mächten darbrachte dafür, daß ihm diese sein, von Napoleon ihm entrissenes Land und Ansehn wieder zurück erobert und gegeben hatten! —

Von diesem Orden mußte hier in Etwas die Rede sein, weil sonst in der Folge unsrer Erzählungen doch Manche oder Viele Manches oder Vieles nicht recht verstehen möchten. Was aber hier gesagt ist, das ist bei Weitem nicht, was gesagt werden kann, auch bei Weitem nicht so stark ausgedrückt, als es in andern gedruckten Schriften und öffentlichen Blättern zu lesen ist.

Wir kehren nun zu unserer Geschichte der, den dreißigjährigen Krieg vorbereitenden Ursachen zurück.

Da sich, wie oben erzählt worden ist, Kaiser Rudolph II. nur um die Goldmacherkunst, Sterndeuterei und seinen Pferdestall, aber nicht um die Erhaltung der allgemeinen Ordnung im Reiche, nicht um die Verhütung der Feindseligkeiten zwischen Katholiken und Protestanten bekümmerte, dabei die Jesuiten machen ließ, was sie wollten, so machten auch, unbekümmert um den Kaiser, die deutschen Fürsten, was sie wollten. Daraus aber entstanden so unangenehme Händel, daß der Haß der Katholischen und Evangelischen gegen einander, den der augsburgische Religionsfrieden hatte besänftigen sollen, bald in einen gräulichen Hader unter einander ausbrach, der die Partheien immer erbitterter auf einander machte. Dazu trug hauptsächlich der geistliche Vorbehalt im augsburger Frieden das Meiste bei, als eine Rechtsklausel, die den Katholiken den Schein des Rechts gab, Aenderungen in den augsburger Friedensbedingungen vorzunehmen, und auf welche, als ihr geschriebenes Recht, dieselben pochten, von welcher aber die Protestanten behaupteten: dieselbe sei willkührlich aufgesetzt, ihnen aufgedrungen worden, und daher ungültig. Der augsburger Friede hinterließ überhaupt ein allgemeines gegenseitiges Mißtrauen. Denn die Katholiken behaupteten: dieser Friede sei nur gültig bis auf die allgemeine

Kirchenversammlung, die alles entscheiden solle; eine solche ließ zwar der Papst halten zu Trident, aber da auf derselben die Reformation als Ketzerei verdammt wurde und die Protestanten dieselbe nicht beschickt hatten, so sprachen diese derselben alle Gültigkeit ab. Hatte auch Kaiser Ferdinand den Frieden bestätigt, so fanden sich die Protestanten dadurch nicht beruhigt, weil die Jesuiten den papistischen Grundsatz völlig einführten: Ketzern (und als solche galten ihnen die Protestanten) sei keine Treue und Glauben zu halten. Von den Protestanten dagegen fürchteten die Katholischen wieder das Aeußerste, ihren Untergang, wenn jene die Oberhand erlangen sollten. Und so glimmte das Kampf- und Kriegsfeuer wie unter der Asche fort, fand fortwährend neue Nahrung durch die entstehenden Streitigkeiten unter beiden Partheien, durch welche diese in steten Vorbereitungen und Veranlassungen zu einem neuen Krieg erhalten wurden, einem schrecklichern, als der schmalkaldische gewesen war, den Kurfürst Moritz von Sachsen geendet hatte. Die Streitigkeiten aber, welche entstanden eine nach der andern, waren von der verschiedensten Art.

In der Reichsstadt Aachen, der ältesten freien Reichsstadt im Herzogthum Jülich, wurde der Stadtrath blos von katholischen Mitgliedern gebildet. Die Protestanten daselbst, auch Bürger, forderten ebenfalls in den Stadtrath gewählt zu werden; und als man

ihnen das verweigerte, erzwangen sie nicht nur dieses mit Gewalt 1580, sondern auch das Recht des öffentlichen Gottesdienstes, ja zuletzt selbst das ganz alleinige Stadtregiment. Ohne daß diese Sache vor das Reichskammergericht zu Speier, vor dem sie gehörte, gebracht wurde, erklärte der nur aus katholischen Beisitzern bestehende und vom Kaiser besoldete Reichshofrath des Kaisers in Wien die Stadt in die Reichsacht, zu deren Vollziehung es aber jetzt nicht kam, sondern erst unter der folgenden Regierung.

In dem geistlichen Kurfürstenthume Cöln regierte der Kurfürst Gebhard, geborener Truchseß von Waldburg. Derselbe verliebte sich in eine Aebtissin zu Gerresheim, eine Gräfin Agnes von Mannsfeld, und lebte mit ihr in heimlicher, wilder Ehe. Dies erachteten die Brüder derselben, die Grafen von Mannsfeld, für eine grobe Beleidigung ihrer Ehre und forderten vom Kurfürsten: ihre und ihrer Schwester Ehre durch Verehelichung mit derselben wieder herzustellen, wenn nicht sein und der Agnes Blut fließen sollte. Dieser Forderung konnte Gebhard als katholischer Geistlicher nicht eher nachkommen, als bis er den katholischen Glauben verließ. Er trat zur reformirten Kirche über, welcher seine Schwäger angehörten, was unter den damaligen Verhältnissen höchst unklug war, und heirathete seine Agnes 1583. Freilich hatte er sich eingebildet, sich als Erz-

bischof und Kurfürst ferner zu behaupten und eine kirchliche Reformation im Lande Cöln durchzuführen. Da aber seine meistens katholischen Unterthanen sich weigerten, seinem Beispiele zu folgen, so benutzte der Papst den geistlichen Vorbehalt des augsburger Religionsfriedens, setzte ihn als Erzbischof ab und that ihn in den Bann. Da er sich durch Annahme der calvinischen oder reformirten Religionslehre den evangelisch-lutherischen Fürsten verhaßt gemacht hatte und deshalb diese sich seiner nicht annahmen, so benutzte auch der Kaiser jenen geistlichen Vorbehalt und setzte ihn als Kurfürsten ebenfalls ab. Die Domkapitularen zu Cöln wählten einen neuen Erzbischof in dem Bischof Ernst von Lüttich, einen baierschen Prinzen und mit Hülfe spanischer Soldaten die aus den Niederlanden kamen und in Cöln einrückten, wurde dieser streng katholische Prinz auf den kurfürstlichen Thron gesetzt. Gebhard starb als Domdechant im Stifte Straßburg, wohin er sich, von Allen verstoßen, zurückgezogen hatte.

In Straßburg am Rhein war 1592 der Bischof gestorben und die protestantischen Domherren wählten den Markgrafen Georg von Brandenburg, die katholischen aber den Bischof von Metz, einen lothringischen Prinzen, Karl, der päpstlicher Cardinal war, zum Bischof. Im Streit und nach einem, das Land verheerenden Krieg darüber, den die protestantischen Straß-

burger gegen Karls Soldaten führten, erlangten es endlich die katholischen, daß der Letztre das Bisthum behielt und Georg von Brandenburg sich mit Geld abfinden ließ.

Diese Ereignisse machten den Katholischen Muth, sich dem Aufkommen und Verbreiten der Protestanten noch weiter zu widersetzen und selbst angriffsweise gegen dieselben zu Werke zu gehen. Dies zeigte sich alsbald.

In der freien Reichsstadt Donauwörth in Schwaben an der Donau waren die Protestanten dermaaßen die herrschende Parthei geworden, daß den Katholiken nur die Kirche des Klosters zum heiligen Kreuz übrig blieb und sie vor den Protestanten die meisten ihrer Gebräuche nur innerhalb der Klostermauern vollziehen durften. Ein eifriger Abt des Klosters aber stellte eine öffentliche Prozession mit Vortragung des heiligen Kreuzes und fliegender Fahnen an. Er wurde gezwungen, dieselbe einzustellen, holte aber eine für sich günstige Erklärung vom Kaiser ein und wiederholte das folgende Jahr die Prozession von Neuem. Der übereifrige protestantische Theil des Volks versperrte den zurückkehrenden Mönchen die Thore, zerschlug ihre Fahnen, warf diese zu Boden und begleitete die Mönche mit Geschrei und Schimpfreden in ihr Kloster! Freilich unduldsam genug! Aber andrer Orten durften sich die Protestanten vor den Katholiken auch nicht rühren! Ohne die

eigentlichen Thäter zu bestrafen, erklärte der kaiserliche Reichshofrath in Wien, der ganz in der Gewalt der Katholiken war, die Stadt Donauwörth in die Acht und aller ihrer Rechte als freie Reichsstadt verlustig. Der Herzog von Baiern, Maximilian, mußte die Acht vollstrecken. Dieser eroberte, ohne Widerstand zu finden, nicht allein die Stadt, sondern unterdrückte auch in derselben die protestantische Religionsübung gänzlich, nahm ihr alle ihre Privilegien und Freiheiten, ja, er machte diese freie Reichsstadt wider alles Recht zu einer baierischen Landstadt 1607. Volle Ungerechtigkeiten beging hierbei der den Protestanten völlig auffässige, damalige Reichshofrath in Wien, der ein vom Kaiser eingesetztes und völlig katholisches Gerichtstribunal war, welches gar kein Recht hatte, die Sache der Donauwörther zu entscheiden, sondern dieses gehörte sich für das Reichskammergericht in Speier. Dann übertrug dieser Reichshofrath dem Herzoge von Baiern, dem Obersten eines fremden Kreises, die Vollstreckung der Reichsacht, welche dem deutschen Rechte nach für den Obersten des schwäbischen Kreises gehört hätte.

Nicht viel weniger, wie dieser Reichshofrath in Wien, verfuhr auch das Reichskammergericht in Speier bei Fällung seiner Urtheile in allen zwischen Katholiken und Protestanten obwaltenden Streitigkeiten mit Partheilichkeit; jene mußten immer Recht, diese Unrecht haben.

Allgemein waren darüber die bittersten Klagen der Protestanten im Gange, und auch dadurch wurde immer mehr Veranlassung gegeben, daß, wo die katholische Religion die herrschende war, die Protestanten, aber auch natürlich, wo die protestantische Religion die herrschende war, die Katholiken gedrückt und verfolgt wurden. Immer und überall aber geschah dies mit weit mehr und fühlbarerer Härte von Seiten der Katholiken. Alle diese und noch mehrere andere Streitigkeiten und Anfeindungen wurden durch Schriften, die man gegenseitig herausgab, immer mehr angefacht und insbesondre durch die Jesuiten zu vollem Feuer angeblasen, die hauptsächlich zu Dillingen in Baiern ihren Sitz hatten.

Auf den Reichstagen beschwerten sich die Protestanten vergebens, daß der augsburgische Religionsfriede nicht gehalten wurde. Mehre protestantische Fürsten schlossen daher zu ihrer Vertheidigung eine gemeinschaftliche Union oder Vereinigung zu Heidelberg am 13. Februar 1603, verweigerten dem Kaiser die Hülfe gegen die Türken, welche ihm die katholischen Fürsten zusagten, und schon dadurch entstand zwischen beiden eine förmliche Trennung. Zu dieser Union gehörten vornehmlich Kurpfalz, Brandenburg, Neuburg, Würtemberg, Baden, Dessau, die Markgrafen in Franken, die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Hamburg. Diese

Union wurde noch fester geschlossen 1610 zu Hall in Schwaben, der Kurfürst Friedrich von der Pfalz zum Oberhaupte und der Fürst Anhalt von Dessau zu ihrem General ernannt. Leider schloß sich, der protestantischen Sache zum größten Schaden, Christian der Zweite, Kurfürst von Sachsen, nicht an die Union an. Gegen diese aber vereinigten sich viele katholische Fürsten zu einem noch mächtigeren Bunde, vornehmlich die geistlichen, 1616 zu Würzburg, nannten denselben die katholische Ligue und erwählten zu ihrem — dazu ganz besonders fähigen und thätigen — Oberhaupte den Herzog Maximilian von Baiern, der mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Steiermark zu Ingolstadt von den Jesuiten erzogen und wie dieser mit einem unauslöschlichen Haß gegen die Reformation und Protestanten erfüllt worden war, den auch Beide um so weniger lebenslänglich ablegten, als sie auch durch Verschwägerung noch enger an einander geknüpft die Austilgung der protestantischen Kirche und allgemeine Herstellung der römisch-katholischen, als allein herrschende Kirche zum höchsten Ziel ihres ganzen Lebens und Gebrauches ihrer Macht setzten, wenn auch Maximilian sich in der Folge einer geheimen Eifersucht auf die Macht Oesterreichs nicht erwehren konnte.

Alsbald traten mit der Union der Hauptfeind Oesterreichs, der König von Frankreich Heinrich IV. und die

Holländer unter dem Prinzen von Oranien in Unterhandlungen und ließen derselben Unterstützung hoffen. Allein Heinrich IV. starb unter den jesuitischen Messerstichen Ravaillac's, und am Rhein erschien daher keine französische Armee, die Union zu unterstützen, die nun der Rache jener erbitterten Ligue preisgegeben war, welche im Nothfall auf Oesterreich und Spanien rechnete, das in den Niederlanden, also in der Nachbarschaft, eine starke, gut ausgerüstete und eingeübte Armee stets in Bereitschaft hatte.

Was der Union besonders schadete, war dies: daß die Protestanten der evangelisch-lutherischen Kirche keine Gemeinschaft hielten mit den Protestanten der evangelisch-reformirten Kirche, die Zwingli und Calvin in der Schweiz gestiftet hatten, die sich aber auch nach Deutschland verbreitete, ja, daß die Lutheraner die Reformirten fast noch ärger haßten, als die Katholiken. Dies Verhältniß hat dem Bestehen und Aufkommen der protestantischen Kirche unnennbaren Schaden gethan und namentlich die Union entsetzlich geschwächt. Auch zog die damals ärgste Feindin der Reformation, die österreichische Regierung, bald den, bald jenen Bundesgenossen von derselben ab, z. B. Hessen-Darmstadt, dem es beistand in einem Zank um Marburg und Gießen mit Hessen-Kassel. Eben so zog Oesterreich den Kurfürsten von Sachsen auf seine Seite dadurch, daß es denselben mit den durch den

Tod des letzten Herzogs 1609 erledigten Ländern Jülich-Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenstein für die Zukunft belehnte, um deren Besitz sich Brandenburg und Neuenburg zankten, und welche diese Länder auch besetzten. Bei dieser Gelegenheit aber verlor die Union auch diese beiden Bundesgenossen, den Kurfürsten Siegesmund von Brandenburg und den Pfalzgrafen Wolfgang von Neuenburg. Denn beide Herren wurden in Düsseldorf wegen einer Ohrfeige, die der Erstere in der Hitze ihres Gesprächs über die Erbschaft bei Tafel dem Letztern gab, uneinig. Beleidigt gab dieser die Verbindung mit dem Kurfürsten und die Verlobung mit dessen Tochter auf und wurde katholisch, heirathete die Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern, um die Hülfe der Ligue und der Spanier zu erhalten; der Kurfürst dagegen wurde reformirt, um die benachbarten Holländer zur Hülfe zu bekommen. Allgemein wurde nun hier ein Krieg befürchtet; allein jene beiden Herren wurden wieder klug und theilten sich friedlich 1614 in die streitigen Länder.

Ein großes Glück war es damals für die Union, daß in dem österreichischen Kaiserhause große Mißhelligkeiten unter dessen Familiengliedern ausbrachen, woraus bedeutende Unruhen entstanden, welche dieser Macht um so mehr zu schaffen machten und sie von Unterstützung der Ligue abhielten, als die protestantischen Unterthanen

des Kaisers in Böhmen und Oesterreich sich mächtig regten, um ihre von Ferdinand **I.** und Maximilian **II.** erhaltenen Freiheiten und Rechte zu vertheidigen und zu schützen, welche durch die arglistigen Umtriebe der Jesuiten unter des unthätigen und unbesorgten Rudolphs Regierung immer mehr angetastet und in Gefahr gesetzt wurden, empfindlich eingeschränkt zu werden, oder gar verloren zu gehen.

Das österreichische Haus war unter Rudolphs höchst schlechter Regierung in tiefen Verfall gerathen, hatte in einem unglücklichen Türkenkriege Ungarn verloren und mußte wegen der, durch die Umtriebe der Jesuiten aufstützig gewordenen Böhmen und Oesterreicher ein Gleiches in den Ländern der Letztern befürchten. Denn in den österreichischen Ländern hatte der größte Theil des Herren- und Ritterstandes die evangelische Religion angenommen und in den Städten hatten die Protestanten bei Weitem das Uebergewicht gewonnen. Nach und nach waren die meisten Landstände, auf die es ankam, dem Regenten die Steuern zu bewilligen oder abzuschlagen, protestantisch, und brachten es dahin, daß die Katholischen vom Landtage verdrängt und die Collegien meist mit Protestanten besetzt wurden. Dabei begingen mehre protestantische Geistliche die Unvorsichtigkeit, daß sie einem ausdrücklichen Verbote zuwider in den Landstädten, ja selbst in Wien evangelisch predigten, durch die Predigt

des Evangeliums das Volk schaarenweise an sich zogen und dadurch die römisch-katholisch Gesinnten auf's Aeußerste aufbrachten. Um es hiermit nicht aber auf's Aeußerste kommen zu lassen, indem sich auch die Ungarn mit den mißvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mähren und Böhmen wider Rudolph zu vereinigen in Begriff standen, und mithin eine allgemeine Rebellion wider das österreichische Kaiserhaus auszubrechen drohte, so vereinigten sich alle zu diesem Hause gehörigen Herren zu einer Verschwörung wider Rudolph, erklärten dessen nächsten Bruder, den Erzherzog Matthias zum Oberhaupte des Hauses und vertrieben den verächtlichen Kaiser, der nach Böhmen floh, wo 100 Jahre vor Luther Johann Huß das Evangelium gepredigt, sich die Secte der böhmischen und mährischen Brüder gebildet hatte, bei denen nun die deutschen und schweizerischen Religionsneuerungen bedeutenden Eingang fanden und sie endlich zu Protestanten umbildeten, die im Lande herrschend wurden. Deshalb suchte sich Rudolph hier und zwar dadurch beim Königthume zu erhalten, daß er den Böhmen am 11. Juli 1609 den berühmten Majestätsbrief ausstellte und darinnen denselben ungemessene bürgerliche und kirchliche Freiheiten, vollkommene freie Ausübung des evangelischen Gottesdienstes bewilligte, wie es ihm die großen Herren, die Ritter und Städte unter Anführung des kühnen

Budo von Budowiz vorschrieben, wie er denn am 20. August darnach auch den Schlesiern ein Gleiches widerfahren ließ.

In diesem Majestätsbriefe wurde den Böhmen die Universität und ein Consistorium völlig unabhängig vom Erzbischof zu Prag zugestanden. Alle Kirchen, die sie zur Zeit der Ausstellung des Majestätsbriefes inne hatten, in Städten, Dörfern und Märkten, sollten ihnen bleiben, und wenn sie über diese Zahl noch neue bauen lassen wollten, so sollte dieses dem Herren= und Ritterstande und allen Städten unverboten sein; auch sollten sie ihr ganzes Kirchenwesen unabhängig vom Landesherrn einrichten dürfen. — In dem vorletzten Punkte aber waren die Dörfer nicht benannt und diese Stelle des Majestätsbriefes gab hauptsächlich die Veranlassung zum dreißigjährigen Kriege.

Nach Ertheilung des Majestätsbriefes beging Rudolph die tolle Unvorsichtigkeit, daß er ein in Passau geworbenes Heer nach Böhmen zog, um sich gegen Matthias sicher zu stellen, von dem er auch aus Böhmen vertrieben zu werden fürchtete, und den Erzherzog Leopold, Bischof von Passau, seinen Liebling, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Da aber dies Heer alle möglichen, selbst blutige Ausschweifungen beging und die protestantischen Böhmen meinten, es sei auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen, so erkannten sie Mat-

thias als das Oberhaupt des österreichischen Hauses an, der mit Kriegsmacht herbeikam, in Prag einzog, und weil er den Majestätsbrief anerkannte und, obschon Papst Paul V. feierlichst dagegen protestirte, denselben auch ratificirte, so verließen sie alle 1611 den unbesonnenen Rudolph gänzlich, behandelten ihn als einen Gefangenen, als welcher er aus einem Fenster der Stadt zurief: „undankbare Stadt, für die ich Alles gethan, nun stößest du mich von dir. Gottes Rache komme über dich und mein Fluch über dich und das Böhmerland!“ Hierauf unterzeichnete er die Urkunde seiner Absetzung, zerbiß vor Wuth die Schreibfeder, und mußte also alle seine Länder und Kronen dem Matthias abtreten, bis auf die Kaiserkrone, deren Besitz ihm nicht einmal den nöthigen Unterhalt sicherte. Aber auch diese würde man ihm noch genommen haben, wenn er nicht 1612 am 10. Januar 60 Jahre alt gestorben wäre, worauf Matthias Kaiser wurde durch einstimmige Wahl der Kurfürsten am 3. Juni 1612. Denn seine bisherige gefällige Behandlung der Protestanten hatte ihm auch die Stimmen der evangelischen Kurfürsten erworben.

Um diese Zeit war der Jubel über den Majestätsbrief in Böhmen ungeheuer. Das ganze unkatholische Volk konnte in 500 Kirchen das Evangelium predigen hören. Schon während der Verhandlungen über den

Brief hatten sich sämmtliche Priester Prags und dazu der General des Franziskanerordens für's Evangelium erklärt. 24 wackere Männer aus der Mitte der Evangelischen wurden zu Defensoren oder Vertheidigern des Majestätsbriefes ernannt, die nicht säumten, das Consistorium aus evangelisch Gesinnten zusammenzusetzen, tüchtige Männer an die Universität zu berufen und das ganze Kirchenwesen in Ordnung zu bringen.

Allein auch die Jesuiten jubelten im Stillen, die den Wiener Hof beherrschten, in der ihnen gewissen Hoffnung, diesen Kaiser dahin zu bringen, daß er gegen die Protestanten mit Waffengewalt endlich auftreten werde. Und siehe, Matthias, ein so kräftiger und besonnener Mann er sonst war, ließ sich doch durch die Jesuiten und durch die von diesen geleiteten falschen Rathgeber zu gar ungerechten Maaßregeln gegen seine protestantischen Unterthanen verleiten. Dieselben wurden bald überall gedrückt und gekränkt und nur mit vieler Mühe erstritten sich die österreichischen Stände neue Religionsversicherungen. Sie hatten den Matthias erst in aller Unterwürfigkeit, jedoch dringend darum gebeten: auch den Städten und Marktflecken freie Religionsübung zu gewähren und die Evangelischen wie die Katholiken zu Staatsämtern gelangen zu lassen. Aber da rief ihm der Protestantenfeind, sein Beichtvater Clesel immer zu: „sich lieber alle Kirchen mit Gewalt entreißen zu lassen, ehe er

auch nur eine gutwillig abgebe!" Als jedoch die Stände erklärten, daß sie ihm in solchem Falle nicht huldigen würden, so bewilligte er ihnen Alles.

Auch die Böhmen wurden bald gedrückt und gekränkt im Genusse des Majestätsbriefes. Aber dies erzeugte hier den verhängnißvollen dreißigjährigen Krieg, dessen Anfang Matthias noch erlebte, einen Krieg, der von Böhmen bis an die Küsten der Niederlande, von den Ufern des Po bis an die Gestade der Ostsee viele Länder Tausender und Deutschland besonders mehrer Millionen seiner Einwohner beraubte, Hungersnoth, Pest und Elend aller Art erzeugte, Städte und Dörfer in Asche legte, zum Theil ganz ausrottete, einen Krieg, in welchem zahlreiche Armeen oft und vielmals ihren Untergang fanden. Alle entstandene Cultur, Bildung und Wohlfahrt wurde auf viele Jahrzehende hinaus vertilgt und dafür die alte barbarische Rohheit und Wildheit von Neuem verbreitet. Was man als Gewinn — der freilich auf eine blutige, schreckliche Weise erlangt wurde — als Gewinn ansehen darf, ist dieses: daß die Staaten in Europa in eine engere und nützlichere Verbindung mit einander gebracht wurden, als es vorher der Fall gewesen war.

So haben wir denn die merkwürdigen Ereignisse durchgegangen, durch welche nach und nach der drei-

ßigjährige Krieg vorbereitet worden ist und sind angekommen beim Uebergange zu demselben.

Uebergang zum dreißigjährigen Kriege.

Sobald Philipp II., König von Spanien, gestorben war, der wegen der Ländertheilung nach Karls V. Tode mit Oesterreich, dem er die deutschen und ungarischen Lande nicht gönnte, in großer Spannung gelebt hatte, so versuchten insbesondere die Jesuiten jedes Mittel, dies Verhältniß zwischen Spanien und Oesterreich zu endigen, um durch die Hülfe, welche Spanien dem zur Unterdrückung der Protestanten allein ohnmächtigen Oesterreich leisten konnte, ihre nie aufgegebene Absicht zu erreichen, überall den Protestanten den Garaus zu machen. Aber Kaiser Matthias war friedfertigerer Natur, daher auch duldsamer oder toleranter gegen die Protestanten gesinnt, als seine übrigen Brüder und Anverwandten; auch gerieth er in einen kränklichen Zustand, der ihn unthätiger und unentschlossener machte, als vorher, und, bei der ihm wohlbekannten Verschiedenheit der Gesinnungen seiner Brüder und Verwandten von der seinigen, in seiner Seele sogar die Furcht erweckte, er möchte

am Ende mit Rudolph II. gleiches Schicksal haben, dem er nur mit Hülfe der von ihm geduldeten Protestanten entgehen zu können meinte. Aber dies wurde ihm bald abgemerkt und deswegen galt er den Jesuiten, wie seiner eigenen Familie, gar nicht mehr als ein taugliches Werkzeug, die Protestanten völlig zu unterdrücken, dadurch die Macht Oesterreichs über die übrigen Mächte Deutschlands und sonst noch weiter zu erhöhen und das Kaiserthum in dem Hause Oesterreich, als der Hauptstütze des römischen Katholizismus in Deutschland, erblich zu machen. Die Jesuiten und die von diesen geleiteten kaiserlichen Räthe richteten daher ihr Augenmerk auf den ganz jesuitisch erzogenen und der römischen Kirche und Religion blindlings ergebenen Erzherzog Ferdinand von Steiermark und boten alles auf, diesen zum Oberhaupte des österreichischen Hauses und der katholischen Ligue zu erheben, um so mehr, als Matthias kinderlos war. Von ihnen ward auch dieser Kaiser richtig dahin gestimmt, weil seine Brüder es vorzogen, ganz in der Stille auf ihren Gütern nach ihren Neigungen zu leben, den Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark, Kärnthen und Krain, Ferdinand, zu seinem Thronfolger zu ernennen und ihm die Nachfolge im Besitz und Regierung aller seiner Länder zuzusichern, auf welche die Brüder des Kaisers und selbst der König Philipp III. von Spanien Verzicht leisteten. Und so

ward Ferdinand als ernannter König von Böhmen 1617, als König von Ungarn 1618 gekrönt und dadurch nach der Meinung der Jesuiten das Todesurtheil der Reformation und der protestantischen Kirche unterschrieben, und dies von einer unwiderstehlichen Hand!! der Hand Ferdinands!

Denn wer war dieser Ferdinand? Nicht nur der Sohn Karls von Steiermark, des jüngsten Sohnes Ferdinands I., sondern auch der Sohn einer stockrömisch-katholischen Mutter, einer gebornen Prinzessin von Bayern. In seiner frühesten Kindheit flößte ihm diese so bald als möglich einen grimmigen Haß gegen die Reformation und die Protestanten ein, der dann am Hofe des unduldsamen Herzogs Wilhelm von Bayern, wo er seine Erziehung erhielt, vollends ausgebildet wurde. Dabei gerieth er gar bald in die Hände und unter die eben so schlaue und arglistige, als wirksame fünfjährige Leitung der Jesuiten in Ingolstadt, welche nun in seinem Herzen den glühendsten Ketzerhaß entzündeten, seinem Geiste die, einzig auf Erhaltung und Alleinherrschaft der römisch-katholischen Religion und Kirche hinausgehende Richtung gaben, und seine Seele in eine den Protestanten vollendet feindselige Stimmung versetzten, von welcher er Zeitlebens nicht abgewichen ist. Als er seinen Vater sehr frühzeitig verlor, so beherrschte ihn als einen zwölfjährigen Prinzen seine Mut-

ter ganz unumschränkt, und noch auf ihrem Sterbebette ließ sie sich von ihm das feierlichste Versprechen betheuren: daß er der Verfolgung und Ausrottung aller vom römischen Katholizismus abweichenden Religionssecten alle seine Kraft und Macht, ja sein ganzes Leben widmen wolle. Noch als einen Jüngling führten ihn die Jesuiten nach Italien, um ihm die tiefste Ehrfurcht vor dem Papste in Rom einzuflößen, was der feierlichste Segen Clemens VIII., den er empfing, bewirken mußte. Von Rom geleiteten sie ihn nach der sogenannten heiligen Stadt Loretto, wo er vor dem Bilde der Maria, der sogenannten Mutter Gottes, das feierliche Gelübde ablegte: sein Leben, seine Macht und Kraft, seine Waffen dem Dienste und der von Neuem zu verbreitenden Verehrung und Anbetung derselben zu weihen. Dies Gelübde, als der Schlußstein seiner jesuitischen Erziehung, machte ihn zu einem bis zur Blutgier hingetriebenen blind römisch-katholischen Prinzen, der das in Deutschland zu werden gedachte, was Philipp II. in Spanien und in den Niederlanden gewesen war, ein mit Feuer und Schwert ewig verfolgender und unversöhnlicher Feind und Unterdrücker der Protestanten und aller von den Papisten sogenannten Ketzer. Selbst politische Vortheile opferte er in der Folge eben so auf, als er Treulosigkeiten beging, nur um seinem Hasse der Protestanten ein möglichstes Genüge zu leisten und die

römisch-katholische Religion und Kirche zu schirmen. Deshalb gab er niemals seinen Gegnern nach und wo er dazu gezwungen war, wie wir in der Folge oft sehen werden, ergriff er jeden günstigen Umstand, um wo möglich doch sein Ziel zu erreichen. Bestärkt wurde er in seinem schrecklichen Ingrimm gegen die Evangelischen noch dadurch, daß es ihm die Jesuiten durch seine verleiteten Räthe einflößten und selbst einredeten: durch die Ausrottung der Protestanten bahne er sich den sichersten Weg, sich auf den höchsten Gipfel seiner Macht zu erheben, die Gewalt des Kaisers zur Unumschränktheit emporzubringen, ja das Kaiserthum zu einem unentreißbaren Eigenthume Oesterreichs zu machen. Fünf Jahre hindurch war er den Einwirkungen der Jesuiten, ohne daß nur Etwas denselben entgegen gewirkt hätte, ausgesetzt gewesen, als er, gehörig und sattsam zum Erregen eines Religionskrieges vorbereitet, in seine Staaten zurückging, die Regierung antrat, aber auch alsbald und vor allererst den Protestanten in Steiermark, Kärnthen und Krain alle die Religionsfreiheiten schmälerte, dann entzog, die sein Vater denselben ertheilt hatte, und den protestantischen Gottesdienst in einem Orte nach dem andern und endlich in seinem ganzen Gebiete unterdrückte. Dies auch in Böhmen und Mähren zu thun, dazu versuchte er alle Mittel und Wege der List und Gewalt, was ihm freilich nicht so leicht ward, wie in

seinen Erbländern, wo er endlich Galgen und Räder aufrichten ließ, an welchen alle den Tod zu finden bedroht wurden, welche dem römisch-katholischen Gottesdienst nicht beiwohnen oder nicht auswandern wollten.

Traurig, ja schrecklich waren daher in damaliger Zeit die Aussichten der Protestanten für ihre Zukunft. Denn wer oder was sollte ihnen denn dieselben erhellen oder freundlich machen? Heinrich IV., König von Frankreich, war von dem jesuitischen Ravaillac erstochen worden, ein König, der immer das Schrecken Oesterreichs zum Heil für die Protestanten gewesen war. Elisabeth, die Königin von England, eine Beschützerin des Protestantismus, war gestorben und auf ihren schwachen, fast einfältigen Nachfolger, Jacob I., nicht zu rechnen. Schweden war mit den Polen in Krieg verwickelt und hatte damit alle Hände voll zu thun. Dänemark, an sich schwach, sah nur mit Furcht immer auf Schweden und hatte für nichts weiter Augen, als für dessen gefürchtete Ausbreitung an der Ostsee. Mit den Türken war Waffenstillstand geschlossen und die sonst gegen diese gekehrte Macht Oesterreichs anderwärts verwendbar. Die protestantische Union war zu einer sehr schlechten Gegenwehr gerüstet, hatte Brandenburg, wie wir oben sahen, als Bundesgenossen verloren, Sachsen, das sich immer schwach und unbedachtsam auf die österreichische Seite ziehen ließ, nie zum

Bundesgenossen gehabt, und das Oberhaupt dieser Union, Kurfürst Friedrich von der Pfalz war ein, seiner wichtigen und heiligen Aufgabe, so wie den schwierigen Verhältnissen der eben verhängnißvollen Zeit durchaus nicht gewachsener, in Wehr und Kriegführung unerfahrener und auch noch der Eitelkeit und Vergnügungen aller Art ergebener sinnlicher Mann. Daneben trug der unverantwortliche heftige Haß der Lutheraner gegen die Reformirten, der vornehmlich von dem kurfürstlich-sächsischen Hofe unter Johann Georg I. ausging, empfindlich Viel zur Schwächung der evangelischen Union und deren Ohnmacht bei.

Auf der andern Seite war die, nach Heinrich des IV. von Frankreich Tode 1610 geschlossene Ligue der Katholiken, wie einig in sich selbst, so durch die Heere der weltlichen und durch den Reichthum der geistlichen Fürsten, die ihr angehörten, nach außen mächtig und gab allen ihren Genossen eine gemeinsame kräftige Richtung wider die Protestanten. Und diese Richtung hielt fest das Oberhaupt der Ligue, der in Staatsgeschäften erfahrene, in allen seinen Obliegenheiten thätige, im Zusammenhalt aller seiner Einkünfte sparsame, für den Krieg mit Geschick und Erfahrung ausgerüstete und in der Wahl seiner Generale glückliche, von den Jesuiten erzogene Herzog Maximilian von Bayern. Ja, was Oesterreich und Bayern nicht vermochten, das versprachen Spa-

niens Armeen und amerikanische Reichthümer, so wie die offenstehenden großen Schätze des Papstes zu thun. Also war Alles zu einem furchtbaren Religions= und Staatskrieg vorbereitet, im Uebergange zu demselben begriffen, um ihn dreißig schreckliche Jahre lang wüthen und unsägliches Elend und Verderben stiften zu lassen, wovon jetzt noch Spuren in Deutschland wahrzunehmen sind.

Halten wir uns nun vor, was Ferdinand II. nach obiger Beschreibung war und sehen ihn nun als gekrönten König von Böhmen, dem damals kecken, muthigen, seit zwei Jahrhunderten von dem römischen Katholizismus abgewendeten Volke der Böhmen gegenüber, das mit größter Eifersucht seine im Majestätsbriefe erhaltenen Rechte und Freiheiten bewachte und festhielt, so war es sehr natürlich: zwischen Ferdinand und den Böhmen mußte es zunächst zu heftigen Reibungen kommen, ja zu offenbaren Feindseligkeiten. Und so geschah es.

Kaum hatte sich bei den kränklichen Umständen des auch am Geiste schwach werdenden Kaisers Matthias Ferdinand in Etwas emporgearbeitet und als gekrönter König von Ungarn und Böhmen, wo er den Majestätsbrief bestätigte und es mit einem Eide bekräftigte, daß er alle Freiheiten der böhmischen Nation unangetastet lassen und aufrecht erhalten wolle, auch auf die österreichischen Regierungsangelegenheiten Einfluß gewonnen, so fingen die Papisten überall an, die Evan-

gelischen mit weit weniger Schonung zu behandeln, als vorher. Auf's Härteste wurden die evangelischen Unterthanen der katholischen Gutsherren behandelt Bittere Drohungen gegen die Protestanten wurden lauter und immer lauter. Die Jesuiten standen gar nicht an, zu erklären: es habe der Majestätsbrief der Böhmen keine Gültigkeit, weil er dem Kaiser Rudolph II. abgezwungen worden wäre, der Papst zu demselben seine Zustimmung nicht gegeben, ja gegen dessen Bestätigung protestirt habe, und was vom Kaiser versiegelt worden sei, das könne die Kirche wieder entsiegeln; bei Ferdinand werde es daher bald heißen: ein neuer König, ein neu Gebot! derselbe werde zu seiner Zeit in Böhmen wohl noch Köpfe fliegen lassen! — und richteten daher die Augen der Evangelischen, insbesondere der Böhmen auch hin auf die Galgen und Räder in Steyermark, die auch ihnen über die Berge herüber in ihre Thäler herein alle Zeichen gaben: daß auch sie bedrohet seien, entweder das Schaffot zu betreten oder auswandern zu müssen zu seiner Zeit. Bald genug wurde daher in den protestantischen Böhmen das größte Mißtrauen gegen Ferdinand erweckt, indem sie wohl wußten: wer sie mißhandle, drücke, verfolge, stütze sich auf Diesen. Da sich nun auch die Angriffe auf einzelne Glieder der Evangelischen mehrten, so stellten sich die Vertheidiger oder Defensoren des Majestätsbriefes als muthige Anführer an die Spitze der

Protestanten. Der bedeutendste und eifrigste, einsichtigste und tapferste derselben war der, obgleich ausländische, jedoch mit einigen Gütern in Böhmen angesessene Graf Heinrich Matthias von Thurn.

Die allgemein sichtbare Anhänglichkeit dieses Mannes an den Böhmen und sein Eifer für die protestantische Religion hatten ihm das Vertrauen der evangelischen Böhmen allgemein erworben. Da er als Offizier im Türkenkriege sehr tapfer gefochten und dem Hause Oesterreich sehr nützliche Dienste gethan hatte, sich durch ein sehr feines Benehmen bei den Großen des Reichs beliebt zu machen verstand, und Jedermann, der mit ihm in Berührung kam, für sich einzunehmen wußte, so stieg er von einem ansehnlichen Posten zum andern empor. Immer unruhigen Geistes, sah er sich am liebsten in recht verwirrten Verhältnissen, um in denselben seine glänzenden Talente und Fähigkeiten leuchten und blitzen zu lassen. Hitzig und ungestüm, keck und verwegen, fürchtete er sich nicht, selbst das zu unternehmen, was sonst Männer von kaltem Blute und bedachtsamer Klugheit zu unternehmen sich nicht getrauten. Als ein eifriger und vor Andern thätiger Theilnehmer an den Unruhen unter Rudolph II., gehörte er zu denen, welche diesem traurigen Regenten den Majestätsbrief abzwangen und dessen Bestätigung von Mathias erlangten. Ihm, den der Hof zum Burggrafen vom Karlstein zu Prag ernannt hatte,

war die Aufbewahrung des Majestätsbriefs anvertraut worden. Die böhmische Nation selbst hatte ihn zu einem ihrer Defensoren oder Glaubens- und Freiheits-Beschützer ernannt. Durch geheime Hofumtriebe in Wien wurde ihm die Burggrafenstelle genommen, die ihm als einem ehrgeizigen Manne über Alles ging und theuer war, ihn auch immer noch in einem gewissen Maaße von Ergebenheit an den österreichischen Hof erhielt. Ihm war nun nichts gewisser, als daß man ihn alles Einflusses auf die böhmischen Angelegenheiten berauben wolle. Das kränkte seine Eitelkeit, verwundete seinen Ehrgeiz und erweckte in ihm eine Feuer und Flammen sprühende Rachsucht wider Oesterreich, und seinem völlig aufgeregten Geiste war nun jede Gelegenheit, seine Rachsucht befriedigen zu können, willkommen. Eine solche Gelegenheit aber bot sich ihm mehr als zu bald dar und brachte den dreißigjährigen Krieg zum Ausbruch.

Ausbruch des Krieges.

Erster Zeitraum des dreißigjährigen Krieges von 1618 bis 1621.

In dem Majestätsbriefe, dessen Ertheilung die Böhmen von Rudolph II. erpreßt, dessen Bestätigung sie von

Matthias und Ferdinand II. erlangt hatten, in diesem Majestätsbriefe waren, wie leider im Augsburgischen Religionsfrieden, alle Rechte, welche die Protestanten hinsichtlich ihrer Religionsübungen haben und genießen sollten, den Ständen, d. h. den Herren und Rittern ertheilt, aber der Name: Unterthanen ausgelassen worden. Diesen ward nichts freigegeben, als daß sie die Kirchen fortbesitzen sollten, die sie eben inne hatten. Jedoch hatten es die Vorstände der königlichen Städte dahin zu bringen gewußt, daß auch diesen gleiche Rechte mit den Ständen ertheilt wurden. Die Stände und königlichen Städte hatten mithin das Recht der freien Religionsübung, der Kirchen- und Schulen-Erbauung; alle übrigen Städte, die dem Landstande angehörten, mußten demnach mit der Art Religionsfreiheit sich behelfen, welche ihnen dieser Landstand zukommen lassen wollte. Also auch die Dörfer. Dies aber galt den evangelischen Böhmen als ein gewaltiger Eingriff in die durch den Majestätsbrief anerkannte Gewissensfreiheit, die, einmal zugestanden, für Alle gelten müsse, oder auch die den Ständen zugestandene sei keine. Es gehörten aber viele Landstädte und Dörfer unter die Herrschaft katholischer und katholisch-geistlicher Stände, z. B. Aebten von Klöstern und Bischöfen. Da stellten aber die Protestanten es als Grundsatz auf: der geistliche Stand sei in Böhmen als ein besonderer Stand

gar nicht anerkannt und deshalb seien auch die Kirchengüter königliche Besitzungen. Daher zählten die Unterthanen der geistlichen Landstände die geistlichen Güter unter die königlichen Güter und erachteten sich daher auch gleichberechtigt mit den königlichen Städten, denen protestantische Kirchen und Schulen zu erbauen und anzulegen Niemand streitig machen konnte. Gegen diesen Punkt aber setzten sich die geistlichkatholischen Landstände durchaus, gaben es nicht zu, daß ihre Güter königliche Güter seien, sondern erklärten sie für kirchliche Güter, mit welchen sie, wie die römisch=katholische Kirche und Religion selbst, der sie unmittelbar angehörten, völlig unabhängig vom Könige seien. Daher verwehrten dieselben ihren evangelischen Unterthanen die Erbauung neuer protestantischer Kirchen und Schulen. Dennoch aber errichteten die Bürger des Städtchens Klostergrab, das dem Erzbischof von Prag gehörte, und die Bürger der Stadt Braunau, die unter dem Abte des dasigen Klosters stand, eigenmächtig neue Kirchen und vollendeten diese Baue, obschon ihre Gerichtsherren ihnen dies verboten und selbst den Kaiser dahin bewogen, diese Baue zu mißbilligen und zu verbieten. Als nun aber beides nichts half, so gab der Kaiser Befehl: die Kirche zu Klostergrab niederzureißen, die zu Braunau gewaltsam zu sperren und die unruhigsten Bürger ins Gefängniß zu werfen.

Nicht allein alle Häupter oder amtliche Vertheidiger der Evangelischen, die Defensoren, welche aufzustellen der Majestätsbrief die Böhmen berechtigte, sondern auch die Protestanten insgesammt im ganzen Böhmerlande kamen darüber in eine allgemeine Bewegung und im gesammten Lande ertönte der allgemeine Schrei: „der Majestätsbrief ist verletzt!" Graf Thurn betrieb mit der größten Hitze die Einberufung von Deputirten der protestantischen Städte, aus jedem Kreise sechs tüchtige Männer nach Prag zu einem Landtage, um zu beschließen, was zu thun sei. Man faßte eine Bittschrift an den Kaiser ab, in welcher man auf Freilassung der Gefangenen antrug. Der Kaiser gab wohl Antwort, aber nicht einmal an die evangelischen Stände selbst, was diese sehr übel nahmen, sondern seinen Statthaltern, durch welche er nicht nur jenen Ständen ihr Betragen als rebellisch verwies und ihre Versammlung verbot, sondern auch das Verfahren gegen die Kirchen zu Klostergrab und Braunau dermaßen als gerecht darzustellen bemüht war, daß die versammelten Stände darüber in einen tobenden Aufruhr geriethen und die Protestanten nunmehr noch größern Bedrohungen für die Zukunft entgegen sahen.

Graf Thurn wußte es durch seine Vorstellungen dahin zu bringen, daß aus Furcht und Erbitterung sehr gewaltsame Beschlüsse gefaßt wurden, vorjetzt nicht gegen den Kaiser selbst, als vielmehr gegen die Räthe des Kai-

6*

sers. Denn diese beschuldigte Thurn, daß sie jene Antwort des Kaisers auf das Bittschreiben der Stände abgefaßt und dem Kaiser nur zur Unterschrift vorgelegt hätten, von ihnen demnach jener genannte kaiserliche Befehl ausgegangen und bewirkt worden sei. Die kaiserlichen Räthe, welche man ganz besonders haßte, waren vornehmlich der Burggraf vom Karlstein und der Präsident Slawata, weil diese nicht in der Rathssitzung damals erschienen waren, als der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen wurde, wofür man sie bedrohet hatte, daß man sie als Urheber alles Dessen ansehen werde, was nur irgend zur Verletzung des Majestätsbriefes beitragen würde. Und nun fand die obige Beschuldigung Thurns um so mehr Glauben, als sie es waren, die ihre evangelischen Unterthanen am meisten und ärgsten drückten und katholisch zu werden zwangen.

Am 23. Mai 1618 hielten die Statthalter Sternberg, der Burggraf Martinitz, Lobkowitz und Slawata in einem Saale des königlichen Schlosses zu Prag Rathssitzung. Da erschienen, voran Graf Matthias von Thurn, die Deputirten der protestantischen Stände bewaffnet und mit zahlreichem Gefolge im Schlosse und drangen mit polterndem Lärm in den Saal. Hier befragten sie Jeden jener Viere: ob Er an der kaiserlichen Antwort Antheil gehabt und seine Stimme dazu gegeben habe? Sternberg redete ihnen mit Ruhe zu

und bat sie: nicht Gewalt zu gebrauchen; aber von Martinitz und Slawata erhielten sie stolze und herrische Antwort. Da rief Einer: „gegen Sternberg und Lobkowitz haben wir Nichts, aber Martinitz und Slawata unterdrücken die Evangelischen!" Da wurden Sternberg und Lobkowitz ohne Gewaltthätigkeit zum Saale hinausgeführt und nach Hause zu gehen angewiesen; aber, obschon die beiden Andern riefen: „daß man sie nach dem Gesetz richten möge!" so ward doch Martinitz zum Fenster geschleppt und hinunter in den Schloßgraben gestürzt. Als dieses in einem Augenblick geschehen war, rief wieder Einer: „hier, edle Herren, habt Ihr auch den Andern!" und Slawata ward gleichfalls hinausgeworfen zu jenem nämlichen Fenster, und diesen beiden folgte auch in gleicher Weise deren Werkzeug nach, der Sekretär Fabricius; alle drei flogen eine Höhe von dreißig Ellen hinab. Zum Glück fiel diese Statthalterschaft auf einen Misthaufen, nach andern Erzählungen erst auf einen Baum und von diesem auf einen großen Haufen Kehricht herab und kam blos mit dem Schrecken von Halsbruch und mit zerquetschten Gliedern davon. Diese gewaltsame Handlung entschuldigten die Böhmen damit: „es sei also Landesgebrauch!" ließen auch jene Statthalter aus Böhmen abziehen.

Was werden aber Kaiser Matthias und König Ferdinand dazu sagen? Diese Frage beantwortete sich ein

Jeder von selbst. In der zuverlässigsten Erwartung der kaiserlich königlichen allerhöchsten Ungnade und Bestrafung besetzten die protestantischen Stände das Schloß mit ihren Soldaten zu Prag, erklärten Ferdinanden für abgesetzt, ernannten dreißig Directoren zu der Landesregierung, warben Truppen, ernannten den Grafen Thurn zum Obergeneral, nahmen alle Beamte in Eid und Pflicht, die Einkünfte des Landes in Beschlag und verjagten überall die Jesuiten. Zugleich schrieben sie Entschuldigungsbriefe an den Kaiser, forderten aber auch die ungarischen, österreichischen, mährischen, lausitzer und schlesischen Protestanten auf, sich an sie anzuschließen.

Aufs Heftigste erschrak Matthias über dies Ereigniß in seiner Kränklichkeit, wünschte den Frieden durch Unterhandlungen mit den Böhmen zu erhalten, wozu vor jetzt selbst sein geheimer Minister, Cardinal Clesel, rieth. Allein die Jesuiten entgegneten: hier sei keine Milde anzuwenden, sondern nur auf Ausrottung zu denken, um Rebellionen abzuwenden, zu denen die Protestanten durch Duldung nur zu sehr als beherzt gemacht würden. Auch Vetter Ferdinand redete dem Kaiser ein: „Gott selbst hat die Böhmen mit Blindheit geschlagen, „daß sie durch ihr Betragen zeigen, ihre erschreckliche „That sei nicht aus Gott, sondern aus dem Teufel. „Demnach halte ich dafür: daß Nichts übrig bleibt, als „zu den Waffen zu greifen.“ Ferdinand und die Jesui-

ten wußten auch alle diejenigen vom Kaiser zu entfernen, die dessen Wunsche beigepflichtet hatten, und ihm die Meinung beizubringen: nur durch Vernichtung der gefährlichen Vorrechte der Böhmen sei Ruhe und Ordnung zurückzuführen, so wie durch Ausrottung dieser evangelischen Secte Sicherheit für den katholischen Glauben und die alleinseligmachende Kirche zu erlangen. Der Krieg möge kosten, was er auch wolle, es würden die eingezogenen Güter der Rebellen Alles ersetzen, und die Hinrichtung der jetzigen protestantischen Landstände würde einen schnellen Gehorsam ihrer Nachfolger herbeiführen.

Dies wurde allbekannt, und gegen Ferdinand und dessen Anhang richtete sich nun der ganze böhmische Aufstand, der allgemein war; nur drei ganz römisch-katholische Städte, Budweis, Krummau und Pilsen, schlossen sich aus. Auf diese drei Städte, als wichtige Punkte des Königreichs, die den kaiserlichen Truppen ihre Thore offen erhielten, rückte Graf Thurn sogleich an mit seiner Macht. Krummau ergab sich, aber Budweis wehrte alle Angriffe ab. Zwar gelangten von Seiten des Kaisers Vorschläge zu gütlicher Auseinandersetzung der streitigen Punkte an; allein es waren wohl dieselben, wenn auch etwa von Seiten des Kaisers, jedoch von Seiten des Königs Ferdinand und seines jesuitischen Anhangs eben so wenig aufrichtig gemeint, als die Böhmen sich

bereitwillig zeigten und Lust hatten, sie anzunehmen Genug: der Krieg begann!

Durch spanische Versicherung, daß ihm Truppen aus Italien und den Niederlanden zu Hülfe kommen sollten, ermuthigt und durch spanisches Geld unterstützt, rüstete Matthias eine Armee zum Einbruche in Böhmen aus. Aus Mißtrauen aber gegen alle Inländer übertrug er das Kommando derselben zwei ausländischen Generalen, dem Grafen von Boucquoi und dem Grafen von Dampierre. Diese Armee bestand meistens aus wilden Ungarn und rohen Wallonen, brach in Böhmen ein und wo sie hinkam, wurde geplündert, gesengt und gebrennt und jegliche Ausschweifung begangen. Dies brachte die noch günstig Gesinnten zum Abfalle vom Kaiser und die empörten Böhmen zur Verzweiflung. Da ward von diesen jeder Paß besetzt und tapfer vertheidigt; jeder befestigte Ort leistete den ausdauerndsten Widerstand. Dies machte nicht nur der kaiserlichen Armee das Vorwärtsdringen schwer und blutig, sondern es wurden sogar beide Generale, Dampierre und Boucquoi, nach Oesterreich zurückgetrieben. Nun schlossen sich die Lausitzer und Schlesier an die Böhmen an und selbst von der protestantischen Union erhielten sie Beistand. Denn diese erkannte aus dem Gange der Dinge in Böhmen, wenn der Kaiser, durch Besiegung der Böhmen ermuthigt, auch die Protestanten in Deutschland zu

unterdrücken gar nicht säumen würde, welches dann ihr Schicksal sein würde! Durch den im Kriege erfahrenen und geübten Grafen Peter Ernst von Mannsfeld hatte die Union ein Armeecorps von 4000 Mann werben lassen, um dasselbe eigentlich dem mit der Union gegen Spanien verbundenen Herzoge von Savoyen zu Hülfe ziehen zu lassen; da aber der Herzog dasselbe nicht mehr nöthig hatte, so wurde es den Böhmen zu Hülfe gesandt. Mannsfeld rückte sogleich vor die Stadt Pilsen, nahm sie ein und setzte sich dadurch fest in Böhmen. Graf Thurn brach in Mähren und Oesterreich ein, wo ihn das Volk mit Freuden aufnahm und völlig geneigt war, vom Kaiser abzufallen. Dieser hatte wohl wieder Vorschläge gethan, durch welche die Ruhe wieder hergestellt werden möchte; allein man wußte sie wohl in Hinsicht auf die jesuitischen Umgebungen des Kaisers zu deuten, weshalb sie denn auch ohne alle Wirkung blieben. Dazu starb der schwache Matthias am 20. März 1619 und Ferdinand — der nun Kaiser ward unter dem Namen Ferdinand II. — trat mit allem seinem Ingrimm gegen die Protestanten an dessen Stelle. Wohl war seine Lage jetzt nicht die beste. Der größte Theil seiner Unterthanen hatte schon die Waffen gegen ihn ergriffen oder stand im Begriff, es zu thun Die Ungarn wankten in ihrer Treue bei dem glücklichen Vorwärtsdringen der Böhmen, und

dies durfte nur der mächtige Fürst von Siebenbürgen, Gabor Bethlen, merken, so war dieser mit seinen stets schlagfertigen Schaaren gewiß alsbald da, um Ungarn einzunehmen; und den Türken war auch nicht zu trauen. Die Protestanten in Deutschland standen bereit, ihm seinen Ingrimm wider sie mit ihrem wirksamsten Hasse thätig zu erwiedern und die katholische Ligue, welcher sich Ferdinand ohnehin nicht eben gern untergeben oder sich verbindlich machen wollte, war jetzt unter sich uneinig.

Graf Thurn eroberte Brünn in Mähren, das ganze Land schloß sich an ihn an und fiel von der römisch-katholischen Religion sowohl, als auch vom Kaiser ab. Unaufhaltsam stürzte sich von da aus die verbündete böhmische Armee in's Oesterreich und verkündigte es überall: daß allgemein die Religion keinen Unterschied mehr unter den Menschen machen dürfe; welcher christlichen Kirche Jemand auch angehöre, er habe mit Allen gleiche Rechte! Durch fremdes Volk und fremde Generale wolle der Kaiser die Böhmen unterdrücken, und diese Feinde müsse man verfolgen bis nach Jerusalem als Feind der Freiheit. Tief drang diese Verkündigung in die Herzen vieler Tausende, die dem Kaiser unterthan waren und führte sie der böhmischen Sache zu. Am 5. Juni stand Thurn vor Wien und machte Anstalt dasselbe zu belagern, indem er alle Dörfer umher besetzte. Ferdinand war drinnen in seinem Schlosse mit dem

herzhaftesten Vorsatze: seine Stadt nicht zu verlassen, sondern zu vertheidigen. Aber womit? Eine geringe Anzahl von Soldaten konnte er den Empörten entgegenstellen, die ihn umgaben, und auch diese wenigen Soldaten waren höchst unzufrieden mit ihm, weil es ihnen an Brod gebrach, ihnen der Sold nicht bezahlt werden konnte, und vor Augen lag, wie wenig Wien eine dauerhafte Belagerung aushalten könne, da zu einer solchen gar keine Vorbereitung getroffen war. Schon schaarten sich die umliegenden Dörfer um Thurn und in Wien selbst gaben sich Zeichen eines drohenden Aufruhrs kund. Schon schleuderten die böhmischen Kanonen Kugeln in's kaiserliche Schloß und sechzehn österreichische Barone drangen dahin, überschütteten Ferdinanden mit Vorwürfen und wollten ihn zwingen, darein zu willigen: daß sie sich bewaffnet mit den Böhmen verbinden dürften. Einer von ihnen war sogar frech genug, den Kaiser bei den Knöpfen seines Wamses zu fassen und zu schütteln und ihn trotzig zu fragen: ob er denn nun bald unterschreiben werde? Aber dieser blieb fest und standhaft dabei: „Bedingungen lasse er sich nicht vorschreiben." Indem aber noch der Hader in hitzigen Worten fortdauerte, ertönte auf einmal österreichischer Cavalleriemarsch auf dem Burgplatze. Jene österreichischen Barone geriethen alsbald in Erstaunen, Furcht und Schrecken, daß einer nach dem andern verschwand und viele Adeliche und Bürgerliche aus der Stadt flüchteten.

Ein 500 Mann starkes Kürassierregiment des Generals Dampierre hatte sich durch- und herbeigeschlichen und war in diesem wichtigen Augenblicke durch's Fischerthor in die Stadt und Burg in anderer Absicht eingerückt, konnte aber jetzt Ferdinanden vertheidigen. Dies ermuthigte die katholisch gesinnten Bürger und Studenten in Wien also, daß sie die Waffen für Ferdinand ergriffen. Zugleich lief die Nachricht ein: Boucquoi habe den Grafen von Mannsfeld bei Budweis in Böhmen am 9. Juni auf's Haupt geschlagen und sei in vollem Marsch auf Prag begriffen. Alles gerieth nun im böhmischen Lager in die erschreckendste und schnellste Bewegung, die Böhmen verließen Wien und eilten in Gewaltmärschen in ihr Land, um ihre Hauptstadt und mit derselben ihre Sache zu retten.

Jetzt war es auch, wo es die protestantische Union nicht mehr hintertreiben konnte, daß Ferdinand — den sie als ihren schrecklichsten Feind ansah, der sich ganz von Spanien und den Jesuiten leiten lasse — Kaiser wurde. Denn da die drei geistlichen Kurfürsten, Mainz, Trier und Köln natürlich für ihn stimmten, Kursachsen ihm günstig und Kurbrandenburg nicht entgegen war, so entschied sich die Mehrheit der Stimmen für ihn und er ward am 28. August 1619 Kaiser auf dem Kurfürstentag zu Frankfurt.

Am 19. August zuvor aber hatten die mit den Böh-

men verbundenen Völker fast aller seiner Erbländer ihn auf einer allgemeinen Reichsversammlung für einen Feind der evangelischen Religion und Freiheit erklärt, welcher daher auch auf die Krone des Königreichs Böhmen kein Recht mehr habe, denn er sei es, der den verstorbenen Kaiser wider die Böhmen aufgehetzt und zu ihrer Unterdrückung demselben Truppen geliehen habe; durch Ausländer habe er das Land ausplündern und ausrauben lassen, ja, im Fall er ohne Erben sterbe, die Anwartschaft auf Böhmen dem spanischen Hofe verschrieben, da doch Böhmen ein Wahlreich sei. Nicht mehr erkannten die Böhmen Ferdinanden als ihren König an, setzten ihn vielmehr förmlich ab und, indem ihnen die Schlesier, Mährer, Lausitzer und die evangelischen österreichischen Stände beitraten, auch die Böhmen sich darauf beriefen, daß sie seit uralten Zeiten stets das Recht gehabt hätten, sich ihren König frei zu wählen, so wählten sie endlich den 23jährigen Kurfürsten von der Pfalz, obschon er der reformirten Kirche angehörte, und nicht lutherisch war, Friedrich V., zu ihrem König. Warum aber diesen? Er war das Oberhaupt der Reformirten, der Oberanführer der protestantischen Union, die schon durch den Grafen von Mannsfeld und dessen Armeecorps für sie und ihre Sache thätig gewesen war; den König von England, Jacob I., hatte er zum Schwiegervater, und der mächtige Statthalter in

Holland, Moritz von Oranien, war sein Oheim. Aber unglücklicher hätte ihre Wahl nicht ausfallen können. Wäre ein Mann, wie der Graf Heinrich Matthias von Thurn oder Graf Ernst Peter von Mannsfeld ihr König geworden, was würde wohl heut zu Tage Böhmen sein? Würde wohl der Krieg, bei dessen Beginn wir stehen, dreißig Jahre gedauert haben? O, es war ein gewaltiger, ein schrecklicher Fehlgriff, den die Böhmen thaten! Denn Friedrich war durchaus nicht der Mann, welcher den außerordentlichen Verhältnissen gewachsen war, in welche er eintrat.

Friedrich selbst erkannte: daß ihn ein rebellisches Volk zu seinem Könige erwählt habe und die Annahme der Krone Theilnahme an dessen Verbrechen, zugleich auch ein gar gewaltiges Wagstück sei, bei welchem er im unglücklichen Falle seine Erbländer verlieren könne! Auf sein Befragen warnten ihn Kursachsen und Bayern, so wie seine eigene Mutter und alle seine Mitkurfürsten vor dem Abgrunde des Unglücks, worein er sich stürzen werde; weil alle unterrichtete Welt einsah: Friedrich mit seinem zwar freien und aufgeweckten, aber nichts weniger als kräftigen und muthigen, auch dem Vergnügen ergebenen Geiste, besitze weder die Fähigkeiten noch die Kräfte, der wagniß- und gefahrvollen Lage gewachsen zu sein, in die er sich begeben sollte. Sein Schwiegervater führte ihm zu Gemüthe:

daß er bei Annahme der böhmischen Krone ein schlimmes Beispiel gebe, die geheiligte Majestät der Könige zu verletzen, und es sei für ihn weniger ein Unglück, eine Krone zu verlieren, als eine dieser Art zu erlangen. Allein der Glanz einer Königskrone, die ihm ein kraftvolles Volk anbot, blendete ihn um so mehr, als ihm seine calvinistischen Hofprediger das, was diesen am Herzen lag, Böhmen vielleicht für die reformirte Kirche zu gewinnen, als eine göttliche Aufgabe an's Herz legten und seine pfälzischen Staatsdiener — in Aussicht auf königliche und reicher besoldete Aemter — die Annahme der Krone riethen. Den Ausschlag gab endlich seine eitle, stolze Gemahlin Elisabeth, die ihm in's Angesicht sagte: „Du konntest Dich wohl vermessen, die Hand einer „Königstochter zu begehren und anzunehmen, aber „eine Königskrone, die man Dir entgegen bringt, „anzunehmen, ist Dir bange! Will ich doch lieber trocknes Brod essen an Deiner Königstafel, als schwelgen „an Deinem kurfürstlichen Tische!" O, diese eitle Frau wird in kurzer Zeit hernach wohl anders geredet haben, als sie weder königliches noch kurfürstliches Brod zu essen hatte. Genug, sie drang bei ihrem schwachen Gemahl durch. Und da nun auch nochmals und immer wieder es ihm seine Gemahlin und sein Hofprediger Scultetus als eine Gewissenssache einredeten: mehr als eine Million evangelischer Glaubensgenossen ja, ja seiner

Bedenklichkeit nicht aufzuopfern, so nahm Friedrich die böhmische Königskrone an!!

Feierlichst zog Friedrich in Prag ein, wo er am 29. November 1619 mit dem größten Pomp und Glanz gekrönt wurde. Als ein Freund des äußerlichen Prunkes und herrlicher Lustbarkeiten freute er sich der goldenen, silbernen und diamantenen und auf noch andere prunkvolle Weise glänzenden Ausschmückungen, in welchen die böhmischen Großen dabei erschienen, und des endlosen Frohlockens und Freudengetümmels seiner neuen Hauptstadt, in deren Tempeln, wie in allen Kirchen des Königreiches, die Reformation ihren Triumph feierte nach seiner Ansicht! Von Dänemark und Schweden, von Holland und Venedig, von mehren deutschen Staaten ward er als rechtmäßiger König anerkannt, als welcher er nun seinen neuen Thron zu behaupten gedachte. Dies schien auch nicht allein möglich, sondern selbst wahrscheinlich zu sein. Denn auch Schlesien und Mähren huldigten ihm, Oberösterreich und die evangelischen Stände Niederösterreichs verbanden sich zu seinen Gunsten und ein Hauptfeind des Kaisers, der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen ward sein Bundesgenosse, wie er denn auch von der protestantischen Union unterstützt zu werden erwartete. Allein er war für seine Stellung und Zeit nicht staatsklug genug, noch besaß er die jetzt unentbehrliche Kriegskenntniß. Zeit un

Geld verschwendete er an Lustbarkeiten, gab thöriger Weise dem Fürsten Christian von Anhalt das Obercommando über die Armee und stieß dadurch die im Krieg erfahrenen und bewährten Grafen von Thurn und Mannsfeld vor den Kopf, ja, indem er die Versuche seines unklug-eifrigen Hofpredigers Scultetus, die reformirte Glaubensweise in Böhmen einzuführen, nachsah, machte er die ganze Nation wider sich mißtrauisch und von sich abwendig. Doch verabredete der hinterlistige Bethlen Gabor mit Friedrich den Plan: daß er nach Ungarn und die böhmische Armee nach Oesterreich vorrücken und vor Wien zusammentreffen sollten. Allein auch gegen den Kaiser nahm Bethlen die Maske der Freundschaft vor und machte diesem weiß: er wolle nur die Böhmen in die Falle locken und dem Kaiser die Anführer derselben lebendig überliefern. Ehe man es sich versah, war Bethlen in Oberungarn; wie er hinter sich alles verwüstet zurück ließ, ließ er den Schrecken alles vor sich her niederwerfen und sich von den betäubten Ständen in Preßburg die ungarische Königskrone aufsetzen. In voller Angst rief der Kaiser seine Armee unter dem General Boucquoi herbei, und so wie dieser abzog, rückte ihm die böhmische Armee auf dem Fuße noch vor Wien, wo sie am 24 October 1620 anlangte und 12,000 Siebenbürger antraf. Bethlen selbst erschien mit seinen sieggewohnten Schaaren, und wie alles

umher verwüstet wurde, sah Ferdinand in Wien selbst nur seinen, dem Anscheine nach unvermeidlichen Untergang. Denn alle Zufuhr war abgeschnitten, die Donau gesperrt und die Hungersnoth schien nur die Uebergabe noch übrig zu lassen. Da stellte sich auf einmal das schlechteste Wetter ein, Siebenbürgen und Böhmen konnten endlich selbst dem Mangel an Nahrung für Menschen und Thiere nicht mehr wehren, ja, in Ungarn selbst erlitt Bethlen einen ihm sehr ärgerlichen Verlust. Diese Unfälle trieben die Siebenbürger nach Ungarn und die Armee Friedrichs nach Böhmen zurück und Ferdinand wie seine Hauptstadt waren gerettet. Nun rückte der Kaiser in seinem eigenen Lande wieder vor, vermochte die niederösterreichischen Stände dadurch, daß er ihnen ihre Privilegien bestätigte, ihm zu huldigen, und wer das nicht that, wurde des Hochverraths schuldig erklärt. Noch im Jahre 1620 bewog der Kaiser den Bethlen Gabor zum Waffenstillstande. Aber wie Friedrich die ganze protestantische Union für sich in Bewegung setzte, so that der Kaiser ein Gleiches mit der Ligue der Katholiken, deren unumschränkter Leiter und Lenker der eifrig römisch-katholische Herzog von Bayern, M a x i m i l i a n, war. Diesen hatte Ferdinand bereits bei seiner Kaiserwahl in Frankfurt für sich gewonnen, und mit diesem verband er sich nun, sicherte ihm die Erstattung aller Kriegskosten, den Ersatz aller etwaigen

Verluste und das völlig uneingeschränkte Commando aller liguistischen Truppen zu, mit welchen er nun dem Kaiser wider die Böhmen zu Hülfe kommen sollte. Selbst mit dem Kurfürsten von Sachsen, der den Reformirten gram war, und sich beleidigt fühlte, daß die Böhmen ihm ihre Königskrone nicht angetragen hatten, dem auch Ferdinand die Versicherung geben ließ, daß man ihm die eingezogenen geistlichen Stifter und Klöster nicht entreißen wolle und werde, auch mit diesem ward Ferdinand einig, daß er sich für ihn wider die Böhmen bewaffnen sollte. Johann Georg I. berief daher die Stände des obersächsischen Kreises am 30. Januar 1620 nach Leipzig, sie zu bereden, sich von Friedrich von der Pfalz entfernt zu halten und Ferdinand II. gegen die böhmischen Rebellen beizustehen. Er gab dies als nothwendig an, weil sonst die Hülfe, die der Fürst von Siebenbürgen den Böhmen zu Theil werden lasse, um so mehr dem deutschen Reiche Gefahr und Schaden bringen könne, als man vor einem neuen Türkenkriege nicht sicher sei. Als aber auch die Böhmen den versammelten Ständen die Gefahr schilderten, mit welcher die ganze protestantische Religion und Kirche bedroht sei, so ward am 5. Februar 1620 eine bewaffnete Neutralität beschlossen und zur Behauptung derselben ein Corps von 3000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern aufgestellt. Leider blieb es aber nicht lange dabei. Denn

Ferdinand II. verpflichtete Johann Georgen vermöge alter Erbvereinigung und Lehensverbindung am 6. Juli 1620, ihm die Böhmen bezwingen zu helfen. Auch Spanien versah den Kaiser mit Truppen und Geld und letzteres empfing er auch vom Papste. Dagegen forderte die protestantische Union von den Katholiken in einem sehr starken und drohenden Tone, ihr die offene, klare Versicherung zu ertheilen: daß alle ihre noch obwaltenden Beschwerden abgestellt und vollkommene Zusicherungen ihrer unbeschränktesten Religionsfreiheit gegeben werden würden. Dies nahm aber Maximilian als eine Kriegserklärung auf und betrieb, um zu zeigen, wie wenig man den Forderungen der Protestanten nachzukommen gedenke, die Ausrüstung der liguistischen Armee mit aller Kraft. Die Häupter der Union, die aber jetzt nur noch aus den kleinen reformirten Fürsten bestand, brachten dagegen eine Kriegsmacht zusammen, welche sich bei Ulm unter dem Markgrafen von Anspach sammelte, unterdessen die liguistische Armee unter Maximilian von Bayern ein Gleiches that bei Donauwörth. Aengstlich harrten nun Protestanten und Katholiken auf eine Entscheidung ihrer Angelegenheiten. Da ward die Unionsarmee auch in ihrem Rücken bedroht von den Spaniern, die aus den Niederlanden hervorbrechen sollten, um 30,000 Mann stark unter den Generalen Spinola und Cordoba das Erbland des Königs von Böhmen, die

Pfalz, zu besetzen. Daher hielt sich die Union von Vorne und im Rücken der größten Gefahr ausgesetzt und ließ sich in Furcht setzen, ja, man möchte sagen sich Furcht einjagen. Wahrscheinlich würde sich die Unionsarmee in ihre Sicherheitsplätze zurückgezogen haben oder am Ende auseinander gegangen sein, wenn nicht Frankreich als Vermittler herbeigekommen wäre. Denn Frankreich hatte mit seinen calvinistischen Einwohnern einen gefährlichen Streit auszufechten und wollte diesen nicht etwa dadurch neuen Muth einflößen lassen, daß die Protestanten in Böhmen und Deutschland siegten, aber auch Oesterreich nicht durch Siege der Ligue zu mächtig werden lassen. Darum eilte es als Vermittler herbei und es gelang ihm, um so leichter hier Frieden zu stiften, als Maximilian und Ferdinand II. denselben gerne annahmen, um gegen die Böhmen freie Hand zu haben, die Union aber darin willigte, um sich von ihrer Furcht, durch doppelte Macht vernichtet zu werden, zu befreien. Aber eben um dieses Punktes wegen fiel dieser, am 3. Juli 1620 abgeschlossene Friede für die Union schimpflich genug aus. Denn sie versprach: „sich alles Antheils „an den böhmischen Händeln zu begeben und den Bei„stand, den sie Friedrich V. leisten würde, nicht über „die pfälzischen Länder hinaus zu erstrecken!“

Da der Kaiser den Kurfürsten von Sachsen vermöge alter Verträge verpflichtete, ihm die Unruhen in Böhmen

stillen und die lausitzischen und schlesischen Stände ihm wieder unterwerfen und zur Unterthänigkeit zwingen zu helfen, so brach auch der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, bei allem Unwillen seiner Landstände darüber, am 26. August 1620 mit 15,000 Mann, die er durch den Grafen Wolf von Mannsfeld commandiren ließ, in die Oberlausitz ein. Diese wollte sich zwar vertheidigen, indem z. B. die Besatzung und die Bürger von Bautzen zu diesem Ende bei der beginnenden Belagerung selbst ihre Görlitzer Vorstadt anzündeten, aber die Stadt wurde von den Sachsen durch Feuereinwerfen ruinirt und am 25. September ohne weitere Schwierigkeit erobert. Freilich that hiermit der Kurfürst den ersten Schritt auf einen Kriegsschauplatz, auf welchem er, alten Verträgen gemäß, den empörten Unterthanen des Kaisers alle Hülfe aus der Lausitz und Schlesien abschnitt, von dem sich aber auch in der Folge unaussprechlicher Jammer und namenloses Elend über viele hundert Städte und viele tausend Dörfer und Familien verbreitete, was am Ende wohl hätte verhütet werden können, wenn alle Protestanten in Deutschland, lutherische und reformirte, ächt evangelisch und tüchtig zusammengehalten hätten oder vielmehr ihre größeren und kleineren Fürsten! Durch Uneinigkeit gaben sie sich selbst der Ligue und Oesterreich preis!

Spanier besetzten nun nach geschehener Demüthigung

der protestantischen Union unter dem General Spinola und Cordova die Unterpfalz. Blitzschnell stand Maximilian in Oberösterreich, dessen überraschte Stände durch schnelle Huldigung des Kaisers Gnade erkauften. Ohne Aufenthalt rückte er nach Niederösterreich vor, zog die kaiserliche Armee unter dem General Boucquoi an sich und setzte sich dann 50,000 Mann stark unaufhaltsam in Marsch nach Böhmen. Alle böhmische Heerhaufen trieb er vor sich her, alle Städte zwang er, sich zu ergeben, bei denen er ankam. Und was that nun Friedrich V. als König von Böhmen. Obschon von der Union verlassen, was ihn hätte aufschrecken sollen, rührig alle innere Hülfsquellen zu eröffnen und in mächtigen Fluß sich ergießen zu lassen, war er doch leichtsinnig und toll genug, einen schönen Theil seiner Zeit und seines Geldes auf Vergnügungen und nicht auf Kriegsrüstungen zu verwenden, auch den böhmischen Adel gegen seine deutschen mitgebrachten Generale zurückzusetzen. Er selbst, wie er doch gesollt hätte, stellte sich nicht an die Spitze seiner Armee, und wenn er auch bisweilen bei derselben erschien und ihr Muth einsprechen wollte, ging er doch immer wieder in seine Bequemlichkeiten nach Prag zurück. Graf Mannsfeld mochte nicht unter Anhalt und Hohenlohe dienen und blieb daher mit seinem Corps bei Pilsen stehen. Die böhmischen Untergenerale waren unzufrieden und mißmuthig, die beiden

Obergenerale eifersüchtig auf einander und daher uneins! Der Armee fehlte es am Nothwendigen und daher war auch Mangel an Mannszucht eingerissen, was Plünderung und Erzürnung der Einwohner zur Folge hatte. Unter diesen elenden Umständen erschien Maximilian vor Prag! Hier wurde Kriegsrath gehalten. Maximilian und dessen General Tilly stimmten für den Angriff, Boucquoi für die Umgehung des Feindes. Da trat ein Mönch vor sie mit einem im Schutt des Schlosses Rakonitz gefundenen Marienbilde, dem die Augen ausgestochen waren, und rief: „ihr Söhne der Kirche, was zögert ihr? Der Herr hat die Feinde in unsre Hand gegeben, auf! vernichtet die Schänder des Heiligen!“ und der Angriff war beschlossen.

Auf dem weißen Berge, an den sich Prag anlehnt, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als sie am 8. November 1620 von der bayerisch-kaiserlichen Armee mit dem Feldgeschrei: heilige Maria! angegriffen wurden. Die Reiterei des Prinzen von Anhalt hielt aus und erfocht einige Vortheile. Dennoch wurde die böhmische Armee, etwa 30,000 Mann stark, bald von dem übermächtigen Feinde überwältigt, ja vernichtet. Die Bayern und Niederländer hielt Nichts auf; die leichte ungarische Reiterei, welche Bethlen Gabor 10,000 Mann stark gesendet hatte, nahm die Flucht; das böhmische Fußvolk folgte nach und riß auch die Deutschen mit sich

fort, wobei auch die ohnehin ganz schwache Artillerie der Böhmen verloren ging. Die Grafen Schlick und Thurn hielten sich mit den Mährern bis zuletzt, als Schlick gefangen genommen wurde und dann auch Thurn flüchtig ward! — Wird's aber wohl die jetzige und die Nach=Welt glauben, daß Friedrich V. während dieser Schlacht, die etwa eine Stunde dauerte, bei Tafel saß? Und doch war es also! Von dieser aufgeschreckt lief er auf den Stadtwall, um — alles sein Elend zu besehen! Böhmens Schicksal war entschieden, aber immer nur noch durch Friedrichs gänzliche Unfähigkeit, mit Geist und Muth die immer noch nicht ganz ungünstigen Umstände in ihrem wahren Lichte zu erkennen, mit besonnenem Verstand und Muth zu ergreifen und zu benutzen. Noch stand Mannsfeld mit seinem Corps bei Pilsen, noch riefen dem Könige die Prager zu: in unsern Mauern wollen wir dem Feinde schon trotzen! noch erboten sich die Böhmen zur Gegenwehr, die möglich war, wie Mannsfeld fernerhin zeigte. Immer noch konnte Bethlen Gabor sich wieder feindselig zeigen und des Kaisers Macht nach Ungarn zu gehen zwingen, denn vier Meilen von Prag standen noch 8000 Ungarn ihm zur Hülfe übrig. Rauhe Witterung, die von der Jahreszeit zu hoffen stand, Hunger und Krankheiten konnten dann den Feind aufreiben. Dies Alles sah Friedrich nicht, sich selbst nur schon im Geist von den Böhmen

an den Kaiser ausgeliefert, um sich dadurch dessen Gnade zu erkaufen. 24 Stunden Waffenstillstand erbat er sich von Maximilian, um einen Entschluß fassen zu können; 8 Stunden wurden ihm bewilligt! Diese nutzte der elende, unwürdige König, um mit seiner thorheitsvollen Gemahlin und den Vornehmsten der Armee und seinem Hofstaate des Nachts zu flüchten. — „Nun weiß ich, „wer ich bin!" — sprach er vernichtet — „es giebt Tu„genden, welche uns nur das Unglück lehren kann und „nur in Widerwärtigkeiten erfahren wir Fürsten, wer „wir sind!" Er floh nach Breslau, wo er aber nur so lange verweilte, bis er seine erste Zuflucht an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg nehmen durfte; aber auch von hier ging seine Flucht weiter und weiter nach Holland. In seinem Erblande hatte er nirgends einen Zufluchtsort und keine Wehr und Waffen mehr; denn die Spanier unter Spinola hatten ihm die Pfalz am Rhein weggenommen und der Bayer Maximilian hatte ihn der Oberpfalz beraubt. Selbst der Verspottung entging er nicht, denn man nannte ihn nur den „Winterkönig." Graf Thurn und seines Gleichen flohen nach Mähren und von da aus nach Siebenbürgen. Prag ergab sich am Tage nach der Schlacht am weißen Berge an die Sieger, und gleich also folgten die übrigen Städte nach. Die Stände von Böhmen, wie die schlesischen und mährischen huldigten Ferdinand II. ohne

alle Bedingung. Drei Monate hindurch wurde Niemand vom Kaiser bestraft. Das war eine jesuitisch ersonnene Frist, während welcher selbst Tilly der Bayer noch denen, die geblieben waren, im Stillen den klugen Rath gegeben haben soll, zu flüchten, welchen diese aber leider nicht befolgten; ja, viele Entflohene meinten wiederkommen zu dürfen, und — kamen! — Aber der blutige Landtag zu Prag begann.

An einem Tage, am 20. Februar 1621, wurden 48 der vornehmsten Anstifter des Aufstandes arretirt, Graf von Schlick, Buduwa, Harant und andere. Man sendete Jesuiten, die im Triumph und mit Jubel in Prag sogleich eingezogen waren, zu den Arretirten in's Gefängniß, sie zum Abfall vom evangelischen Glauben und zum Uebertritt in die römisch-katholische Kirche bereden zu lassen. Allein diese Arrestanten ließen nicht nach, bis ihre Bitte um evangelische Geistliche erfüllt wurde, die ihnen dann auch im Gefängniß allen Trost gewährten und als Tröster sie auf's Schaffot begleiteten. Denn am 21. Juni 1621 wurden 27 von ihnen auf dem Blutgerüste auf eine erschütternde Weise mit Schwert und Strang hingerichtet, und noch vom Volke mußte eine überaus große Menge sterben. Dem Rector der Universität wurde die Zunge ausgerissen und ein anderer Gelehrter zu Tode geprügelt. Viele Edelleute wurden zu ewiger Gefangenschaft verdammt. Wer

geflohen war, ward als Hochverräther zum Tode verurtheilt und sein Name an den Galgen geschlagen. Alle böhmisch-protestantische Prediger zuerst, dann auch die deutschen, obschon noch eine Zeitlang, auf Johann Georgs Fürsprache für sie bei dem Kaiser, geduldet, wurden des Landes verwiesen, um alle Landesbewohner wieder zu Katholiken zu machen. Aber dazu fehlte es an Mittelspersonen so sehr, daß man eine ganze Schaar Mönche aus Polen kommen ließ, die zum großen Theil Trunkenbolde waren und auch diesen mußte man einem jeden 3, 4 bis 12 Kirchspiele übergeben. Auch die Lehrer an der Universität mußten fort und die Jesuiten nahmen deren Stelle ein und rafften Knaben und Jünglinge mit List oder Gewalt an sich, Zöglinge aus ihnen zu bilden. Alle Bibeln und evangelische Bücher wurden von Geistlichen und Soldaten aufgesucht und verbrannt und wer ein Buch versteckt hatte und damit entdeckt wurde, hatte harte Strafe zu erleiden. Dragoner mußten sich in die Häuser derer, die nicht katholisch wurden, einquartiren und die Familien so lange peinigen, quälen, martern, bis sie ihren Zweck erreichten. Handel und Gewerbe verbot man den Evangelischen und ihre Testamente wurden für ungültig erklärt. Der päpstliche Gesandte sprach den Kaiser von allen, den Böhmen geleisteten Eiden los! Den Majestätsbrief zerschnitt Ferdinand daher eigenhändig und ver-

brannte das Siegel! Wohl an 40,000 Familien wurden gezwungen auszuwandern. Alle Verurtheilte, darunter 728 Ritter, verloren ihre Güter, was man sogar ausdehnte auf die vor Jahren schon verstorbenen sogenannten Rebellen. Alle Kirchen wurden römisch-katholisch eingeweiht, die Jesuiten im Triumph wieder eingeführt, deren Arglist und Macht nach einem Menschenalter die Böhmen zu einem bigott römisch-katholischen Volke zu machen verstand, wovon die Folgen noch sichtbar sind bis auf den heutigen Tag. Meister in ihrer Art, wußten die Jesuiten die Böhmen nach und nach dahin zu bringen, zu vergessen, was sie einst gewesen waren, und den traurigen Zustand, worein Böhmen von 1621 an versetzt wurde, als etwas sehr Nothwendiges anzusehen. Jetzt sind die meisten Böhmen bis auf Wenige dahin gebracht, daß sie auf die Zeit, wo sich Böhmen auf seiner höchsten evangelisch-protestantischen Höhe befand, zurückblicken als auf eine gräuliche, heillose, gottvergessene Zeit, und den heiligen Kampf, den ihre Vorfahren für ihre vom Kaiser und Könige selbst empfangenen Vorrechte und Freiheiten und für ihre in ihrem Gewissen ruhende Religion einst gekämpft haben, jetzt anzuschauen als die verwerflichste und verruchteste That, deren ein Volk sich nur schuldig machen kann. Dahin wußten es die Jesuiten zu bringen!

Der Kaiser setzte sich über alle Reichsgesetze hinweg und erklärte mit willkührlicher Macht, ohne alle Einwilligung der Reichsstände, Friedrich V. und seine Bundesgenossen, den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, den Fürsten Christian von Anhalt und noch andere mehr in die Reichsacht als Beleidiger der kaiserlichen Majestät, als Störer des Landfriedens, und aller ihrer Güter verlustig noch im Jahre 1621, und trug dem Bayernherzog Maximilian die Vollziehung der Reichsacht auf, zu deren Vollstreckung demselben auch noch Andere behülflich werden mußten.

Böhmen und Mähren für sich allein brachten durch Einziehung der Güter der verurtheilten und hingerichteten Protestanten 54 Millionen Gulden in des Kaisers Hände, eine für jene Zeit ungeheure Summe, die aber größtentheils in die Beutel seiner Günstlinge und in die nie zu füllenden Fäuste der Jesuiten gerieth, die mit Hülfe des kaiserlichen Beichtvaters Lamormain Millionen für ihren Orden davon gewannen.

Dies Alles setzte die protestantische Union in eine peinliche Furcht und scheuchte ihre Glieder auseinander, die, froh und zufrieden, daß man ihnen ihre Länder ließ, ihr ehemaliges Oberhaupt, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, der Willkühr des Kaisers Preis gaben, ja sogar noch 1621 die Union abschworen und sie nicht wieder zu erneuern versprachen. Und so schien der Aus-

gang des böhmischen Krieges die evangelisch-protestantische Kirche der Gefahr auszusetzen, ihren Untergang um so mehr fürchten zu müssen, als die Jesuiten in Oesterreich und Bayern im Stillen Alles leiteten und die Regenten beider Staaten in Verfolgung der Protestanten und in Beharrung bei dem Plane der Ausrottung der protestantischen Religion eifrig zu erhalten wußten. Ein einziger Mann im Grunde hielt dies noch auf, trotzte der unwiderstehlich scheinenden Macht der katholischen Ligue und ließ den Krieg nicht zu Ende kommen; und dies war ein Mann, der auch vom Kaiser in die Acht erklärt worden war, dessen Reichthum und Macht in seinem unerschöpflichen Geiste, in seinem tapfern Herzen und Arme, wie in seiner oft fast Wunder thuenden Kühnheit und Furchtlosigkeit lag. Dieser Mann war Ernst Peter, Graf von Mannsfeld. Wurde dieser statt des elenden Friedrichs heroischer König von Böhmen; heute waren Böhmen und Oesterreich mit sammt ihren Fürsten wahrscheinlich evangelisch-protestantisch, und damit der Protestantismus das herrschende deutsche Element. Allein der für die Protestanten so höchst unglückliche, aber für die Katholiken so glückliche Ausgang des ersten Zeitraums des dreißigjährigen Krieges hatte ganz andere Folgen, erzeugte ganz andere Wirkungen; Folgen, Wirkungen, welche der evangelische Protestant beklagt, der römische Katholik bejubelt!

Zweiter Zeitraum des dreißigjährigen Krieges von 1621 bis 1624.

Immer noch war bei Muth geblieben und wagte es der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf nach der Schlacht bei Prag sich in Schlesien zu halten und zu vertheidigen; aber nur kurze Zeit vermochte er dies, denn das Land unterwarf sich dem Kaiser und er entwich nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor. Dieser hatte zwar den Krieg gegen den Kaiser, in welchem Boucquoi das Leben verlor, erneut, sich 1620 zum Könige von Ungarn krönen lassen; als ihm aber sieben Gespannschaften von Ungarn abgetreten worden waren, machte er Friede.

Ach! wie so höchst traurig und betrübend war damals die Lage der Protestanten! Von keiner einzigen Macht Europa's hatten sie eine Hülfe gegen die katholischen Sieger zu erwarten und nur zu fürchten, daß der Kaiser und die Ligue den Krieg fortsetzen und ihren Sieg verfolgen würden. Denn dies war die unbezweifelte Absicht Maximilians, der hierdurch zum Besitz der Oberpfalz und der Kurwürde für Bayern gelangen wollte. Auch war von den Jesuiten nichts anderes zu denken, als daß sie das Eisen schmiedeten, so lange es warm war und den Kaiser fort und fort gegen die Protestanten aufreizten. Hatte der Kurfürst von Sachsen 1620

dem Kaiser beigestanden, so hielt er sich hernach, wie der Kurfürst von Brandenburg, neutral — o, wie mußten ihre Länder in der Folge dafür büßen! indem sie hofften: zuletzt als eine dritte Partei in Deutschland aufzutreten und als solche von den beiden andern Seiten her Vortheile zu erlangen. Die kleinern protestantischen Fürsten konnten nichts ausrichten. Die Hessenfürsten waren in zwei mit einander in Zwietracht verfallene Linien zertheilt. Die sächsischen, braunschweigischen, anhaltischen Fürsten hatten sich durch Theilungen geschwächt. Würtemberg und die Oberdeutschen getrauten sich nichts gegen die Ligue zu unternehmen. Der König Jakob von England war in seinem eigenen Lande nur mit Dem beschäftigt, was seiner pedantischen Gelehrsamkeit Nahrung gab. Holland hatte mit sich selbst genug zu thun, um sich gegen Spanien zu behaupten. — Schweden mußte sich der Dänen und Polen erwehren, indeß jene ihr volles Augenmerk mißtrauisch und neidisch nur auf den Schwedenkönig Gustav Adolph richteten, und auf dessen Bewegungen und Unternehmungen. Frankreich lauschte, ob es sich erst der Vortheile im Gewinn deutscher Lande versichert halten dürfte, nach denen es hungerte und dürstete, ehe es mit sich einig ward, ob es sich der Protestanten zur Niederhaltung der Uebermacht Oesterreichs annähme?

Nur Graf Ernst Peter von Mannsfeld führte

den Krieg fort gegen die Ligue, den Kaiser und Spanien. Ohne eigenes Land und eigene Unterthanen schaffte er eine Armee nach der andern durch Werbungen, brachte er immer von Neuem die ihm nöthigen Hülfsmittel auf, die er aber aus sich selbst schöpfen mußte. Freilich ohne eigenen Reichthum erhielt er seine Truppen größtentheils durch Plünderung, durch erzwungene Lieferungen und Contributionen der Länder, in die er kam, in welchen er stand. Selbst in Böhmen hielt er sich noch eine Zeit lang, und als ihn der bayersche General Tzerklas von Tilly *) hart bedrängte, und seine Truppen, von Geldnoth getrieben, die Stadt Pilsen, die immer sein Anlehnepunkt gewesen war, an den Kaiser verkauften, da mußte er freilich Böhmen räumen, wußte aber den Tilly durch Unterhandlungen so hinzuhalten und zu belisten, daß er, ohne aufgehalten zu werden, unversehens in die Oberpfalz einrückte, Werbeplätze aufschlug, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Unionsgenossen ver-

---

*) Tilly, ein strengkatholischer Niederländer, rauh von Sitten und Ansehen, mager und kräftig, mit breiter Stirn, großen, finstern Augen, langer Nase und Kinn, eingefallenen Wangen, grauem borstigem Haar, trug ein grünes Atlaswamms nach spanischem Schnitt, gleiche weite Beinkleider, weite aufgeschlitzte Stiefeln, einen spitzen Hut mit hoher rother Feder und ritt in der Schlacht einen kleinen Grauschimmel.

abschiedet hatten, und gewann ein neues, 20,000 Mann starkes Heer, von dem schon alle reiche Bisthümer und Klöster geplündert zu werden fürchteten. Als aber der Herzog von Bayern herandrang, um die gegen den Kurfürst Friedrich, in dessen Namen eigentlich Mannsfeld den Krieg führte, ausgesprochene Reichsacht zu vollstrecken, da mußte er weichen, und weil er nicht nach Franken konnte, dessen Bisthümer er in Contribution setzen wollte, so schlug er den Marsch nach der Unterpfalz ein. Dahin eilte ihm wieder Tilly nach, den er aber durch listige Wendungen so lange betrog, bis er ihn am 29. April 1622 bei dem Städtchen Wisseloch faßte und schlug, in der Unterpfalz die Oberhand gewann und nun die rheinischen Bisthümer empfindlich brandschatzte. Da rückte ihm der spanische General Cordoba auf den Hals, mit dem er sich aber nicht einließ; er ging vielmehr über den Rhein in's Elsaß, um seinen an Allem nothleidenden Truppen hier volle Genüge zu schaffen. Wohin er kam, da wurden alle Dörfer und deren Umgebungen in eine fürchterliche Einöde verwandelt, und wenn eine Stadt nicht rein ausgeplündert werden wollte, so mußte sie sich durch ungeheure Summen loskaufen. Mit Allem von Neuem versehen und ausgerüstet, rückte Mannsfeld wieder an den Rhein, um die Unterpfalz nochmals für deren unglücklichen und flüchtigen Besitzer von Neuem einzunehmen.

Auch wachte endlich einmal der, für das Elend seiner Tochter und seines Schwiegersohnes Friedrich von der Pfalz fast gefühllose König Jakob von England auf, öffnete seine Schätze, unterstützte den Grafen von Mannsfeld mit Geld und Truppen und forderte auch seinen Anverwandten, den König Christian von Dänemark zu thätiger Hülfe auf. Verkleidet kam Friedrich bei Mannsfelden in der Unterpfalz an, und Markgraf Friedrich Georg von Baden-Durlach zog eine Kriegsmacht zusammen, die sehr ansehnlich ward, von der Niemand wußte, wem ihr Angriff gelte, mit welcher er aber plötzlich in's Feld rückte und sich mit Mannsfelden vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er seinem Sohne förmlich abgetreten, damit man sie im unglücklichen Falle nicht von Seiten des Kaisers, wie die Pfalz, der Reichsacht anheim geben möchte und könne. Wären nun beide Heerführer beisammen geblieben, so hätten sie wohl Etwas gegen die Ligue ausrichten können, denn General Tilly sah sich sogar genöthigt, die Spanier unter Cordoba zu Hülfe zu rufen und an sich zu ziehen. Aber es war, als wenn leider unter den Protestanten damals gar keine bestehende Einigung hätte Statt finden können. Denn unglücklicher Weise trennten sich Mannsfeld und der Markgraf von Baden und die traurige Folge davon war, daß der Letztere von Tilly, den er doch allein zu überwinden sich getraut hatte, am 6. Mai 1622 bei

Wimpfen am Neckar in Schwaben geschlagen und dahin gebracht wurde, daß er an der Fortsetzung seiner Unternehmungen völlig verzweifelte. In dieser Schlacht entschied sich der Sieg für Tilly dadurch, daß ein Pulverkarren Feuer fing und die Badner in Verwirrung brachte, dabei ein neapolitanisches Reiterregiment in dieselben eindrang und den Sieg entschied. Zuletzt schlugen sich noch, damit sich ihr Markgraf rette, 400 Pforzheimer mit der siegenden Tilly'schen Macht, wie einst die Spartaner bei Thermopilä, und beschänten dadurch die übermächtigen, schonungslosen Sieger, daß sie alle bis auf den letzten Mann tapfer fielen, den auch noch als einen Ketzer aus Religionshaß niederzumetzeln die Bayern gar nicht anstanden und so zeigten, daß sie gegen wahre Seelengröße, als diese Pforzheimer bewiesen, kein Gefühl hatten, vielmehr ganz gleichgültig waren und blieben. Mit diesen Edlen lagen auch noch todt auf dem Schlachtfelde der mit zwölf Wunden bedeckte Prinz Magnus von Würtemberg, Herzog Wilhelm von Weimar und Graf Christian von Birkenfeld.

Mit dem Baden-Durlacher war es aus! und doch, siehe da: an dessen Stelle trat an einem andern Orte der Administrator von Halberstadt, Herzog Christian von Braunschweig, der arm an Land und Gut, doch Mannsfelden es abgelernt zu haben glaubte, so ein 20,000 Mann ohne eigenes Geld auf den Beinen er-

halten zu können. Begierig in seinem Hasse gegen die katholische Geistlichkeit, deren Güter zu plündern und zu leeren und sich einen Namen zu machen, sammelte er schon 1621 ein beträchtliches Heer von 15,000 Mann, um es gegen die Ligue zu führen. Er plünderte Paderborn in Westphalen, ging in die Kirche, umarmte die goldne Bildsäule des heiligen Liborius, bedankte sich bei ihm, daß er so lange gewartet habe, bis er gekommen sei, und nahm das Bild als eine schöne Beute an sich. In Münster rief er in den Kirchen die silbernen Heiligenbilder an: „gehet hin in alle Welt!" nahm sie an sich und aus ihnen ließ er Thaler prägen mit der Umschrift: Gottes Freund, der Pfaffen Feind! Sein Armeecorps überströmte alles Land, wohin er kam, wie eine Räuberbande, welche schreckliche Verheerungen und Trauerscenen anrichtete. Aus den niedersächsischen und westphälischen völlig ausgeplünderten Stiftern ging's fort, um den Bisthümern am Oberrhein ein gleiches Schicksal widerfahren zu lassen. Freund und Feind vereinigte sich wider ihn und trieb ihn nach Höchst am Mainstrome im Kurfürstenthume Mainz. Hier machte ihm Tilly den Uebergang über den Fluß streitig, aber mit seinen wilden Truppen, die gegen Tod und Leben gleichgültig waren und welche die rheinischen Klosterschätze und Weine im Auge hatten, erzwang er den Uebergang in einem mörderischen Treffen am 19. Juni

1622. Mit seinem halben Heere nur kam er über den Fluß, das er am jenseitigen Ufer schnell in allen seinen Ueberresten sammelte und dem Grafen Mannsfeld zuführte, mit dem er sich zusammensetzte. Tilly verfolgte Beide; aber vereinigt stürzten sie sich über den Elsaß her und lebten von der Beraubung des Theils, der bei dem ersten Einfalle Mannsfelds unverwüstet geblieben war. Mit diesem Heere zog Friedrich von der Pfalz rathlos, ohnmächtig, arm und dürftig als Flüchtling umher und half demselben nichts, als daß er ihm seinen Namen und sein Recht gab, welches ihm im Ulmer Frieden geblieben war, seine Pfalz zu vertheidigen und Krieg zu führen. Während dieser Auftritte suchten ihn seine Freunde mit dem Kaiser Ferdinand zu versöhnen. Dieser ergriff die ihm entgegen kommende Gelegenheit, einige Hoffnung zur Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen blicken lassen zu können, aber in ächt jesuitischer Absicht. Verstellt und arglistig waren seine Unterhandlungen, darauf angelegt und berechnet, den Eifer der Freunde Friedrichs für den Krieg abzukühlen, einzuschläfern und sie selbst dann endlich von ihm zu entfernen. König Jakob von England war kurzsichtig, unklug und unbeholfen genug, um durch seinen Rath und sein Benehmen dem Kaiser in die Hände zu arbeiten. Kaiser Ferdinand verlangte vor Allem: Friedrich solle die Waffen niederlegen und dann der Gnade des Kaisers

sich überlassen. Jakob fand dies ganz in der Regel und hieß seinen Schwiegersohn, den Pfalzgrafen, seine einzigen wahren Beschützer, den Grafen Ernst Peter von Mannsfeld und den Administrator, Herzog Christian von Braunschweig, aus seinen Diensten zu entlassen und sie zu verabschieden. Das that Friedrich, obgleich zu seiner Beschützung Mannsfeld und Christian noch mächtig genug gewesen wären, und erwartete nun in Holland, was die Gnade des Kaisers über ihn beschließen würde! Aber was sollten denn nun diese beiden Partheigänger — im Grunde die einzigen wirksamen Verfechter der protestantischen Sache — thun?

Im Namen des Kurfürsten Friedrichs von der Pfalz, dem im Ulmer Frieden, wie bereits gesagt, das Recht geblieben war, die Pfalz als sein Land zu vertheidigen, hatten Graf Ernst Peter von Mannsfeld und Herzog Christian von Braunschweig zum Schutz der protestantischen Sache Truppen geworben und Krieg geführt. Nun waren sie von Friedrich verabschiedet! In wessen Namen sollten sie nun ihre Truppen beisammen behalten und gegen die Ligue den Krieg fortsetzen? Für die protestantische Religion und Kirche hatten sie ihre Rüstungen unternommen und die Sache des Pfalzgrafen zur Bescheinigung und Rechtfertigung ihres Rechts ergriffen. Sollten sie sich nun dadurch, daß sie vom Pfalzgrafen verabschiedet waren, nöthigen lassen, all'

ihre Rüstung aufzugeben? Krieg war ihr Zweck zum Besten des Protestantismus, und vom Kriege zu leben ihr Element. Bis ein neuer Herr ihnen seinen Namen dazu verleihen werde, zogen sie sich Beide dahin, wo es für sie Etwas zu leben gab und jetzt kein Heer der Ligue stand, nach Lothringen, welches von ihren Truppen dermaaßen ausgesogen und verwüstet wurde, daß sie das allgemeine Schrecken bis in's Innere von Frankreich wurden. Da nun zu dieser Zeit die Holländer, welche sich von dem Joche der Spanier, das auf den Niederlanden lastete, losgerissen hatten, von dem spanischen General Spinola hart bedrängt wurden, so boten diese dem Grafen Mannsfeld und dem Herzoge Christian Dienste an. Mit Freuden nahmen sie diese an, weil sie da Gelegenheit fanden, doch gegen einen Hauptfeind des Protestantismus, gegen Spanien, zu kämpfen. Allein zwischen ihnen und Holland stand eine spanische Armee! Wie nun hin zu kommen? Da war keine lange Frage! Durch mußten sie, gerade hindurch! Die Spanier wüthend angreifen, sich nach einem mörderischen Treffen am 29. August 1623 bei Fleurus an der Sambre in der Grafschaft Hennegau in den Niederlanden durch dieselben durchschlagen war Eins, und sie erreichten Holland. Hier gab ihr Auftreten alsbald der holländischen Sache die Wendung, daß Spinola sogleich die Belagerung der holländischen Festung Bergen op Zoom aufhob

und sich zurückzog. Aber Mannsfelds und Christians Truppen waren hungrige, durstige, beutesüchtige, wilde Gäste. Sowie daher die Holländer sich erholt hatten und sich allein zu schützen vermeinten, verabschiedeten sie Beide wieder. Da warf sich Mannsfeld mit seinem Corps nach Ostfriesland, um es da wohl zu nähren und zu irgend andern tapfern Thaten zum Schaden der Ligue zu stärken. Herzog Christian war von den Reizen der Pfalzgräfin, der Gemahlin Friedrichs, dermaaßen geblendet worden, daß er sich von derselben einen Handschuh geben ließ, den er als Cocarde an seinen Hut befestigte, auf seine Fahne setzen ließ: Alles für Gott und sie! und nun kriegslustiger als je nach Niedersachsen mit seinem Volk zurückging, um zu sehen, was hier ferner zu thun sein möchte? — Kein Feind von Bedeutung stand mehr wider den Kaiser und die katholische Ligue in Rüstung!

Schlimm und elend sah es jetzt daher wieder um Vertheidigung der protestantischen Sache aus! Alle kaiserlichen Staaten waren von Feinden gereinigt, die protestantische Union vernichtet, Markgraf Baden-Durlach, Graf Mannsfeld, Herzog Christian außer Stand gesetzt, etwas zu thun, Tilly Meister von der Pfalz, die Bayern Herren von Heidelberg und Mannheim, daselbst und in Frankenthal, diese damals pfälzische Hauptfestung, zogen die Spanier ein. Ganz Deutschland seufzte unter der

schrecklichen Last einer schrecklichen Zeit. Ueber Trümmer und Leichen zogen die Jesuiten in die Rheinpfalz ein, nahmen den Protestanten die Kirchen, wollten alles zwingen, römisch-katholisch zu werden, wie hier, so auch in der Oberpfalz. Außerdem, daß der Krieg Handel und Wandel zerstört, Armuth und Elend bereits genug erzeugt hatte, wurde das Wohl unzähliger Familien noch zu Grunde gerichtet durch Verfälschung des Geldes, welche durch die sogenannten Kipper und Wipper erzeugt wurde. Durch dies Unheil gerieth eine lange, traurige Zeit lang aller bürgerlicher Verkehr in's Stocken und mit Mühe und Noth ward endlich durch gemeinschaftliche Verordnungen der Regierungen diesem Unheil Einhalt gethan.

Dieses Kipper- und Wipper-Wesen nahm in diesem Zeitraum allgemein überhand und man sagt: dasselbe habe mehr Schaden gethan, als wenn 30,000 Mann das ganze Deutschland ausgeplündert hätten. Die After- und Nachmünzer nannte man Kipper, auch des Teufels letzte Brut. Den Namen erhielten sie von der Wage, auf welcher sie die Münzen, welche sie einwechseln wollten, wogen nach einem gewissen Gewicht; da sahen sie, ob diese auf- oder niederkippten; welche niederkippten, die wurden eingewechselt und dann in heimlichen Münzstätten weit unter dem richtigen Gewicht umgeprägt, wobei mancher Wipper und Kipper 20

wahre Gulden also umprägte, wipperte, daß er damit an 100 Gulden gewann, weil man dann die geringe, leichte, ausgewippte Münze als ächte ausgab und verbreitete. Dazu kam, daß das Geld überhaupt fehlte und die Regierungen selbst genöthigt waren, leichte Münzen zu schlagen und ihnen die volle Geltung zu geben. Als z. B. die sächsische Armee einmal aus der Lausitz zurückkam und abgedankt werden sollte, jedoch aber ihren rückständigen Sold erhalten mußte, waren alle Kassen leer und der Kurfürst mußte statt Silbergeld Kupfergeld prägen lassen, dem man Silberwerth beilegte, bis man es würde wieder einwechseln können. Vornehmlich fehlte es an kleiner Münze. Der Rath zu Leipzig ließ daher Blechmünzen schlagen und das Stadtwappen darauf prägen. Die Handwerkszünfte schnitten sogar lederne Pfennige und ließen ihr Zeichen darauf stempeln, das sie in ihrem Schilde führten. Wo auch Pfennige geprägt wurden, waren sie von der Art, daß sie endlich nichts galten und nur als altes Kupfer verkauft wurden. Ein wahrer Speziesthaler ward zu 10 und endlich zu 15 Gulden neue Münze gerechnet, 1 wahrer Thaler galt 5, 6 und mehre Gulden, 1 Dukaten bis 17 Gulden. In Döbeln verkaufte Einer sein Haus und mußte das Geld dafür auf einem Schubkarren nach Hause fahren; nach der erfolgten Herabsetzung des Kipper- und Wippergeldes mußte er

nicht, ob er dies Geld an die Kupfer= oder andere Schmiede verkaufen sollte. Aus 3000 Gulden soll ein Kipper und Wipper an 30,000 gemacht und solche an drei Orten ausgeliehen haben. Wer nun Etwas zu verkaufen hatte, steigerte nach solchem Verhältnisse seine Waare und der Arbeiter seine Arbeit. Daher ward Alles entsetzlich theuer. Schon 1622 galt wegen des falschen und schlechten Geldes 1 Pfund Schweinefleisch 10 gr., 1 Pfund Rindfleisch 7 gr., 1 Mandel Eier 12 gr., 1 Hose Butter endlich 40 Gulden, 1 Scheffel Korn kam auf 60, endlich 70 Gulden gemeine Münze, 1 Kanne Kofent 1 gr., 1 Besen 3 gr. Als das Kipper= und Wippergeld herabgesetzt wurde, war der Verlust ungeheuer. Da galt der Engelthaler, der 3 bis 4 Gulden gegolten hatte, 8 Groschen, 1 Achtgroschenstück 1 Groschen, 1 Groschen galt 1 Pfennig. Vornehmlich waren es die Juden gewesen, welche die Kipperei und Wipperei in's Große trieben. So wurden 1621 am 24. Juni etliche Juden zu Freiberg mit ihrer Fracht angehalten und durchsucht, in Folge eines Münzedikts. Da fanden sich bei ihnen Fässer, in welchen viel Geld unter die Waaren verpackt, zwischen doppelte Böden und heimliche Fächer der Laden und Kisten versteckt, in Kleider und Decken eingenäht war; selbst in die Futtersäcke, Kummete, Sättel und Gurte der Pferde waren eingewechselte Münzen gestopft, welches alles, nebst aufge=

kauftem alten Kupfer an 200 Centner ihnen confiscirt und nach Dresden geschickt wurde. Nach dieser Auseinandersetzung des Kipper= und Wipperwesens, die erlaubt schien, um das Elend jener Zeit anschaulicher zu machen, kehren wir zur Geschichte zurück.

Wie die Lage der öffentlichen, politischen und kirchlichen Angelegenheiten jetzt gestaltet war, so lag es ganz in des Kaisers Ferdinand II. gewaltig gewordener Hand, dem traurigen Zustande Deutschlands eine wohlthätige Wendung zu geben. Jetzt konnte er den Krieg endigen, und, wenn er anders gerecht und gnädig sein wollte, edel und großmüthig, auch zu seinem Ruhme über den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz entscheiden, so wie den Augsburger Religionsfrieden in neue Gültigkeit treten lassen und also der Wohlthäter Deutschlands werden. Aber die Jesuiten fachten seine Rachgier gegen die Protestanten immer von Neuem an, sie gaben seinem, alles Protestantische verfolgenden Eifer für die römisch=katholische Kirche immer neue Nahrung und hielten ihm die lockende Aussicht, als die schönste und reizendste, die deutsche Kaiserkrone seinem Hause eigenthümlich zu machen, als immer gewisser werdend vor Augen und Geiste, wenn er den Sieg verfolge und dadurch Oesterreich die Uebermacht sichere, die es bereits erlangt habe. Darum ward an Ferdinands Hofe beschlossen: Deutschland die Wohlthat des Friedens zu versagen, durch kriegerische

Stellung den Rechtszustand der Protestanten zu bedrohen und, was mit Gewalt begonnen worden sei, mit Gewalt zu endigen. Alle Verhandlungen Jakobs, Königs von England, für seinen Schwiegersohn waren um so fruchtloser, je kurzsichtiger und kraftloser er dieselben betrieb. Dem Pfalzgrafen Friedrich wurde die Kurwürde entrissen und diese Bayern beigelegt, in Regensburg, noch im Jahre 1623, obgleich dabei die Rechte der Nachkommen Friedrichs darauf gesichert bleiben sollten. Dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen wurde die Lausitz unterpfändlich für aufgewendete Kriegskosten eingeräumt und die Einwilligung in jene Umänderung der kurfürstlichen Verhältnisse abgelockt 1624. Dadurch ward der römisch-katholischen Religion ein entschiedenes Uebergewicht im Kurfürstenrathe und die Aussicht auf beständigen Sieg in Deutschland gesichert; denn nun hatten die Katholiken auf jedem Reichstage und bei jeder Reichsverhandlung im Kurfürstenrathe fünf Stimmen in den Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Böhmen und Bayern, die Protestanten nur zwei in den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die noch dazu leider und elender Weise für die protestantische Sache als Neutrale nichts thaten.

Mannsfeld hauste zwar eine Zeit lang in Ostfriesland, mußte aber endlich aus Mangel an Gelde seine Truppen entlassen. Da reis'te er schnell nach London und brachte den König Jakob I. dahin, daß ihn dieser

mit Geld unterstützte, mit dem er ein neues Heer warb, das er nach Holland führte, und setzte Alles in Bewegung, um England, Frankreich, Savoyen, Venedig und Holland wider Oesterreich in die Waffen zu bringen. Herzog Christian hatte sich wohl nach Niedersachsen mit den Seinigen gezogen, war auch von den niedersächsischen Ständen zum Kreisobersten ernannt worden, als welcher er eine neue Armee anwarb. Da die Stände aber uneinig wurden, wollte er in Böhmen eindringen; da ihn aber der Kurfürst von Sachsen nicht durch sein Land ziehen ließ, so wendete er sich nach Westphalen. Aber dies zog auch die bayersche Armee unter Tilly dahin, welcher Christian nicht stark genug entgegentreten konnte. Tilly griff ihn an, nöthigte ihn nicht nur zum Rückzuge, sondern faßte ihn auch am 6. August 1624 bei Loo im Bisthum Münster und schlug ihn völlig. Aus Mangel an allem Nöthigen mußte er seine Truppen entlassen und Tilly, wie der Kaiser, hatten weit und breit keinen Feind mehr vor Augen. Ferdinand und Tilly oder die katholische Ligue waren nochmals Sieger und von Beiden schien Deutschland sein Schicksal erwarten zu müssen. Denn Tilly stand mit einer gewaltigen Armee mitten in Deutschland, ihm gegenüber kein einziges Corps der Protestanten.

Dies das Ende auch des zweiten Zeitraums des dreißigjährigen Krieges!!! Wie anders hätte dasselbe ausfallen können, wenn durch den Ausgang des ersten Zeit-

raums gewitzigt, alle protestantische Fürsten und Stände eben so einsichtig, fest und kräftig zusammengewirkt hätten, wie die katholischen! Was hätten sie, Kursachsen und Brandenburg an der Spitze, unter Feldherren wie Graf Mannsfeld und Herzog Christian ausrichten und erlangen können!

Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist! Dies apostolische Wort sollte der feste, unwandelbare und gewiß zu voller Behauptung und Wohlfahrt führende Wahl- und Leitungsspruch aller Protestanten sein und bleiben von Oben nach Unten, von Unten nach Oben!

Dritter Zeitraum des dreißigjährigen Krieges von 1624 bis 1629.

Bei der jetzigen Lage der Dinge, welche für die Protestanten so höchst traurig, für die Katholiken so höchst günstig war, hätte man es als etwas sehr Natürliches erwarten sollen, daß der Kaiser, als König der Deutschen, dem das Wohl von ganz Deutschland hätte am Herzen liegen sollen, durch Aufrechterhaltung des Religionsfriedens, nun dem Kriege sein Ziel setzen und, wie die protestantische Union die Waffen hatte niederlegen müssen, nun auch die Ligue ein Gleiches zu thun anhalten würde, und das um seiner Selbst willen. Denn nur mit den Soldaten der Ligue

hatte er bisher, seiner höchsten Würde eben nicht angemessen und der Willkür der Ligue gewisser Maßen untergeben, den deutschen Religionskrieg geführt. Dies war der dreißigjährige Krieg. Man will zwar die Protestanten beschuldigen: als sei es ihnen nicht sowohl um die Fortdauer der augsburgischen Confession und der evangelischen Religionsverfassung, als vielmehr nur um Bereicherung und Verstärkung ihrer politischen Macht durch Einziehung der geistlichen Stifter und Klöster zum Schaden der katholischen Mächte zu thun gewesen. Allein alle solche und dergleichen Beschuldigungen, die man den Protestanten anthut und durch welche man römisch-katholischer Seits den Vorwurf der Verfolgung und beabsichtigten Vernichtung der evangelischen Kirche von sich abwälzen und den dreißigjährigen Krieg als einen bürgerlichen darstellen will, sind nur täuschende Beschönigungen des römischen Strebens, den Protestantismus auszurotten, die evangelisch-protestantische Religion und Kirche zu vertilgen, was auch in des Kaisers eigenen Erbstaaten auf's Eifrigste betrieben wurde. Denn hier hatte der Kaiser dem Herzog Maximilian von Bayern Oberösterreich für Kriegskosten unterpfändlich eingeräumt, dessen Statthalter Herbersdorf die protestantischen Unterthanen durch grausame Behandlung so in Verzweiflung brachte, daß diese, 80,000 Mann stark, unter der Anführung eines kühnen und klugen Hutmachers, Fladinger, den Her-

bersdorf mehrere Male schlugen und in Linz belagerten. Hier ward Fladinger erschossen, und ein Edelmann, Willinger übernahm die Anführung, wurde aber durch den Grafen Piccolomini überwältigt, 1627 hingerichtet, und der Aufruhr schrecklich geendet.

Ferdinand glaubte, die gewonnenen Siege benutzen zu müssen, um die Wehrlosigkeit der Protestanten zur Grundlage seiner Alleinherrschaft in Deutschland zu machen und dadurch die römisch-katholische Religion nach und nach allgemein und überall wieder einzuführen, was ihm auch die Jesuiten als seinen höchsten Ruhm und als die würdigste Stufe zur Erlangung seiner ewigen Seligkeit ans Herz legten. Und war nicht Aussicht zu dem Allen? Hielt nicht Ferdinand, auch unter dem Einflusse der Ligue, jede Gewaltthätigkeit für erlaubt, sobald dabei — wie die Jesuiten sagen: zur Ehre Gottes! — die Alleinherrschaft des römischen Katholizismus in Aussicht stand? Oberdeutschland war nicht zu fürchten, denn es war theils überwältigt, theils eingeschüchtert, theils durch besondere und einseitige Interessen zur Neutralität gebracht. Nur Niederdeutschland, wo die Evangelischen die Macht in Händen hatten, stand der Alleinherrschaft des Kaisers noch im Wege. Hier waren die Protestanten noch die herrschende Macht, die sich allerdings durch die Einziehung — der von ihren Vorfahren gestifteten katholischen Klöster und Stifter sehr vergrößert

und verstärkt hatte. Diese aber der römisch-katholischen Kirche wieder zu verschaffen und dadurch die niedersächsischen Stände und deren Macht zu schwächen, das erachteten Ferdinand und die Ligue für nothwendig, das mußte den Vorwand geben, den Krieg nach Niederdeutschland zu versetzen, wenn sich die Stände nicht gutwillig zur Herausgabe jener ehemaligen Kirchengüter verstehen würden. Die liguistischen Truppen hatten bereits das Gebiet des niedersächsischen Kreises verletzt und dasselbe so übermüthig behandelt, daß seine Stände und ihre Unterthanen das Aergste befürchteten. In der That aber war es dem Kaiser darum zu thun, hier Eroberungen zu machen, auch hier die Alleinherrschaft zu gewinnen, den römischen Katholizismus einzuführen und sich an den Küsten der Nord- und Ostsee festzusetzen, um auch dem protestantischen Dänemark und Schweden Furcht einzuflößen, damit nicht etwa auch diese auf den Gedanken kommen möchten, sich des Protestantismus in Deutschland anzunehmen.

Dies Alles konnte den nordischen Mächten, Dänemark und Schweden, insbesondere aber zunächst den Ständen Niederdeutschlands nicht verborgen bleiben; sie mußten befürchten, daß die Reihe der Ueberwältigungen nun auch an sie kommen werde. Tilly hatte schon in Niedersachsen Gewaltthätigkeiten ausgeübt und ließ

noch schrecklichere erwarten, wenn sich der Krieg völlig hierherziehen würde. Sich zur Selbstvertheidigung zu bewaffnen, das mußte die Losung der Stände des niedersächsischen Kreises sein. Obschon nicht völlige Einigung hierüber stattfand unter allen Ständen, bewaffnete man sich doch so eilig als möglich. Kriegssteuern wurden ausgeschrieben und eingefordert, Truppen geworben und Magazine angelegt. Und da die kleinern Fürsten es waren, die den Muth hatten, sich hervorzuwagen, indeß die größern sich nicht rührten, sie auch von der längst gewohnten Weise, in welcher sich Kursachsen und Brandenburg benommen hatten, wohl abnahmen, daß ihnen von dieser Seite keine Hülfe kommen werde, so suchte sie diese bei fremden Mächten.

Hülfsgelder zu erlangen wandte man sich an die reichen Staaten England, Venedig und Holland; außer dem einheimischen Militär auch kräftige Truppen und Anführer von auswärtigen Mächten zu gewinnen, richtete man sein Augenmerk auf Dänemark und Schweden. Da der König von Dänemark, Christian der Vierte, sich ohnehin als Herzog von Holstein zu den Ständen des Kreises rechnete, so schloß er sich an die allgemeine Verbindung an, in Erwartung, daß man ihn zum Obersten des Kreises ernennen werde. Aber auch Gustav Adolph, König von Schweden, welcher Oesterreich nicht zum Nachbar an der Ostsee haben mochte, nahm Antheil

an dieser Verbindung und erbot sich, in eben dem Maaße eine gut gerüstete Armee aufzustellen und in eigner Person anzuführen, wie Christian IV. thun wollte. Gustav Adolphs Ruhm, den er als gediegener Feldherr in seinen Kriegen gegen Russen und Polen erworben hatte, gab seinen Anerbietungen einen Nachdruck, dem Christian Nichts, auch nur Aehnliches entgegenstellen konnte. Denn dieser war zwar ein junger, nach großen Thaten dürstender Fürst, ein eifriger Protestant und Ehrgeiz ihm ganz besonders eigen; aber ein Feldherr war er nicht, am wenigsten, wie ihn eben die außerordentliche Zeit forderte. Allein auch die Unterstützungen Englands waren von großer Wichtigkeit, Hülfsgelder nur von daher zu erwarten und darum durfte der sonderbare König Jakob I. nicht vor den Kopf gestoßen werden. Da nun Gustav Adolph forderte: daß man ihm einige feste Plätze in Deutschland einräume, die ihm bei entstehendem Unfalle die nöthige Zuflucht gewähren könnten, Christian aber schon für solchen Fall durch Holstein und Jütland gedeckt war, auch Jakob I. sich für den König von Dänemark aussprach und entschied, so wurde Christian IV. zum Oberhaupte des niedersächsischen Kreises gewählt.

Als solches eilte Christian, 1625 mit einer Armee von 60,000 Mann im Felde zu erscheinen; und da der Administrator von Magdeburg, die Herzöge von Braunschweig und Mecklenburg sich mit ihm verbanden, er

auch von England Beistand erwartete und die berühmten Partheigänger, den Grafen Ernst von Mannsfeld und den Herzog Christian für sich gewann, so war er der Ueberzeugung: in einem einzigen Feldzuge den ganzen Krieg zu beendigen!?! Welche Kurzsichtigkeit, welcher Mangel an richtiger Beurtheilung war dies! Wie wenig dachte König Christian an die kriegserfahrnen Männer, Maximilian und Tilly, und an deren tüchtig eingeübte und sieggewohnte Armee!

Den Kaiser suchte man mit dem Vorgeben zu beschwichtigen: es sei Alles nur darauf abgesehen, den Kreis zu vertheidigen und hier Ruhe zu erhalten. Allein in Wien war man auch nicht blind! Ferdinand unterhandelte daher mit Christian besonders, und wieder besonders mit den Kreisständen, ermahnte diese, die Waffen niederzulegen und drohte mit Gegenrüstungen. Da dies nichts half, so begann der Krieg und Niederdeutschland wurde der Schauplatz desselben.

Tilly hatte das linke Ufer des Weserstromes in seiner Gewalt, und bemächtigte sich aller festen Plätze bis auf Minden. Er griff die Veste Nienburg an, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Dennoch gelang es ihm endlich, mit seiner Armee den Uebergang über den Strom zu vollziehen, sich des Fürstenthums Kalemberg zu bemächtigen und darin mit Gewalt Alles zusammen zu treiben, wegnehmen und fortschaffen zu las-

sen, womit er den Bedürfnissen seiner Armee unter Seufzen und Wehklagen der Einwohner ein volles Genüge verschaffte.

König Christian dagegen manöverirte, zeigte seine Kriegskunst am rechten Ufer der Weser und besetzte die braunschweigischen Lande. Indem er aber die Bewegungen seines vielerfahrenen Gegners ganz falsch beurtheilte und nicht allein dadurch sich in der Kriegskunst unerfahren zeigte, sondern auch noch durch den ungeheuern Fehler, daß er seine Macht nicht zusammenhielt, sondern dieselbe in mehrere Abtheilungen zertrennte, welche viele Punkte besetzen mußten, die er inne haben zu müssen meinte, so war er mit dem ihm übrig bleibenden Reste seiner Armee dem festgeschlossenen Tilly nicht mehr gewachsen. Wohl sah er dies endlich ein und vermied mit eben der Sorgfalt eine Schlacht, mit welcher sein Gegner dieselbe suchte. Dadurch aber wurde nichts ausgerichtet für die Sache der Protestanten. An die Weser von Tilly gleichsam gebannt, getraute sich Christian nie und nirgends vorwärts zu gehen, denn er war schon durch die Stellungen der Tilly'schen Armee geschlagen, ehe es noch zu einer Hauptschlacht kam. Beide Armeen beobachteten einander, zogen hin, zogen her, und dies einander Beobachten, Hin- und Herziehen würde noch eine Zeitlang fortgedauert haben, wenn nicht ein wunderlicher, oder vielmehr wunderbarer Generalmajor Kaiser Ferdi-

nands II., der vor Kurzem noch gar keine Armee hatte, der ganzen Sache die für die Protestanten grauenvollste Wendung gegeben hätte; Graf Albert Wenzel Eusebius von Wallenstein! — eigentlich Waldstein.

Wallenstein, geboren am 14. September 1583, wurde von seinen Eltern zu Prag in der protestantischen Religion erzogen, wurde aber späterhin römisch-katholisch. Nachdem er in Altorf studirt und auf seinen Reisen, die er durch Unterstützung des Markgrafen Karl von Burgau, dem er als Page gedient hatte, durch Deutschland, Frankreich, Italien und England sich viele Kenntnisse im Finanz- und Militärwesen gesammelt hatte, besuchte er auch die Universität Padua in Italien, studirte daselbst Mathematik, Staatskunst und — zu seinem Unglück — Astrologie, Sterndeutekunst, um die Zukunft aus der jedesmaligen Stellung der Sterne zu enträthseln. Er wurde ein Mann von der vielseitigsten Bildung, und eines Mannes, wie dieser war, bedurfte Kaiser Ferdinand II. Denn um diese Zeit fing Ferdinand an, tief zu empfinden, wie sehr seine kaiserliche Ehre dadurch leide und er als in einer eben nicht ehrenvollen Ohnmacht vor aller Welt deshalb erscheine, daß im Grunde nicht Er, sondern der Bayer mit seiner Armee der Sieger in Deutschland, Er dagegen selbst in Allem von diesem und der Ligue abhängig sei. Ohne ein eigenes Heer sah er sich selbst in der Gewalt Tilly's und des Kurfürsten von Bayern, des

Oberhauptes eines Fürstenhauses, welches immer darauf ausgegangen war, das österreich-habsburgische Haus, als Inhaber der kaiserlichen Macht, nicht zu mächtig werden zu lassen, und als nächster Nachbar nicht etwa am empfindlichsten darunter zu leiden. Daß dieser Kurfürst zu seinem und der Ligue Vortheil wohl gar mit den protestantischen Fürsten einen Frieden eingehen könne, der ihm als Kaiser und Oberhaupte des österreichischen Hauses und wohl auch gar der römisch-katholischen Religion und Kirche sehr zum Nachtheil gereichen könne, das ließ Ferdinanden keine Ruhe, war der Gegenstand seiner heimlichen, aber um so angstvolleren Furcht. Selbstständig und mächtig, unabhängig und gefürchtet von Andern auftreten zu können, das lag ihm am Herzen. Aber dies vermochte er nur durch eine starke, wohlgerüstete, eingeübte und von einem höchst tüchtigen, selbst dem Tilly überlegenen Feldherrn angeführte Armee. Jedoch diese zu schaffen in seinen bereits ausgesogenen Ländern, mit seinen leeren Staatskassen, das war eine Unmöglichkeit. Diese beseitigte nun eben einer seiner Generalmajore, ein aus allen übrigen Generalen emportauchender Mann, welcher eben so seltsam, wunderlich und einzig war, wie seine Zeit, die er zu einer seltenen, wunderbaren und einzigen in ihrer Art machen half, ja zum Theil selbst machte; ein böhmischer Edelmann von ächt böhmischem Charakter, in sich zurückgezogen und voll feuriger Lei-

denschaften, begabt mit einem Genie, das Allen überlegen zu sein schien, den allermeisten überlegen war, Albrecht von Wallenstein. Dieser ward einer der größten Feldherren, welche der dreißigjährige Krieg durch seine ganz besondere Beschaffenheit auch ganz besonders hervorrief, der aber mit einem um so mächtigeren Erstaunen immer angeschaut worden ist, als er groß, wie im Guten, so im Bösen, beides aber in ihm in ein Dunkel verhüllt war, das heute noch nicht völlig aufgehellt ist. Also:

Wallenstein, der reichste Edelmann in Böhmen, hatte von früher Jugend an unter den kaiserlichen Truppen gedient, sich in allen Offiziergraden in den Kriegen gegen die Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürger ausgezeichnet, hier eine ungemeine Kriegsübung sich angeeignet, welche er noch durch eigenes Nachdenken, durch besondere stille Kriegsstudien in den Büchern der Geschichte vervollkommnete. Dem kaiserlichen Hause hatte er wesentliche Dienste geleistet. Schon 1606 warb er auf seine Kosten 200 Reiter, zog als deren Hauptmann mit nach Ungarn gegen die Türken und zeichnete sich durch seine Tapferkeit ganz besonders aus. In der Schlacht am weißen Berge kommandirte er als Oberster 1620 und erhielt wegen seines tapfern Benehmens zur Belohnung vom Kaiser beträchtliche Güter in Böhmen, die ehemaligen protestantischen Besitzern gehört hatten und eingezogen worden waren, mit welchen er aber auch

noch die Reichthümer verband, die ihm durch kluge Heirath einer reichen Wittwe zu Theil wurden. Den Besitz eines unermeßlichen Vermögens hinterließ ihm diese bei ihrem baldigen Tode, da die Ehe kinderlos gewesen war. Er verheirathete sich dann mit einer Tochter des Grafen von Harrach, der ein Günstling des Kaisers war. Als der General Boucquoi im ungarischen Krieg gefallen war, wurde er Generalmajor und schlug als solcher eine ungarisch-siebenbürgische Armee in Mähren. Dies Alles erzeugte in ihm einen maaßlosen Ehrgeiz, dem sein Sterndeuter Seni das nur irgend zu erwartende größte und ungemeinste Glück prophezeihete, welches auch damit seinen Anfang zu nehmen schien, daß ihm der Kaiser 1622 mit der Herrschaft Friedland in Böhmen zugleich den Fürstentitel verlieh. Begabt dabei mit großem, überwiegendem Verstande, um die damaligen Staatsverhältnisse und Zeitumstände richtig zu beurtheilen, durch des Grafen Ernst von Mannsfeld und des Herzogs Christian von Braunschweig Beispiele belehrt, eine Armee ohne eigene, wohl aber auf fremde Kosten zu erhalten, gleichgültig gegen alle dabei zu beweisende Härte und Grausamkeit, that er seinem Herrn, dem Kaiser Ferdinand II., das Anerbieten: „er „wolle auf seine eigene und seiner Freunde Kosten eine „Armee anwerben, ausrüsten, bekleiden und unterhalten, „wenn ihm erlaubt würde, dieselbe auf 50,000 Mann

„bringen zu dürfen, weil diese weit leichter zu erhalten „sei, als eine kleine. Denn je größer das Heer sei, „desto größer sei auch seine Macht nicht allein, sondern „desto mehr könne es dann auch überall Alles zu seiner „Erhaltung fordern, und wenn man es ihm nicht als„bald reiche, desto leichter sich solches verschaffen und „dadurch immer neue Verstärkungen aller Orten gewin„nen.“ — Ob auch Viele am kaiserlichen Hofe hierüber spöttelten und selbst lachten, so erhielt er doch vom Kaiser die gesuchte Erlaubniß, und das Recht zur Besetzung aller Offizierstellen, auch freie Macht und Gewalt, den Krieg nach seiner Ansicht und Anordnung zu führen. Zu Werbe-, Exercier- und Musterungsplätzen wies ihm der Kaiser einige Kreise in Böhmen an. An diesen zog nun Wallenstein mit seinem Gelde, mit dem er eben nicht knauserte, zunächst eine ziemliche Anzahl für ihn brauchbare Offiziere und Mannschaften an sich, aus denen er den Kern der künftigen Armee bildete, welcher auch so viel Volk zuströmte, daß er in wenigen Monaten eine Macht von 20,000 Mann unter seinem ganz freien und unabhängigen Commando hatte, bei welchem er schon durch seine hohe, stolze Gestalt, durch seinen geheimnißvollen, aus tiefliegenden Augen hervorblitzenden Blick und durch ein majestätisches Wesen einen außerordentlichen Eindruck auf Jeden machte, der ihn ansichtig wurde. Dazu kam, daß man weit und breit hörte, wie

lustig Wallenstein seine Soldaten im Lager leben ließe, welche ungemeine Freiheiten er ihnen gestattete, und Alle, die ihm angehörig seien, wenn es auch auf Kosten des Bauers und Bürgers geschehe, doch ein herrliches Leben führten; da er dabei auch selbst gleichgültig gegen alle Religion, feindselig gegen die Jesuiten gesinnt war und deren Anhang verächtlich behandelte, bei denen, die ihm zuliefen, nicht darauf achtete, ob sie katholisch oder protestantisch seien, und ihm alle und jede angenehm und willkommen waren, die er brauchen konnte, so strömte ihm so viel Volk zu, daß er bald mit 30,000 Mann in's Feld rücken konnte. Was ihm insbesondere die lebensfrohe und lustige Jugend zuführte, war vornehmlich dies, daß in seinen Lägern Niemand weder von dem finstern Ernst der protestantischen Prediger jener Zeit, noch von dem Bußzwange und dem gefährlichen Religions-Feuereifer der Jesuiten, Mönche und römisch-katholischen Geistlichen abhing, sondern in Allem und Jedem Freiheit hatte. Ob man die Messe hörte und zur Ohrenbeichte kam oder beides versäumte, ob man das Abendmahl genoß oder vernachlässigte, ob man betete oder Andachtsübungen vornahm oder nicht, darauf kam bei Wallenstein und seiner Armee so viel wie Nichts an! Und so bildete sich Wallenstein ein ganz eigenes Volk, das ihm blindlings anhing, leidenschaftlich ergeben war und überallhin folgte, wohin er es führte, unbekümmert um Gott, Kaiser, Reich

und Fürsten. Dabei soll Wallenstein den geheimen Plan gehabt haben, mit Hülfe seiner Armee eine eigene, unabhängige Macht nach und nach zu werden, die sich zwischen dem Kaiser und der Ligue auf der einen, und den protestantischen Fürsten auf der andern Seite gewaltig und furchtbar aufstellen, beiden Theilen willkürlich Gesetze vorschreiben und sich selbst dabei Länder als Eigenthum ausbedingen und ihn, den Stifter dieser Macht, souverän, zu einem unbeschränkten freien Beherrscher eines eigenen Reiches machen könne, wobei ihm besonders Böhmen in die Augen gestochen haben soll. Doch jetzt, jetzt 1625 war er nur kaiserlicher Obergeneral, der von einem solchen geheimen Plane nichts vermerken lassen durfte.

Mit einer Armee von 30,000 Mann verließ er, vom Kaiser zum Herzog ernannt, Böhmen. In Kurzem langte er mit derselben an der Grenze von Niedersachsen an, aber nicht bei Tilly, sondern auf der entgegengesetzten Seite. Zwar hatte ihm der Kaiser befohlen, sich an Tilly anzuschließen; allein dazu war er zu stolz. Selbstständig und zwar, wie er bekannt machte, nur im Namen des Kaisers, denn auch den Kaiser ließ er nur dem Namen nach gelten, wollte er den Krieg gegen die Protestanten von Neuem beginnen. Dies that er auch also, daß seine sogenannte kaiserliche Armee unter seinem Commando eine zwar ganz neue, aber schreckliche Erscheinung war, denn es dauerte nicht lange, so war sie 50,000 Mann stark.

Wie bereits gesagt, hatte Wallenstein den Befehl vom Kaiser erhalten, seine Armee mit dem Heere Tilly's und der Ligue zu vereinigen, mit diesem gemeinschaftlich den König von Dänemark anzugreifen, aus dem Felde zu schlagen. Da aber dachte Wallenstein: wenn dies gelinge, so werde es die Welt auf Tilly's Rechnung setzen und diesem, nicht ihm den Ruhm ertheilen. Dies bestimmte ihn, seinen Kriegsplan also anzulegen, daß er wohl etwa Tilly's Unternehmungen unterstützte, übrigens aber ganz unabhängig von demselben den Krieg führe. Da er überdies in den Gegenden, wo Tilly stand, seine Armee nicht nach seinem Gefallen erhalten zu können, sondern in solche Gegenden führen zu müssen meinte, die vom Kriege noch nicht eben gelitten hätten, so wendete er sich, nachdem er einen aus bewaffneten Bauern bestehenden Heerhaufen bei Göttingen auseinander gejagt hatte, in das Halberstädtische und Magdeburger Gebiet, wohin ihn die Reichthümer der Stadt und die Wohlhabenheit der Gegend umher lockte, welche wohl die zerstörende und verwüstende Wuth der Wallensteiner schrecklich erfuhr, jedoch die reiche Hauptstadt selbst schützte sich durch ihre Wälle und Mauern und durch die Tapferkeit ihrer Bürger. Hier zugleich beschäftigte ihn der vom König Christian in Dienst genommene Graf Ernst Mannsfeld dermaßen, daß er auch deshalb sich nicht mit Tilly vereinigen und diese Gegenden verlassen konnte, weil sonst

Mannsfeld zu Gunsten des Königs von Dänemark nach Böhmen oder Oesterreich vorgedrungen sein würde. Wie sich nun Wallenstein bei aller Ueberlegenheit an der Dessauer Brücke verschanzte, so that dies gleichfalls Mannsfeld an der andern Seite derselben. Allein Wallenstein ließ Mannsfelden mit überlegener Macht im Rücken angreifen und mit einem Verlust von 3000 Todten zum Weichen zwingen am 25. April 1626. Nun war er Herr der Elbe. Beide Elbufer mußten nun seine sich fort und fort mehrende Armee erhalten. Von hier aus stand es nun auch in seiner Gewalt, dem König von Dänemark in den Rücken zu fallen, und, sobald es sich nöthig machen würde, sich Holsteins und Schleswigs zu bemächtigen.

Während der Zeit, daß Mannsfeld Wallensteinen aufhielt, konnte der König von Dänemark einen Theil seines Heeres nach Westphalen schicken, um Münster und Osnabrück zu besetzen. Dahin folgte zwar auch Tilly nach, um dieses zu verhindern, ging aber alsbald wieder zurück, weil Herzog Christian von Braunschweig durch Hessen in die Lande der Ligue eindringen und der Landgraf von Hessen sich mit dem Könige von Dänemark vereinigen wollte. Herzog Christian von Braunschweig aber, der nicht ohne Glück gefochten hatte, fand auf einmal das Ziel seiner Thaten; er starb am 6. Mai 1626, plötzlich, und zwar, wie man glaubte, an empfangenem Gifte.

Tilly'n war nun Alles daran gelegen, den dänischen König zurückzutreiben. Er besetzte Minden und alle feste Plätze an der Werra und Fulda, die bei jener Stadt in die Weser zusammenfließen, eroberte Göttingen, von wo aus ihm Hessen und Braunschweig offen standen, und wollte nun auch Nordheim erobern. Aber der König eilte mit seiner ganzen Armee herbei, versah Nordheim mit allen Bedürfnissen, um eine lange Belagerung aus=halten zu können, und suchte durch das Eichsfeld und Thüringen in die Länder der Ligue einzudringen. Er hatte Duderstadt bereits im Rücken, als ihn Tilly ein=holte, der durch einige Wallensteinische Regimenter ver=stärkt worden war, und ihn bei seinem Rückzuge ohne Unterlaß verfolgte. Drei Tage scharmuzirte der König mit Tilly, um sich einen Weg zu eröffnen, auf dem er dessen Uebermacht entgehen könnte, war aber am Ende genöthigt, bei dem braunschweigischen Dorfe Lutter am Bahrenberge (zwei Meilen von Goslar) Stand zu hal=ten und die so gern vermiedene Schlacht anzunehmen am 27. August 1626. Tilly war weit stärker als der König. — Tapfer griffen ihn die Dänen an; dreimal führte der König seine Truppen gegen den Feind; aber dieser war ihm und seiner Armee, wie an Zahl, so an Kriegsübung überlegen. Von der ganzen Macht Tilly's endlich ange=griffen und überflügelt, ward der König vollständig ge=schlagen; er verlor seine ganze Artillerie, 60 Fahnen und

alle Bagage, von seiner Armee blieben 4000 Gemeine mit vielen Offizieren auf dem Schlachtfelde, und mehre Compagnieen Infanterie, die sich in's Amthaus geworfen hatten, mußten sich ergeben. Mit der Reiterei entfloh der König, sammelte zwar die entkommenen Reste der Fußvölker, wurde aber von Tilly, der seinen Sieg nachdrücklich zu benutzen verstand, bis in's Bremen'sche verfolgt. Nun suchte er die Elbe zu decken und warf in alle haltbare Plätze Besatzungen; allein hierdurch schwächte er sich vollends dermaßen, daß er nun gar nichts weiter unternehmen konnte. Vielmehr zerstreute und rieb Tilly Alles auf, was sich ihm entgegenstellte, verjagte die Dänen aller Orten, wendete sich der Weser völlig mächtig, gegen die Elbe, setzte über dieselbe, wie über die Havel, und verbreitete sich über Brandenburg, unbekümmert um den Kurfürsten und dessen Neutralität, indeß endlich auch Wallenstein herbeikommen konnte, um Holstein zu besetzen und den König von Dänemark in seinem eigenen Lande zu bekriegen.

Warum aber war denn Wallenstein nicht eher herbeigekommen? Er hätte es wohl gethan, wenn er gekonnt hätte. Mannsfeld, der an der Dessauer Brücke zwar Geschlagene, hatte ihn dennoch auf- und abgehalten, der Unbezwingliche! Dieser hatte sich nach seiner Niederlage in's Brandenburgische retirirt, sich hier erholt, mit neuen schottischen und dänischen Hülfs-Truppen

verstärkt, mit Herzog Ernst Johann von Sachsen-Weimar verbunden, den Plan entworfen, sich durch die österreichischen Lande nach Siebenbürgen durchzuschlagen, mit dem Fürsten Gabor Bethlen zusammenzusetzen, dann Ungarn anzugreifen und dadurch die Wallensteinische Armee zu nöthigen, sich hierher zu ziehen und also dieselbe für die deutschen Protestanten unschädlich zu machen. Mannsfeld drang nach Schlesien vor, wo er den Gabor schon zu finden hoffte, aber nicht fand. Darum ging er von da nach Oesterreich, wo zugleich eine Empörung ausbrach. Wallenstein bekam Befehl, die österreichischen Lande zu schützen und Mannsfelden abzutreiben. Allein mit Besiegung ungeheurer Schwierigkeiten, mit List und Tapferkeit schlug sich der wundersame Mannsfeld durch Schlesien und Ungarn hindurch und setzte sich mit Gabor Bethlen zusammen, der von Neuem Ungarn angegriffen hatte. Als jedoch dieser Siebenbürge die von England erwartete Unterstützung an Geld nicht erhielt, keine Nachricht von Siegen der Niedersachsen empfing, vielmehr den Wallenstein und dessen ganze Armee auf den Hals erhielt, so machte er mit dem Kaiser 1626 Waffenstillstand und das Jahr darauf Frieden. Diesen zu einer ihm günstigen Zeit wieder zu brechen, hatte er um so gewisser den festen Vorsatz, als er zu diesem Zweck den ehrlichen Mannsfeld veranlaßte, sich an die Republik Venedig persönlich zu wenden und diese dahin zu ver-

mögen, ihn mit Geld zu weiterer Kriegsführung wider Oesterreich zu unterstützen. Er selbst gedachte dann zur wirksamern Erreichung dieser Absicht sich auch Holland geneigt zu machen. In Ungarn konnte der bewunderungswürdige Mannsfeld seine noch übrigen Truppen nicht mehr ernähren, sich auch hier nicht mehr halten. Er verkaufte daher sein Geschütz und Heergeräthe, überließ seine Truppen dem Herzoge Ernst Johann von Weimar, der mit ihnen nach Schlesien zurückgehen sollte, und machte sich mit einem kleinen Gefolge nach Venedig auf den Weg, den er durch Bosnien und Dalmatien nahm. Allein auf dieser Reise wurde er in Dalmatien krank nicht weit von der Stadt Zara, konnte jedoch nicht einmal diese mehr erreichen, sondern blieb in dem kleinen Dorfe Urakowitz liegen, Er, der einem neuen, großen Schauplatz kühner, tapferer Thaten entgegen zu gehen gedachte. Als es ihm der Arzt nicht länger mehr verhehlte, daß er nur noch wenige Stunden leben könne, so wollte er eben so unerschrocken dem natürlichen Tode mit offenen Augen, so lange es gehe, entgegensehen, wie er es so oft und vielmals unter Musketen- und Kanonenfeuer gethan hatte. Seine Soldatenkleidung ließ er sich anziehen, mit seinem Degen sich umgürten, und, gestützt auf die Schultern zweier Offiziere, erwartete er stehend seinen Tod. Als Mann in Eisen hatte er gelebt, als eiserner Mann starb er, 46 Jahre erst alt, im

Jahre 1626 am 30. November. Mit ihm ging ein glänzender Kriegsstern am protestantischen Himmel unter! Hätten Ihm alle protestantische Fürsten und Stände ihre Heere mit voller Kriegsrüstung und völlig freiem Commando anvertraut und Ihn frei agiren lassen, was würde Er geleistet, welche Wendung würde Er dem Kriege und den Angelegenheiten der Protestanten gegeben haben!?! —

Als Wallenstein in Eilmärschen aus Ungarn durch Mähren, Schlesien, die Lausitz und Brandenburg zurückkam, hatte der König von Dänemark mit seiner ganzen, vollen Macht dem einzigen Tilly nicht einmal widerstehen können; was war nun zu fürchten, wenn nun auch noch Wallenstein mit seiner wilden, fürchterlichen Armee wider ihn auftrat? — Aus allen ihren an der Elbe, Weser und Havel innegehabten Posten mußten die Dänen entweichen. Wie ein reißender Strom überfluthete Wallensteins wüthendes Heer Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig. Den Kurfürsten von Brandenburg hatte er gezwungen, sich zu unterwerfen und Maximilian von Bayern als Kurfürsten förmlich anzuerkennen. Listiger Weise aber wollte er auch Alles, was Tilly mit seinen Siegen gewonnen hatte, sich aneignen und zu Nutze machen. Deshalb beredete er den Tilly, mit der liguistischen Armee über die Elbe zu gehen und die Holländer abzuschrecken, sich mit den Protestanten zu verbinden, indeß er selbst den König Christian von Dänemark gänzlich

ruiniren wollte. Und seht, diesem blieb von allen seinen deutschen Staaten nichts übrig, als das feste Glückstadt. Seine Heere waren geschlagen und auseinander geworfen; seine Bundesgenossen in Niedersachsen fühlten die schreckliche Geißel der wüthenden und Alles verheerenden Wallensteiner. Aus Deutschland und England kam ihm keine Hülfe an Mannschaft und Geld. Den Landgrafen von Hessen hatte schon Tilly nach der Schlacht bei Lutter gezwungen, sich von aller Verbindung mit Christian loszusagen, mit dem es nun völlig aus war. Wallenstein dagegen hatte sein Heer auf 100,000 Mann verstärkt, mit denen er Alles, was er betrat, tyrannisch behandelte, räuberisch ausplünderte, allen Fürsten mit Hohn und selbst mit Spott begegnete und den großen Wohlstand, in dem sich noch damals einige deutsche Länder, vornehmlich in Niedersachsen, befanden, nützte, mißbrauchte, um durch schreckbare Contributionen nicht nur sein Volk zu erhalten, sondern auch und vielmehr sich selbst, seine Generale und Offiziere zu bereichern, indeß die gemeinen Truppen dies für sich durch Plünderungen, Erpressungen, Peinigungen und schreckliche Mißhandlungen der Landleute und Bürger zu thun ohne Unterlaß geschäftig waren. Der Schaden, den Wallenstein angerichtet hat, soll sich auf 60,000 Millionen Thaler berechnen lassen; was kaum glaublich zu sein scheint, und doch richtig sein soll.

Der Kurfürst von Brandenburg mußte thun, was

Wallenstein wollte, und der Kaiser that, was er im Uebermaße des Glücks wollte. Er hatte Oberösterreich an Maximilian von Bayern für aufgewendete Kriegskosten verpfändet. Um sein Land einzulösen, verkaufte er am 4. März 1628 die Oberpfalz und einen Theil der Rheinpfalz an Maximilian. Die Herzöge von Mecklenburg erklärte der Kaiser in die Reichsacht, aller ihrer Länder und Fürstenrechte verlustig und Wallenstein vertrieb sie aus ihren Staaten. Wer sich hätte aufmachen, zum Besten Deutschlands und der Protestanten hätte einschreiten wollen, der hatte nichts Besseres zu erwarten, als das Schicksal der Herzöge von Mecklenburg. Also hatte man römisch-katholischer Seits Alles in seiner Gewalt. Der Kaiser Ferdinand II. stand mächtig durch Wallenstein an der Spitze des deutschen Reichs, unabhängig von der katholischen Ligue, dieser selbst furchtbar, und römisch-katholisch genug, um auch furchtbar allen protestantischen Fürsten und Ländern zu sein. Stolz, übermüthig erhob er wiederum sein Haupt unter den frohlockenden Glückwünschen der Jesuiten und des Papstes. Und diese Gewalt, die nun der Kaiser — oder vielmehr Wallenstein erlangt hatte, — wie empfand sie Deutschland! Der Kaiser besoldete sein oder eigentlich Wallensteins Heer nicht; dieser Feldherr war auch völliger Herr dieses Heeres und dem Kaiser selbst furchtbar, wenn man ihm nicht in Allem freien Willen ließ. Sobald aber

der Kaiser dieses that, so konnte er auch mit Deutschland und dessen Reichsständen machen, was Er wollte, er hatte sie alle in seiner Hand und Gewalt, nicht nur die bereits ohnmächtigen, die sich Alles gefallen lassen mußten, sondern auch die noch Macht habenden, denn er konnte sie dieser berauben, wenn und wie es ihm gut dünkte. Der Kurfürst von Bayern besoldete das Tilly'sche Heer auch nicht! Wo die Heere standen, wohin sie kamen, da mußten sie erhalten, ihnen alle Bedürfnisse befriedigt werden, und zwar, wie es die Generale verlangten, und wenn auch noch das letzte Brod und Bund Heu und der letzte Groschen, das noch einzige Bund Stroh, das allerletzte Kleidungsstück und Hemde gefordert wurden. Dies geschah noch dazu unter Mißhandlungen und Erwürgungen, unter Schändungen des weiblichen Geschlechts und Zugrunderichtungen der Städte- und Landbewohner. Contributionen und Plünderungen, Lieferungen und Beraubungen, Leibes- und Lebensgefahren, Seuchen, Pest und Tod waren an der Tagesordnung, Verwüstungen und Entvölkerungen ganzer Ortschaften und Gegenden eine ganz gewöhnlich gewordene Erscheinung. Fürsten und Unterthanen vereinigten sich zu einem Schrei um Gerechtigkeit gegen Wallenstein und Tilly, den sie an den Kaiser ergehen ließen; aber der Kaiser vermochte nichts gegen jenen und diesen, wenn er auch Etwas für die Gemißhandelten hätte thun

wollen. Nur ein Verlangen durchbebte, nur eine Sehnsucht durchzuckte, nur ein Angstruf durchtönte Deutschland — das Verlangen, das Sehnen, das Rufen nach Frieden! Und es ward kein Friede!! Der Kaiser hätte ihn dictiren können, denn alle seine und des römischen Katholizismus Feinde waren gänzlich erschöpft oder durch jesuitische Umtriebe unthätig, unschädlich gemacht. Es ward kein Friede, Wallenstein wollte nicht! Diesem gefiel es zu wohl, unermeßliche Summen erpressen zu können in Niederdeutschland, in aller Herren Länder, die ihm Quartier geben und contribuiren mußten. Wie schon gesagt, 60,000 Millionen Thaler soll er in 7 Jahren aus dem halben Deutschland zusammengeraubt haben. Bis auf 100,000 Mann verstärkte er seine Heere, denen Alles zulief, weil hier Geld zu verdienen und zu rauben, Nahrung, Kleidung und Prunk für die eigene Person, wie für Weiber und Kinder zu erlangen und zu plündern war, Jeder, der sich auszeichnete durch Tapferkeit und Kriegsverstand, Offizier werden konnte und auf Wallensteins große Geschenke rechnen durfte. Denn dieser schenkte oft nie unter 1000 Gulden, lebte selbst in königlichem Prunk und Staat, gewann am kaiserlichen Hofe durch Bestechungen alle Personen von einiger Bedeutung für sich und war nicht blos Feldherr des Kaisers, Er war Kaiser, König, Fürst und Feldherr, wenn jenes nicht dem

Namen, doch alles der Macht nach, die von seinem alleinigen Willen abhing, den man überall einzig und allein achtete und befolgte, und keinen andern weiter! Den Kaiser wollte Wallenstein wohl zum unumschränkten Herrn von Deutschland machen, Er selbst aber wollte Herr des Kaisers sein, ob er sich gleich nur den Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande nannte. Zu Wasser? ja, denn obschon Er und auch sein Kaiser keine Flotte hatte, so sollte doch nach Wallensteins Plan der Kaiser Herr der Ostsee werden. Ihn selbst hatte der Kaiser bereits zum Herzoge von Friedland und Sagan erhoben, und 1628 ernannte er ihn zum deutschen Reichsfürsten und Herzoge von Mecklenburg, das man ihm einräumte, weil die mecklenburgischen Herzöge dem Könige von Dänemark beigestanden und sich, nach des Kaisers Meinung, zu spät unterworfen hatten. Von Mecklenburg aus sollten die norddeutschen Protestanten, die Dänen und Schweden zum Stillesitzen genöthigt und ihnen alle Verbindungen abgeschnitten werden. Am kaiserlichen Hofe waren Wallenstein zu Allem, was er wollte, behülflich, auch die Jesuiten, denen er listig Klöster in Mecklenburg zu bauen versprochen hatte, und der Graf Cotalto, welcher, was auch die Spanier wünschten, die Wallenstein feind waren, gerne das Commando in Italien erlangen wollte, das Wallenstein bestimmt gewesen war. Dem kaiserlichen Prinzen Leopold Wilhelm

gab man die Abtei Hersfeld, das Bisthum Halberstadt und das Erzbisthum Magdeburg, ohne einen einzigen Reichsstand zu fragen. Wallenstein entwarf den Plan: 1627 mit Hülfe der Hansestädte, und als sich diese dazu die Hand zu bieten weigerten, 1628 auch ohne dieselben den Kaiser zum Herrn der Ostsee zu machen. Dazu sollte eine kaiserliche Flotte errichtet und Wallenstein ihr Admiral werden. Polen sollte nun die Schiffe dazu hergeben, da die Hansestädte dies zu thun sich weigerten; in's Innere von Dänemark wollte man eindringen, und von da aus eine Land- und Seemacht gründen, deren sich Wallenstein zu bemächtigen gedachte, um dann den Kaiser ganz entbehren zu können, in dessen Namen er Krieg führte und allgemeines Elend verbreitete. Um diesen Plan ungehinderter und ohne ungewünschte Zeugen vollführen zu können, hatte Wallenstein den Tilly und die liguistische Armee aus dem mitternächtlichen Deutschland entfernt und ihm, wie schon oben gesagt worden ist, eine anderweite Expedition aufgetragen, nämlich die Holländer zu hindern, den Protestanten zu Hülfe zu kommen. Seinen Zweck zu erreichen, besetzte er nicht allein die Städte an der deutschen Küste der Ostsee, sondern es galt ihm auch von höchster Wichtigkeit, Pommern zu besetzen und Stralsund an der Ostsee in seine Gewalt zu bekommen. Der schöne Hafen dieser Stadt erschien ihm als ein köstlicher Platz, von wo aus man

leicht nach Dänemark und Schweden überfahren, beide Länder erobern, zum Kern eines nordischen Reiches machen und wo man den hierzu nöthigen Waffenplatz anlegen könne. Unter dem Vorwande: die nach dem zwischen Schweden und Polen geendeten Kriege abgedankten Truppen abzuhalten, in dänische Dienste zu treten und dadurch den König von Dänemark zu hindern, zur Behauptung Holsteins den Krieg fortsetzen zu können, besetzte Wallenstein, ohne die Einwilligung des Herzogs abzuwarten, 1627 ganz Pommern nebst der Insel Rügen. Kaum war dies geschehen, so zwang er dieses Land, ihm zur Unterhaltung seiner Heere, außer der freien Verpflegung der vielen Truppen, die er in dies Land gezogen hatte, noch monatlich 38,000 Thaler zu zahlen. Hauptsächlich aber war Wallenstein am Besitz der Veste Stralsund gelegen. Und hier stehen wir an einem viel entscheidenden Punkte des dreißigjährigen Krieges.

Stralsund war die sechste Stadt des Bundes, den die Hansestädte als Handelsstädte mit einander geschlossen hatten. Sie stand unter dem Schutze des Herzogs von Pommern, besaß die wichtigsten Privilegien und Freiheiten in völliger Unabhängigkeit von Dänemark und Schweden oder einem andern Staate, hatte auch an allem bisherigen Kriege nicht den geringsten Antheil, weder durch Geld noch durch Mannschaft genommen,

und mithin dem Kaiser nicht den mindesten Anlaß zur Befeindung gegeben. Aber Wallenstein — was ging ihn Gerechtigkeit an! — hatte nun einmal diese Stadt und deren Hafen als unentbehrlich zur Ausführung seines Planes erkannt und darum sollte sie in Güte oder mit Gewalt die seine werden. Den Anfang dazu machte er damit, daß er eine Summe Geld von 150,000 Gulden als Hülfsgelder von den Bürgern und dem Magistrate dieser Stadt forderte und ihnen drohete, wenn sie sich der Zahlung weigerten, so müßten sie 4 Regimenter kaiserlicher Soldaten als Besatzung einnehmen. Natürlich machte die Stadt Vorstellungen dagegen. Während der Unterhandlungen aber reiste Wallenstein nach Prag, und dahin reiste ihm der muthige Bürgermeister von Stralsund in Begleitung der Rathsherren nach, um ihm gerechte Vorstellungen zu machen. Diese Deputation empfing Wallenstein, suchte dieselbe durch seinen prachtvollen militärischen und königlichen Hofstaat zu betäuben und in Furcht zu setzen, indem er ihnen sogleich beim Eintritt in den Audienzsaal entgegendonnerte: „ihr müßt kaiserliche Besatzung einnehmen!“ „Das thun wir nicht!“ antwortete ruhig der Bürgermeister. „Dann müßt ihr Geld schaffen!“ schrie Wallenstein. „Das haben wir nicht!“ entgegnete gelassen der Bürgermeister. „Dann will ich euch züchtigen, ihr Ochsen!“ herrschte Wallenstein die Gesandten an. „Das sind wir nicht!“

sprach in stiller Würde der Bürgermeister, und zog mit den Seinen ruhig ab. „Wird eure Stadt sich nicht unterwerfen," schrie ihnen Wallenstein nach, „so soll nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch 100,000 Menschen und ich selbst darüber das Leben verlieren!" — Sogleich ließ Wallenstein an seinen Feldmarschall von Arnheim die schärfste Ordre abgehen: zur Belagerung Stralsunds alle erforderliche und die wirksamste Anordnung zu treffen. Da gab selbst der mit Furcht und mit Kummer um sein Land erfüllte Herzog Bogeslaus von Pommern den Stralsundern den Rath: nachzugeben; und diese zahlten wirklich eine ansehnliche Summe; aber Besatzung einzunehmen, dies verweigerten sie standhaft und gänzlich. Denn sie waren durch das Schicksal anderer Städte über diesen Punkt sattsam gewitzigt, und schwuren es sich einander zu: treu der Augsburgischen Confession zu bleiben und für ihre Rechte und Freiheiten bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten und ihre Stadt zu vertheidigen. Ihr ehrlicher Bürgermeister war, in der Meinung, „dem Kaiser müsse doch der General gehorchen," von Prag nach Wien gereist. Hier erhielt er auch Audienz bei Ferdinand **II.** und wußte diesen also zu rühren, daß derselbe dem Bürgermeister einen schriftlichen Befehl an Wallenstein mitgab: Stralsund in Ruhe zu lassen! Freudig eilte der Bürgermeister von dannen, dem Wallenstein nach, ereilte diesen in Prenzlau

in der Uckermark und übergab ihm das kaiserliche Schreiben. Kaum hatte dieses der Wüthrich gelesen, als er im heftigsten Zorn auffuhr und den Bürgermeister mit dem entsetzlichen Wort anfuhr: „und wenn eure Stadt „mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte „sie herunter!" — Bald kam der Furchtbare vor Stralsund an, und da er jene Weigerung der Stralsunder vernahm, so half alle geschehene Geldzahlung nichts, die härteste und schrecklichste Belagerung begann unter Wallensteins persönlicher Leitung.

Hierbei erging es der Insel Rügen, die sonst so blühend und kornreich war, auf's Traurigste. Unter dem Vorwande, daß von da aus der Stadt Stralsund, wenn Ausfälle aus derselben gemacht würden, keine Zufuhr zukommen könne, wurde diese Insel gänzlich verwüstet; ihre Felder mußten unbestellt liegen bleiben und öde, und doch sollten die Einwohner die darauf hausenden, schrecklichen Wallensteiner ernähren, von denen sie auf's Fürchterlichste gequält und zur Herausgabe ihres versteckten Geldes und aller verbergten Kleinodien erbarmungslos gemartert, wie Hunde mitunter todtgeschossen und durch's Feuer ihrer Häuser beraubt wurden. Von unnatürlichen Nahrungsmitteln, selbst ekelhafter Art, zu denen die Verzweifelnden griffen, entstanden Krankheiten, Seuchen und Pest als die letzten, erschrecklichen Verwüster.

Dies Alles schreckte die Könige von Dänemark und Schweden auf; beide erkannten die Wichtigkeit des belagerten Platzes und bei Verlust desselben die große Gefahr, die ihnen dann von da aus drohte. Sie hörten auf, einander eifersüchtig zu betrachten, und um Stralsund erhalten zu helfen, schlossen sie 1628 zu Kopenhagen einen Vertrag: mit vereinten Kräften Stralsund zu vertheidigen und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in der Ostsee erscheinen würde, ihnen feindlich zu begegnen. Sogleich sendete Christian IV. zu Schiffe eine hinlängliche Besatzung nach Stralsund und sprach den Bürgern trefflich Muth ein. Zwar schickte König Sigismund von Polen dem Wallenstein einige Kriegsschiffe zu Hülfe, die aber von einer dänischen Kriegsflotte völlig vernichtet wurden. Darauf forderte Wallenstein Schiffe von Lübeck; diese wurden ihm abgeschlagen und nun konnte er nicht einmal den Hafen verschließen und die Zufuhren verhindern. Dennoch wollte der Wüthendtollkühne die Stadt erobern, ob ihm gleich der Kaiser, dem sich die Bürger unter Bedingungen ergeben wollten, welche eine scheinbare Unterwürfigkeit zu Tage legten, den Befehl zugehen ließ: abzuziehen. Aber mit Verachtung dieses Befehls ließ Wallenstein die Stadt ein mal um's andre stürmen. Alles vergebens! Die Bürger mit den Dänen leisteten den tapfersten Widerstand und schlugen alle wallensteinische Stürme glück-

lich ab, wenn auch das Belagerungsfeuer die Stadt selbst sehr beschädigte. Dies hatte, bei einem gewaltigen Verluste Wallensteins an Mannschaften, freilich und natürlich auch den Erfolg, daß auch die dänische Besatzung immer mehr zusammenschmolz und endlich kaum mehr zur Vertheidigung der Festungswerke noch stark genug, ihr König aber außer Stand war, Ergänzungstruppen zu schicken. Da begab sich die Stadt mit Christians Genehmigung in den Schutz des Königs von Schweden, Gustav Adolph. Dieser sendete unter dem Commando des Generals Wrangel eine hinlängliche Besatzung, welche glücklich in die Stadt einrückte, sie stark genug besetzte und nach Abzug der Dänen auf's Tapferste vertheidigte. Mehre Monate hatte bereits die Belagerung gedauert, Stralsund hatte viel gelitten; aber 12,000 Mann Todte waren ein Verlust, über den Wallenstein mit den Zähnen knirschte, und ob er schon vor Wuth schäumte, war er dennoch gezwungen, an den Abzug zu denken und sich von dannen zu machen. Denn es gab hier nirgends mehr etwas zu leben; der Winter trat zugleich eben so zeitig als hart ein und Alles umher war verwüstet. Die Wohnungen der Landleute lagen fast überall bei Stralsund und in Pommern in Asche. Dieses Land mußte fast 3 Jahre lang 35,000 Wallensteiner ernähren, die unersättlich waren. 10 Millionen Thaler haben die Einwohner schaffen müssen und

wurden noch dabei auf's Teuflischste gemartert. So führten z. B. die Soldaten an den Angriffen ihrer Degen und Säbel feste dünne Leinen, diese banden sie den Leuten um den Kopf, rädelten sie mit einem Querholze immer enger und fester zusammen, daß sie immer tiefer in Stirne und Kopf einschnitten, bis den Menschen die Augen herausgepreßt wurden, deren Höhlen sich mit Blut füllten, und die Gemarterten bekannten, wo ihre verborgene Habe läge; oder die Soldaten legten brennende Lunten den Leuten auf den nackten Leib, um ihre schändlichen Absichten zu erreichen u. s. w.

Ob nun schon die Ostsee den kaiserlich=wallensteinischen Eroberungen eine Grenze setzte, so hatte es dennoch den vollen Anschein, daß die ganze Sache der Protestanten in Deutschland verloren sei, und diese ihren Angelegenheiten keine neue, bessere Wendung zu geben vermöchten. Wie in ganz Oesterreich, so wurde in den Ländern aller katholischen Fürsten auch noch jeder Rest der protestantischen Religion ausgerottet und auch in der Pfalz Alles in den Schooß der römischen Kirche zurückgetrieben. Am meisten hatten die ehemaligen Erzbisthümer Bremen, Magdeburg und noch andere 12 Bisthümer zu fürchten, welche protestantisch worden waren, und nirgends konnten protestantische Fürsten ohne Furcht bleiben, welche Klöster und Stifter eingezogen und in ihr Staatseigenthum verwendet hatten, wenn

Kaiser Ferdinand die ihm günstige Zeit und Lage der Dinge nützen wollte, die Früchte seines Sieges in ihrem ganzen Umfange zu genießen und der römisch-katholischen Religion und Kirche ein ausdauerndes Uebergewicht oder gar die Alleinherrschaft zu verschaffen. Was wollte man denn protestantischer Seits dagegen thun? Gänzlich schienen sie darniederzuliegen die Protestanten, weshalb auch die katholische Ligue auf eine vollendete Benutzung der erlangten Siege und Oberhand beim Kaiser drang. Wohl wissend, daß die protestantischen Fürsten durch die in ihren Ländern eingezogenen katholischen Stifter und Klöster weit reicher und mächtiger als zuvor worden waren, daher auch zum Widerstande mehr und mehr desto schwächer werden würden, wenn es gelänge, ihnen dieselben wieder zu entziehen, so wurde von Seiten der Ligue hierauf desto heftiger gedrungen bei einer Zusammenkunft der Kurfürsten in Mühlhausen. Durch die arglistigen Umtriebe der Jesuiten, hauptsächlich des Pater Lamormain, waren die geistlichen Kurfürsten dahin gebracht worden, diesen Konvent in Mühlhausen zu halten und auf demselben den Beschluß zu fassen: den Kaiser aufzufordern, es mit aller seiner Macht durchzusetzen, daß alle, seit dem Religionsfrieden zu Augsburg, von den Protestanten eingezogenen Stifter, Abteien und Klöster an die katholische Kirche wieder zurückgegeben, restituirt würden, um dadurch die katholischen Stände für die Verluste

und Bedrückungen zu entschädigen, welche sie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Diese Aufforderung erging an den Kaiser und es war gar keinem Zweifel unterworfen, daß dieser als ein strengrömischer, von den Jesuiten geleiteter Katholik der Sache seinen Beifall geben werde. Da es ihm jedoch einleuchtete, daß diese Restitutionsforderung alle protestantische Fürsten, auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg aufschrecken und ihnen endlich die Augen öffnen würde, wessen sie sich nun von der Uebermacht des Kaisers und der Ligue zu versehen hätten, so wollte Ferdinand erst Versuche im Kleinen machen, ehe Alles in's Große zur Ausführung gebracht würde. Darum erhielten erst einige Reichsstädte in Oberdeutschland und der Herzog von Würtemberg kaiserliche Befehle, verschiedene eingezogene Stifter wieder herauszugeben. Als deshalb kein allgemeiner Aufstand der Protestanten erfolgte, auch der Friede mit Dänemark, von dem weiterhin die Rede sein soll, zu Stande gebracht worden war, so unterzeichnete Kaiser Ferdinand II. das jesuitisch abgefaßte Restitutionsedikt und ließ es den 6. März 1629 publiciren. In demselben will der Kaiser beweisen, daß er als Kaiser das Recht habe, dem Augsburger Religionsfrieden, wo derselbe die Einziehung jener Stifter und Klöster zweideutig bespreche, die ihm gutdünkende Deutung zu geben, ein Recht, das ihm als Richter in eigener Sache und auch

deshalb nicht zukam, weil die protestantischen Fürsten schon fast ein Jahrhundert in unangefochtenem Besitze jener Klöster und Stifter gewesen waren, auch die bisherigen Kaiser zu diesem Besitze völlig stille geschwiegen hatten und die protestantischen Fürsten an denselben auch deshalb Anspruch machen konnten, weil dieselben von ihren Vorfahren gegründet worden waren. Ferdinand aber entschied: 1) jede nach dem Datum des Augsburger Religionsfriedens von den Protestanten geschehene Einziehung katholischer Stifter laufe dem wahren Sinne des Friedensvertrages entgegen; 2) der Religionsfrieden lege keinem katholischen Fürsten auf, seinen protestantischen Unterthanen etwas mehr zu bewilligen, als aus seinen Ländern frei abzuziehen; 3) alle unrechtmäßige Besitzer katholisch-geistlicher Stifter, also alle protestantische Reichsstände, hätten nun solch unrechtes Gut an die kaiserlichen Commissarien unverzüglich herauszugeben, und wer sich dessen weigere, verfalle in die Strafe des Reichsbannes, gehe aller seiner bisherigen Reichs-Rechte und Besitzthümer verlustig. Sollte ein katholisch-geistliches Stift Jemandem zugelassen werden, so dürften dies nur katholische Bischöfe sein. Auf der Liste der zu restituirenden und wieder herauszugebenden ehemaligen Kirchengüter standen die zwei Erzbisthümer Bremen und Magdeburg und zwölf Bisthümer, die evangelisch worden waren und protestantische Bischöfe erhalten hatten, nebst

einer unabsehlichen Anzahl von Abteien und Klöstern. Zugleich war in diesem Restitutionsedikt den Reformirten alle Religionsübung entzogen und verboten, unter dem Vorwande: was im Augsburger Religionsfrieden den Protestanten bewilligt worden sei, gelte blos für die Lutheraner.

Wie ein Blitz und Donnerschlag aus hellem Himmel erfolgte dies Restitutionsedikt, bei dessen Absendung von Wien aus die Jesuiten riefen: „jetzt, oder nie siegen wir!" und ward der Schrecken aller Protestanten. Keine Gegenvorstellung wurde beachtet. Die kaiserlichen Commissarien erschienen zur Uebernahme und mit ihnen eine Armee, um ihren Forderungen Gehorsam zu verschaffen. Dieses Restitutionsedikt allein ist ein Hauptbeweis, daß der dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg war. Gleichsam den Religionsfrieden, der zu Augsburg geschlossen worden war, zu verhöhnen, wurde mit dieser Stadt der Anfang gemacht. Sie mußte zu allererst die Gerichtsbarkeit des römisch-katholischen Bischofs wieder anerkennen, sich derselben unterwerfen und sechs protestantische Kirchen wurden geschlossen. Der Herzog von Würtemberg mußte alle eingezogenen Klöster herausgeben, die wieder hergestellt und mit Mönchen und Nonnen ihres Ordens besetzt wurden. Man nahm selbst über die im Religionsedikt genannte Zeit hinaus Stifter in Beschlag, die schon vor dem Passauer Vertrag

eingezogen worden waren und unterdrückte an vielen Orten die protestantische Religionsübung und Gottesverehrung völlig. Die evangelischen Reichsstände sahen den furchtbaren Ernst des Kaisers und der Ligue, das Restitutionsedikt zur vollen Ausführung zu bringen. Das schreckte sie auf, und ob sie schon nicht alsbald und plötzlich sich zum Widerstande vereinigten und rüsteten, so konnte der Kaiser doch nicht wissen, was noch geschehen werde und möchte, denn, Sachsen und Brandenburg an der Spitze, waren sie immer noch mächtig genug, sich zu helfen. Zudem regte sich auch Frankreich und nahm eine drohende Stellung selbst gegen den Kaiser an, indem es schon wegen der Erbfolge im Herzogthum Mantua die Spanier in Italien bekriegte. Dies vermochte doch den Kaiser und die Ligue, Hoffnung zu fassen: daß das Restitutionsedikt noch auf friedlichem Wege werde vollzogen werden können, und beide fanden sich bewogen, mit der gänzlichen Vollziehung des Edikts noch ein Jahr zu warten und zu zögern. Dies rettete die Protestanten. Denn ehe dies Jahr umlief, hatte sich Alles unvermuthet durch wichtige Ereignisse verändert, die auf katholischer Seite sowohl, als auf protestantischer, sich begeben hatten.

Durch Wallenstein hatte Oesterreich eine Uebermacht erhalten, welche, gestützt auf die große Armee des Erstern, nicht allein den protestantischen, sondern auch den

katholischen Reichsständen jetzt anfing, wie furchtbar, so höchst gefährlich zu erscheinen. Die Protestanten waren jetzt gezwungen, das Aeußerste zu ihrer Vertheidigung und Beschützung zu wagen, ja selbst die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg mußten sich beleidigt fühlen und gedrungen, sich an ihre Glaubensgenossen von Neuem anzuschließen. Die katholischen Stände, besonders Baiern, sahen sich auch nicht verschont, denn auch ihre Länder wurden ebenfalls von der übermüthigen Armee Wallensteins überschwemmt, der auf Niemanden Rücksicht nahm bei Ausführung seiner einmal gefaßten Plane. Hart wurden von ihm auch die Länder der katholischen Fürsten mitgenommen und gewaltthätig gemißhandelt; auch diese gingen unter allgemeinem Elende der völligen Verwüstung und Verarmung eben also entgegen, wie die protestantischen. Allgemein ward jetzt Oesterreich unter Wallensteins Schutz gefürchtet. Die Mitglieder der katholischen Ligue hielten deshalb 1629 eine Zusammenkunft zu Heidelberg, verlangten vom Kaiser Ersatz für ihren gemachten Aufwand und weigerten sich, bis jener erfolgt sei, ihre Truppen aus den von ihnen besetzten Ländern herauszuziehen. Obschon Ferdinand II. den, von ihm zum Kurfürsten erhobenen Herzog von Bayern dadurch in der Anhänglichkeit an ihm zu erhalten Alles gethan und versucht hatte, daß er Maximilian für die aufgewendeten Kriegskosten die Oberpfalz verkaufte und e i g e n t h ü m l i c h über-

gab und ihm die Kurwürde nicht nur für seine Person, sondern auch für alle seine Nachkommen am 24. April 1628 erblich ertheilt hatte, so blieb Maximilian dennoch mißtrauisch gegen Ferdinanden und unzufrieden mit demselben. Dies ließ sich Maximilian auch mehr, als zu deutlich merken. Weil dieser nun das Oberhaupt der Ligue war, welcher Ferdinand Viel, Viel zu danken hatte, so fing dieser ebenfalls an, den Kurfürsten von Bayern zu fürchten. Zudem war diesem Kurfürsten Wallenstein bis in den Tod verhaßt. Denn dieser hatte ihn um sein und der Ligue Ansehn zum großen Theil gebracht, und von allen Siegen, welche Tilly errungen hatte, die Früchte für sich und Oesterreich an sich gerissen. Wallensteinen absetzen und außer Thätigkeit setzen zu lassen, seine und der Ligue Oberherrschaft wieder zu gewinnen und zu erringen, dies war Maximilians stiller, aber höchst ernster Vorsatz und Plan, zu dessen Ausführung er selbst im Geheim mit Frankreich in ein Bündniß trat, dessen sich alle übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten.

Wallenstein wußte mehr, als zu wohl, wie verhaßt er diesem Kurfürsten, den deutschen Reichsständen und den Jesuiten war. Diesen Allen nun auf's Kräftigste Widerstand leisten und, was gegen ihn im Werke war, rückgängig und für sich unschädlich machen zu können, suchte er sich dadurch einen festen Stützpunkt

zu sichern und den Rücken zu decken, daß er Alles hervorsuchte, was nur irgend dazu beitragen konnte, die Dänen zu beruhigen und zum Stillsitzen zu bringen, die Schweden dagegen durch neuen Krieg mit ihrem alten, langjährigen Feinde, mit Polen, auf's Stärkste zu beschäftigen und dann freie Hand zu haben, zu machen, was in seinem Plane lag. Er beschwatzte daher den dazu ohnehin willigen Kaiser leicht, mit Dänemark Frieden zu schließen und Polen gegen Schweden im Kriege zu erhalten. Durch Wallensteinen, der ohnehin die Dänen bei Wolgast besiegt hatte, machte daher der Kaiser dem dänischen Könige solche Anträge, welche dieser unter den obwaltenden Umständen gar nicht günstiger und vortheilhafter hoffen konnte. Dies bestimmte auch Christian IV., sich über den zu Kopenhagen mit Schweden abgeschlossenen Vertrag: „ohne Schweden mit dem Kaiser keinen Frieden einzugehen,“ völlig hinweg zu setzen! Zu Lübeck wurde 1629 eine Zusammenkunft gehalten von kaiserlichen und dänischen Bevollmächtigten; aber auch schwedische Gesandte fanden sich ein, um die Rechte der Herzöge von Mecklenburg zu sichern. Allein damit griff Schweden dem Wallenstein an die Seele, welcher daher auch die schwedischen Abgeordneten mit aller nur ersinnbaren Geringschätzung behandelte, und weil er es sich nun denken konnte, daß dies den ehrliebenden und kühnen König von Schweden zum Krieg reizen würde,

so brachte er Ferdinanden dahin, den Polen gegen die Schweden Hülfstruppen zu senden, um letztere also genugsam und also zu beschäftigen, daß sie an einen Krieg gegen den Kaiser gar nicht denken dürften. Mit Dänemark kam der Friede am 12. Mai 1629 zu Stande und Lübeck wurde in denselben eingeschlossen. Christian IV. bekam alle seine Länder wieder, welche die Kaiserlichen inne hatten, mußte aber dabei die Bedingung eingehen: sich in die deutschen Angelegenheiten nur so weit zu mischen, als es ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, auch sich der deutschen Stifter und Klöster unter keinem Vorwande mehr anzumaßen, die Mecklenburgischen Herzöge ihrem Schicksale zu überlassen, damit Wallenstein im Besitz Mecklenburgs bleibe, als dessen Herzog Dänemark und Lübeck diesen Mann anerkennen mußten. Ruhmlos, ganz ruhmlos trat also Christian IV. von dem mit so vieler Hoffnung und Zuversicht betretenem Schauplatze des dreißigjährigen Krieges ab, getadelt von allen Einsichtigen, welche aus der damaligen Lage der Dinge, vornehmlich zwischen Oesterreich und Bayern, neue Hoffnung auf Veränderung der Dinge und des Kriegsglückes schöpften.

Nun meinte Wallenstein seinen Rücken frei und gedeckt, Mecklenburg im sichern Besitz zu haben und sich mit seiner, ihm ganz ergebenen Armee wieder nach Deutschland hereinziehen und gegen Bayern, gegen die katholi-

schen und protestantischen Reichsstände, ja wohl gar den Kaiser selbst behaupten zu können. Dennoch hatte er sich verrechnet und betrogen; es kam Alles ganz anders!

Kaiser Ferdinand II. konnte die jetzt von allen Seiten her einlaufenden Beschwerden der katholischen und protestantischen Stände des Reichs nicht länger von sich weisen, wenn er nicht Alle im höchsten Grade wider sich aufregen wollte. Deutschland zur Ruhe zu bringen, dies fand er selbst auf's Dringendste nothwendig. Er schrieb daher eine Kurfürstenversammlung nach Regensburg aus auf den 3. Juli 1630, auf welcher allen Beschwerden abgeholfen und die allgemeine Ruhe wieder hergestellt werden sollte. Der Kaiser hatte sich dies um so leichter vorgestellt, als er glaubte, daß die Protestanten aus Furcht vor seiner errungenen Macht ihm nicht eben Viel widersprechen würden, und daß er den Anführer der Ligue, den Bayer Maximilian, dadurch ganz für sich gewonnen hätte, daß er demselben die Kurwürde ertheilt, die pfälzischen Länder größtentheils eingeräumt und das Restitutionsedikt nach dessen Willen in's Reich hatte ergehen lassen. Allein der Kurfürst von Bayern und die Fürsten der Ligue waren nun einmal gegen den Kaiser mißtrauisch geworden und fürchteten sich vor dessen Vergrößerungsplanen, die er mit Wallensteins Hülfe auszuführen bedacht sei. Denn Wallensteins Forderungen, Erpressungen und Anmaßungen nahmen ja gar kein Ende,

so wie auch dieser stolze, übermüthige, freche und dabei nicht zu durchschauende Feldherr bei seiner Uebermacht seine größte, heimtückische Freude daran fand, allen Fürsten Hohn zu sprechen und sie auf's Empfindlichste zu demüthigen.

Alle protestantische und katholische Reichsstände waren jetzt darin Eins: es sei mit Wallenstein nicht mehr auszuhalten! Brandenburg gab seinen durch Wallenstein erlittenen Schaden zu 20, Pommern zu 10, Hessen zu 7 Millionen Thaler an und so fort die übrigen Reichsstände nach Verhältniß. Alles schrie um Hülfe gegen den Plagegeist! Protestanten und Katholiken überschwemmten den Kaiser mit einem Strome von Bittschriften wider Wallenstein, man lief gleichsam Sturm auf den Kaiser mit den gräßlichsten Beschreibungen der erduldeten Gewaltthaten. Denn alle Fürsten, wie die protestantischen so die katholischen, waren durch die höhnisch schnöden Behandlungen, die ihnen von Wallensteinen wiederfahren waren, auf's Tiefste und Empfindlichste in ihrer Fürstenwürde gekränkt, ihre Länder durch die räuberischen Heereszüge und Erpressungen der Wallensteinischen Armee grauenvoll mitgenommen und ihre Unterthanen auf's Schändlichste und Grausamste behandelt worden. Ferdinand II. hatte noch Gefühl für die allgemeine Noth und auch für seine Ehre, weil Wallenstein und sein Kriegsvolk Alles, was geschehen war, im Na-

men des Kaisers verübt hatten. Um den Forderungen der Fürsten zu willfahren und deren Bitten eine ihm ihre Gemüther gewinnende Statt finden zu lassen, dankte er von seinen im Felde stehenden Heeren alsbald 18,000 Mann Reiterei ab. — Als dies geschah, waren schon die Schweden gerüstet, in Deutschland einzumarschiren, und ihnen lief nun der größte Theil dieser abgedankten kaiserlichen Reiter zu!

Kaum aber hatte sich der Kaiser so willfährig und nachgiebig gezeigt, als der mißvergnügte Kurfürst Maximilian, der sich auf dem Kurfürstentage, als ein kühner, kraft= und geistvoller Mann, der Oberhand bemächtigt hatte, noch weit mehr zu fordern keinen Anstand nahm. Den Kaiser an der Ausführung seines Vergrößerungsplanes, unumschränkter Oberherr in Deutschland zu werden, den man ihm beimaß, völlig zu hindern, durfte nicht eher gehofft werden, als bis Wallenstein gestürzt war. Daher hielten sie dem Kaiser die ungeheure Gewalt vor Augen, mit welcher Wallenstein verführe, wie durch dessen Nachsicht und Zulassung dessen Kriegsvölker in katholischen und protestantischen Ländern durch Plünderung und Beraubung, Verhöhnung und Mißhandlung, Entehrung und Schändung der Jungfrauen, Frauen und Männer, durch Brand und Mord Alles mit Noth, Jammer und Elend erfüllten und mit vollem Untergange bedrohten. Es forderten daher nun alle Kurfürsten, hierin

unterstützt von den Spaniern, die Absetzung Wallensteins mit einer Einstimmigkeit und Kraft, daß der Kaiser darüber auf's Höchste erstaunte, aber auch zugleich in die allerpeinlichste Verlegenheit gesetzt wurde. Wallenstein erfuhr durch seine Spione, die er überall hatte, Alles und Jedes, machte auch den Kaiser darauf aufmerksam, daß man nur darauf ausgehe, ihn zu schwächen und um das errungene Ansehen zu bringen. Um den Kaiser zum Widerstande zu ermuthigen, erschien Wallenstein selbst in Regensburg, aber in einem Prunk und Glanz, mit einem Stolz, mit einer Pracht und Uebermüthigkeit, daß sich der Kaiser selbst verdunkelt, beschämt sah und ärgerte, auch der Haß der Fürsten gegen den über Alles hinausstrebenden und höchst anmaßenden Obergeneral auf's Stärkste und Bitterste gesteigert wurde. Wohl wußte Ferdinand, was er diesem Herzog von Friedland zu verdanken hatte, aber auch, was er vielleicht zu hoffen habe, wenn er denselben den deutschen Reichsfürsten zu Gefallen, aller Würden und Macht entsetze. Denn er wollte dieser Fürsten Gunst auf seinen Sohn, den König Ferdinand von Ungarn, hinlenken, damit sie diesen, wie er es wünschte, zum römischen König erwählen und demselben die kaiserliche Nachfolge im Reiche zuwenden möchten! Zugleich wünschte er im Stillen, seiner Abhängigkeit von Wallenstein ledig zu werden und doch an der Spitze der Ligue Herr und Nutznießer aller

der großen Vortheile zu bleiben, die Wallenstein errungen hatte!

Indem der verlegene Kaiser noch überlegte, wie er mit kaiserlicher Würde dem allgemeinen Andrange nachgeben, sich die Fürsten geneigt und den Wallenstein nicht zum gehässigsten Feinde machen möchte? — da erschienen französische Gesandte auf dem Reichstage in Regensburg, um den zwischen Frankreich und dem Kaiser wegen des Herzogthums Mantua in Italien ausgebrochenen Krieg beizulegen, was ihnen auch gelang. Allein der Alles in Frankreich geltende erste Minister, Cardinal Richelieu, welcher Oesterreich um keinen Preis die Oberhand in Deutschland erlangen lassen wollte, hetzte hier mit Hülfe eines zu Allem fähigen Jesuiten, des Paters Joseph, die mißvergnügten Fürsten der Ligue heimlich gegen den Kaiser auf, und umspann doch auch zugleich diesen mit einem arglistigen Netze aller Täuschungen, um Wallensteins Absetzung zu betreiben. Denn man wußte wohl, daß Ferdinands Beichtvater selbst das Urtheil über denselben fällte: „es sei Ferdinanden II. auf Erden nichts heiliger, als ein priesterliches Haupt; und wenn ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte zu ihm kämen, so würde der Ordensmann die erste und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten." Pater Joseph, im Einverständniß mit Maximilian, der Ligue und den Spaniern, flüsterte dem noch unentschlos-

senen, aber von den Reichsständen allen wie belagerten Kaiser in's Ohr: „es würde recht gut gethan sein, wenn „er in diesem Stücke den Fürsten zu Gefallen lebte, um „desto eher ihre Stimmen zu der römischen Königswahl „seines Sohnes zu erlangen; würde nur der jetzige Sturm „vorüber sein, so fände sich alsdann Wallenstein schnell „genug wieder, um seinen vorigen Platz wieder einzunehmen. Da dies ein Mönch zu ihm sprach, so erachtete Ferdinand dies als eine Stimme Gottes, und — Wallenstein ward entlassen und abgesetzt!

Aber, wie betrogen war der Kaiser! Aus der Wahl seines Sohnes zum römischen König ward — Nichts! und Frankreich stand bereits mit Gustav Adolph, dem Könige von Schweden, in Unterhandlung, um ihn zum Krieg gegen den Kaiser aufzureizen und dazu mit Hülfsgeldern und in anderer Weise noch zu unterstützen!

Mit schwerem Herzen und bänglichen Gefühlen hatte Ferdinand II. das Absetzungsdekret unterschrieben, und als es abgesendet war, daß es dem fürchterlichen Manne, dem es galt, verkündigt würde, bemächtigte sich des Kaisers die ängstlichste Furcht vor seinem eisernen, trotzigen und bisher unbeugsamen Obergeneral. „Wird Wallenstein gehorchen?" — „Wenn er sich widersetzt, wer will ihn bezwingen?" — Dies waren zwei bange Fragen des Kaisers! Denn wie ein Abgott ward Wallenstein von seiner beinahe 100,000 Mann starken Armee an-

gebetet, von allen Offizieren, als der Urheber ihres Glücks, von allen Gemeinen und Unteroffizieren als der alleinige Lenker ihrer Schicksale! Er Selbst grenzenlos ehrgeizig, stolz und rachsüchtig, konnte keine Kränkung ertragen Wer wollte es wagen, ihm seine Absetzung anzukündigen? Allein Wallenstein sah längst voraus, nicht allein, was kommen werde, sondern auch, daß man ihn in der Folge nicht werde entbehren können; und, weil Seni, sein Sterndeuter, ihm aus dem Stande und Laufe der Sterne weissagte: „es sei die Laufbahn seines höchsten Ruhms noch lange nicht durchlaufen": so erwartete er Alles, wenn auch mit innerem, wüthenden Ingrimm, doch mit erzwungener äußerer Ruhe; denn er hatte sich völlig in seiner Gewalt! Zwei seiner alten Freunde übernahmen das Wagstück, ihn auf den Eingang des Absetzungsdecretes vorzubereiten. Er aber war schon vorbereitet. Denn als diese Freunde bei ihm ankamen, empfing er sie mit äußerlicher Freundlichkeit und sprach: „ich weiß, was ihr wollt; mein Vetter hat mich von Allem unterrichtet!" Darauf ergriff er eine schon bei der Hand liegende Schrift, las ihnen aus derselben einige Stellen, die sein Sterndeuter niedergeschrieben hatte, vor und sprach: „aus diesen Stellen könnt ihr Herren ersehen, daß ich euern „Auftrag gewußt habe. Dem Kaiser lege ich keine Schuld „bei, denn er selbst ist verrathen; nur das thut mir

„wehe: daß Seine Majestät sich meiner so wenig angenommen hat. Ich will Gehorsam leisten!" — Froh gingen die von ihm reichlich beschenkten Gesandten von dannen! Froh war der Kaiser! Fröhlich waren die Fürsten! Freudengeschrei und Frohlocken des Volks in allen deutschen Landen erscholl überall über Wallensteins Absetzung und — Gehorsam! Nur der Wallensteinische Soldat murrte, fluchte, tobte, denn sein goldenes Zeitalter, meinte er, sei nun vorüber. Wallenstein selbst — sendete an den Kaiser ein demüthig abgefaßtes Schreiben, ersuchte ihn, ihm seine Gunst nicht zu entziehen, ihn vielmehr bei seinen übrigen Würden und Besitzungen zu schützen. Dann ging er innigst ergrimmt in furchtbarer Stille auf seine Güter in Mähren, nahm dahin einen Theil seiner besten Offiziere mit und sandte die andern auf seine Güter in Böhmen umher. Zeichens genug, wozu er dieselben zu seiner Zeit zu gebrauchen gedachte! — Mecklenburg wurde ihm wieder abgenommen und der ihm verhaßte Tilly, dem man das braunschweigische Fürstenthum Calenberg nach dem Absterben des Herzogs Friedrich Ulrich versprach, bekam das Obercommando über die kaiserliche Armee. Diese wurde bis auf 39,000 Mann vermindert und die Stärke der Armee der Ligue auf 30,000 Mann bestimmt. Ferdinand II. aber war nun von der katholischen Ligue wieder völlig abhängig geworden, denn Kurfürst Maximilian von Bayern

war nun bei derselben wieder Alles in Allem. Die österreichische Armee stand, nach Abgange der Wallensteiner, auf deutschem Boden bei Memmingen in Schwaben, und entfernt von ihr war die Armee der katholischen Ligue. Beide Armeen aber vereinigt, befehligt durch vortreffliche, sieggewohnte Generale und Offiziere, geübt durch viele Feldzüge, stolz bis auf den gemeinen Mann herab, voll Vertrauen auf ihre Unüberwindlichkeit, bildeten eine Macht, welche dem Kaiser und der Ligue groß und stark genug erschien, einen neuen Feind abzuwehren, der zum Schutz der protestantischen Kirche vom Norden herabgekommen war in Gustav Adolph, dem Könige von Schweden, mit dessen Auftreten der vierte Zeitraum des dreißigjährigen Krieges beginnt.

Wie es aber jetzt schon in Deutschland aussah, das wollen wir nur andeuten durch einige Aeußerungen beglaubigter Personen aus der damaligen Zeit.

Der eigene Bruder des Kaisers sagte zu diesem: „Ew. Majestät glauben nicht, wie das Kriegsvolk auf „den Durchmärschen haust. Es kann freilich im Kriege „nicht ohne Schaden für die Lande und Unterthanen ab„gehen. Aber das Brennen und Sengen, das Mißhan„deln der Weiber und Kinder, das Todtschlagen un„schuldiger Menschen, das Nasen- und Ohrenabschneiden „und noch andere Martern kann der Offizier wohl hin„dern. Ich weiß es wohl, daß man Ew. Majestät solche

„Sachen ausreden will; aber mir, Ihrem getreuesten „Bruder, können Sie wohl so viel glauben. Die Offi- „ziere füllen ihre Beutel mit dem Schweiße und Blute „der armen Leute an, und ich könnte Mehrere nennen, „die vor kurzer Zeit noch in unansehnlicher Gestalt er- „schienen, jetzt aber 3—400,000 Gulden baares Geld „besitzen. Diese Summen nehmen sie nicht dem Feinde „ab, sondern sie erpressen sie von den armen Untertha- „nen selbst der katholischen Fürsten."

Die Pommern bezeugten: obschon die Kaiserlichen wie Freunde aufgenommen worden wären, hätten dieselben dennoch die Unterthanen auf's Aergste gemißhandelt. Die Stadt Stettin sei durch Erpressungen um 10 Millionen ärmer geworden. Viele, Viele hätten kein Hemde mehr, sondern den Plünderern auch ihre letzte Habe überlassen müssen, die keine Klage und keine Thräne rühre. Bei Auspfändungen wegen unterlassener Lieferungen würde von den Commissarien ein Zug Ochsen 2 Thaler tarirt, und um diesen Preis habe man sie hingeben müssen. Ihr Herzog müsse geringer leben als ein kaiserlicher Rittmeister. Grausam würden die Leute geschlagen, am Gottesdienst gehindert, Alles würde so verbrannt und verheert, daß Gegenden von 6 Meilen Wüsteneien worden wären. — In Stargard lag ein kaiserlicher Hauptmann auf Commando und forderte von der Stadt eine unerschwingliche Contribution; und als der Magistrat

dies dem General unter vieler Klage vorstellte, befahl dieser dem Hauptmanne: unerbittlich sich Alles zahlen zu lassen, wenn auch kein einziger Mensch mehr ein Hemde anzuziehen haben würde! — Wie es hier ging, so erging es überall! Welch eine Zeit!

Vierter Zeitraum des dreißigjährigen Krieges von 1630 bis 1634.

Uebermüthig war also der Kaiser geworden in seiner Verbindung mit der gar mächtigen katholischen Ligue, die unter der Leitung des ganz römisch-katholischen Maximilian von Bayern und seines sieggewohnten Tilly stand! Wer sollte dagegen nunmehr die heilige, aber in der traurigsten Gefahr schwebende Sache der Protestanten und der evangelischen Kirche verfechten, vertheidigen oder wohl gar die tiefgesunkene wieder erheben? Die protestantischen Fürsten selbst hielten nicht zusammen. Sachsen und Brandenburg ließen sich von Oesterreich, dessen Regierung von Jesuiten zu Allem, was sie beabsichtigte und that, verleitet wurde, über ihren wahren Vortheil täuschen und durch scheinbare Begünstigungen zurückhalten von aller Anschließung an die kleinern protestantischen Fürsten, die für sich allein kein festes Ganzes ausmachten und für sich allein auch zu schwach waren, um

Etwas auszurichten. Die Kraft der deutschen Ritterschaft war fast dahin und das Volk verarmt. Kein protestantischer Held war in Deutschland, der sich etwa erhoben hätte! Dänemark war ohne Ruhm von der Vertheidigung der evangelischen Freiheit und Kirche entfernt worden. Nur Einer war noch übrig in einem Volke deutscher Abkunft, der Held aus Mitternacht, hoch und stark von Gestalt, mit breiter Stirn und lebhaften Augen, freundlich und doch königlich und majestätisch von Ansehen, ein Held, der bereits einmal durch Englands Schuld zurückgesetzt worden war, ein im Kriege wider Polen an den Sieg gewohnter Feldherr, dessen Geist und Genie im Kriege sein wahres Element fand und auf den noch allein die Protestanten ihre Augen werfen konnten, Gustav Adolph, König von Schweden, ein eben so frommer evangelisch-protestantischer Christ, als Ferdinand II. ein eifrig römisch-katholischer. Wie Ferdinand zur Vertheidigung des römisch-katholischen Glaubens, so fühlte sich Gustav Adolph zur Rettung des evangelisch-protestantischen Glaubens berufen und ausgerüstet mit Kraft. Keiner stand hinter dem Andern zurück im Glauben, Gottes Sache zu betreiben, und in der Treue, sie als heilige Sache zu verfechten, für dieselbe zu leben, zu streiten, zu sterben. Da es hierzu ohne Krieg jetzt nicht abgehen konnte, so hatte Gustav Adolph Das vor Ferdinanden voraus, daß er für seine

Person selbst sich zum Helden und tüchtigsten Feldherrn gebildet hatte in den Kriegen gegen Dänen und Polen, die ihm den Besitz Schwedens und der diesem angehörigen Länder streitig gemacht hatten. Er selbst bildete in diesen Kriegen sein großes Feldherrntalent und seine Schweden zu den trefflichsten und furchtbarsten Soldaten seiner Zeit. Denn diese waren abgehärtet, an strenge Kriegszucht gewöhnt, ihre Waffen siegreich zu üben gewohnt, durch ihre Siege muthig und kühn gemacht, dabei voll Begeisterung für den evangelisch-protestantischen Glauben, dazu noch erhoben durch das fromme Beispiel ihres Königs, in welchem sie den von Gott ersehenen und ausgerüsteten Vertheidiger der Kirche Gottes und Christi erkannten, erblickten und verehrten. Unter solchen Verhältnissen war Gustav Adolph nicht allein ein ächter, reiner, begeisterter Protestant und evangelischer Christ, sondern auch gegen den Kaiser ein vielfach in Harnisch gebrachter Feind. Denn des Kaisers Truppen hatten in Polen gegen ihn gefochten und der Beleidigungen genug hatte er vom Kaiser erfahren, dabei auch noch die mannichfaltigsten politischen Gründe, den Krieg gegen Kaiser und Ligue vom Frischen zu beginnen, welchen auch besser, kräftiger und hoffnungsreicher zu führen, als der dänische Christian, er sich aller dazu nöthigen Fähigkeiten bewußt war. Vergebens hatte er sich zwar vor-

dem gegen die niedersächsischen Stände dazu erboten, als diese ihm den Dänen zu ihrem Unglück vorzogen; dennoch aber war er immer noch bereit, sich mit seinen Heeren zur Vertheidigung seiner Glaubensgenossen zu erheben. Aufgereizt ward er dazu durch die Hülfe, welche der Kaiser wider ihn dem Könige von Polen durch ein 12,000 Mann starkes Truppencorps gesendet hatte, so wie durch die schlechte, schimpfliche und widerrechtliche Behandlung, die seinen Gesandten durch den übermüthigen Wallenstein beim Friedensschlusse mit Dänemark zu Lübeck widerfahren war und für welche ihm der stolze Kaiser Genugthuung zu geben nicht für gut befunden hatte. Dagegen war die schwedische Flagge von österreichischer Seite beschimpft worden und hatte der Kaiser Briefe auffangen lassen, die Gustav Adolph nach Siebenbürgen gesendet hatte. Auch hörte Ferdinand nicht auf, die Ansprüche des polnischen Königs Siegesmund auf den schwedischen Königsthron zu unterstützen, den Frieden zu hindern und Gustav Adolph den Königstitel zu versagen. Was der Letztere gegen dies Alles auch in Güte vorstellen mochte, es wurde keiner Aufmerksamkeit werth geachtet und in Allem erkannte er den Kaiser als seinen mächtigsten und unversöhnlichsten Feind, gegen den von selbst einen Krieg anzufangen und zu führen, auch ohne von den Protestanten dazu aufgefordert zu sein, ihm Niemand verdenken konnte. Wie hätte nun Gustav

Adolph bei seinem eifersüchtigen Halten auf seine Königswürde, bei seinem für Alles, was er für recht, heilsam und nothwendig erkannte, feurigem Geiste, dabei angeregt durch sein evangelisch-christlich bewegtes Gewissen stille sitzen können? Der evangelischen Kirche und Freiheit siegender Beschützer zu werden, das galt ihm als höchster, für einen König und Christen zu erreichender Ruhm. Man will ihn zwar beschuldigen, daß er den Franzosen habe nachahmen, Deutschland in Verwirrung stürzen wollen, um dann im Norden ein schönes deutsches Land für sich zu gewinnen. Von einer andern Seite her will man ihm den Plan unterschieben, daß er ganz Deutschland protestantisch, sich selbst aber dann zum Kaiser habe machen wollen. Allein dazu fehlt es eben so an tüchtigen Beweisen, als es bei Gustav Adolph an Nichts gefehlt haben würde, um ein tüchtiger Kaiser von Deutschland zu sein! Nein, seine Hauptabsicht, als Krieger in Deutschland aufzutreten, war sicherlich sein evangelischer Eifer, die protestantische Religion, Kirche und Freiheit zu retten und für die Zukunft sicher zu stellen. Aber — ehe er nicht mit Polen Frieden hatte, konnte er nichts thun, und zu diesem Frieden konnte er es nicht bringen. Da kam jedoch heimliche Hülfe von einer Seite, von welcher man es eigentlich nicht erwartet hätte, aus einem Reiche, das seine eigenen protestantischen Unterthanen furchtbar drückte

und schrecklich verfolgte, aber gegen Oesterreichs Uebermacht der eifersüchtigste Feind war, aus Frankreich!

König Heinrich IV. von Frankreich hatte als König von Frankreich den kühnen Plan gefaßt: die spanisch-österreichische Uebermacht zu brechen, durch Vertheilung Europas in gleichmächtige Staaten ein vollkommenes Gleichgewicht unter denselben herzustellen und hierzu die Protestanten in Deutschland in ihrem Kampfe gegen die spanisch-österreichische Macht seiner Zeit zu unterstützen. Diesen Plan faßte ein französischer, geistlicher Fürst der römisch-katholischen Kirche — wenn auch etwas eigennütziger, als der edle Heinrich — von Neuem auf, der Cardinal Richelieu. Dieser führte damals unter gewaltigen, inneren Unruhen die Regierung in Frankreich. Ueber die papistischen Vorurtheile, wenn es Noth that, setzte er sich hinweg, als ein Mann, der über die politischen Zustände der europäischen Reiche sattsam aufgeklärt war. Er aber, Minister eines katholischen Königs in einem Lande, wo römischer Religionseifer die Oberhand hatte und die Protestanten mit ihrer Religion grauenvoll zu unterdrücken, kein Mittel scheute, ganz jesuitisch, — durfte den Verdacht nicht gegen sich erregen, als wolle er zum Besten der Protestanten in Deutschland handeln. Deshalb konnte er nicht öffentlich und ohne Weiteres mit Gustav Adolph zur Vertheidigung der deutschen Protestanten in Verbindung treten gegen

Oesterreich und die Ligue. Das Dunkel des Geheimnisses war jetzt hier sein Element. Daher sendete er im Stillen einen zwar ganz fähigen, aber ohne allen äußerlichen Glanz erscheinenden Unterhändler nach Polnisch-Preußen, einen gewissen Charnasse, weil hier der Schauplatz des polnisch-preußischen Kriegs war. Dieser Mann ging, ohne Aufsehen zu erregen, als ein schlicht und einfach Reisender, aber mit Vollmachten von Richelieu versehen, zwischen Gustav Adolph und den polnischen König Siegismund hin und her, um einen Waffenstillstand zu vermitteln. Er klärte Siegismund über die wahren Absichten, aus denen er von Oesterreich unterstützt werde, auf und brachte ihn dahin, wozu auch England und Brandenburg hülfreiche Hand leisteten, daß er mit Gustav Adolph, der ohnehin längst dazu bereitwillig gewesen war, am 26. September 1629 einen Waffenstillstand auf 6 Jahre schloß. Der Schwedenkönig blieb im Besitz aller eroberten Ländereien und erlangte nun die längst gewünschte Freiheit, den Kaiser mit Macht anzugreifen, wozu ihm Richelieu die Verbindung seines Königs und beträchtliche Hülfsgelder anbot. Gustav Adolph trug anfangs Bedenken, diese anzunehmen, weil er fürchtete, das Vertrauen der Protestanten zu ihm zu schwächen, als einem Verbündeten Frankreichs, das seine eigenen protestantischen Unterthanen auszurotten trachte, auch fürchtete, in Führung des Kriegs nicht

volle Freiheit zu haben, ohne welche er sich nicht getraute, auf Sieg zu hoffen.

Wir dürfen nicht denken, daß der große König bei sich nicht überlegt hätte, wie er auftreten wolle gegen einen Kaiser, der sich von Neuem furchtbar genug gemacht und über Länder zu gebieten hatte, die größer und an allen Hülfsquellen überaus reicher waren, als die seinigen. Sein Königs- und Feldherrnauge war mehr als zu scharf, um im Voraus Alles zu erblicken, was er als Hinderniß seiner großen Absichten zu bekämpfen haben würde. Wo war denn ein einziger deutscher Fürst, den er mit sich bereits verbunden erblickt hätte? War seine Armee auch geübt, streng gesittet und abgehärtet, wie klein an Zahl der Mannschaft stand sie da im Hinblick auf die Heere des Kaisers und der Ligue! War Alles in seinem Schwedenreiche auch für ihn voll Liebe und Begeisterung, ja bereit, Blut und Gut für ihn dahin zu geben, so war es doch von wenig Menschen bewohnt und arm an Geld im Vergleich mit den Reichen seiner Feinde, wider die er auftreten wollte! Dies Alles überlegte Gustav Adolph; aber er rechnete darauf, daß der Kaiser in Deutschland verhaßt war, daß ihn jedoch alle protestantische Fürsten mit ihren Unterthanen als ihren Befreier und Beschützer herbeiwünschen und, wenn er käme, willkommen heißen und sich an ihn anschließen müßten; er blickte hin auf

die noch frischen, reichen hanseatischen Handelsstädte Hamburg, Bremen, Lübeck, welche ihn mit Geld unterstützen würden, um der allgemeinen Verarmung Deutschlands ein Ziel zu setzen, die sie mit den größten Nachtheilen ihres Handels bedrohte. Er hoffte nach der damaligen Lage und Schicksalsbeschaffenheit aller Deutschen, sobald er nur den ersten Sieg gewonnen habe, werde es ihm nicht fehlen an Zulauf von Soldaten, werde es ihm gelingen, den Muth der jetzt niedergeschlagenen protestantischen Fürsten von Neuem emporzuheben und selbst in der heimlichen Schadenfreude über die Schwächung der kaiserlichen Macht, welche die katholischen Fürsten empfinden würden, eine Beförderung seiner Absichten zu finden. Dann hatte ihm ja England bereits beträchtliche Hülfsgelder angeboten und Frankreich große Versprechungen gemacht. Ueberdies besaß er ein völlig gegründetes und erprobtes Zutrauen zu sich selbst, zu den neuerfundenen Einrichtungen in Stellung seiner Armee und zu der festen religiösen Sittlichkeit derselben. Was bisher noch kein Feldherr gethan hatte, so stellte er seine Armee, nicht, wie es gewöhnlich war, in einer, sondern in zwei Schlachtreihen auf, damit die hintere anrücken konnte, wenn die erste etwa weichen müßte, und den Mangel an Reiterei ersetzte er dadurch, daß er Fußgänger zwischen die Reiter stellte, was ihm oft den Sieg zuwegebrachte. Eine strenge Mannszucht herrschte

in seinem Heere; keine Ausschweifungen und Duelle, kein Kartenspiel und Raub, keine Unmäßigkeit und Gotteslästerung, kein Silber- und Goldgepränge, selbst in des Königs Zelte, wurden geduldet. Zum Morgen- und Abendgebet mußte sich jedes Regiment um seinen Feldprediger versammeln, um sich zum muthigen Vertrauen auf Gott und dessen Beistand zu erheben und zu pflichtgetreuer Tapferkeit zu stärken. Er selbst war in Allem Muster und Vorbild, bei aller Frömmigkeit und Andacht ein Held, in allem Ungemache des Kriegs unermüdet und gleichmüthig, im Dunkel der Schlacht hellen Verstandes und lichter Besonnenheit, nur daß er sich durch seine Herzhaftigkeit oft selbst dahin reißen ließ, wohin wohl der Offizier und Soldat, aber nicht der Feldherr gehört. Einem solchen Anführer folgte der Bange wie der Muthige, und weil ein Jeder wußte, der König lasse keine tapfere That unbemerkt und ohne Anerkennung, so that ein Jeglicher seine Schuldigkeit, der ihm angehörte, der sein war.

Daß Krieg wider Oesterreich und die Ligue geführt werden müsse, darüber war der schwedische Reichsrath mit seinem Könige völlig einverstanden, aber nicht darin, wie er geführt werden solle. Der König wollte angriffsweise zu Werke gehen, aber im Reichsrath war man zum Theil für den Vertheidigungskrieg und selbst

der muthige und einsichtsvolle Reichskanzler Oxenstierna war über des Königs Ansicht bedenklich.

Da aber sprach Gustav Adolph: „erwarten wir den „Feind in Schweden, so ist Alles verloren, wenn eine „Schlacht verloren ist; Alles ist gewonnen, wenn wir „in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das „Meer ist groß und wir haben in Schweden weitläufige „Küsten zu bewachen. Entwischte uns die feindliche „Flotte oder würde die unsrige geschlagen, so wäre es „dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. „An der Erhaltung Stralsunds muß uns Alles liegen. „So lange dieser Hafen uns offen steht, werden wir „unser Ansehn auf der Ostsee behaupten und einen freien „Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden „verkriechen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts mehr von „einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsre herrlichsten Vortheile verscherzen. Schweden selbst darf keine „feindliche Fahne sehen; und — werden wir in Deutschland besiegt, so ist es dann auch noch Zeit, euern „Plan zu befolgen."

Diese Rede schlug durch und man hinderte den König weiter nicht, nach seiner Ansicht zu handeln. Vorsichtig und kühn traf derselbe alle Anstalten. Persönlich vermochte er den König von Dänemark bei einer Zu-

sammenkunft in Markaröd, gegen ihn freundschaftlich gesinnt zu bleiben. Gegen Rußland deckte er die Grenzen. Oxenstierna stand mit 10,000 Schweden in Preußen, wenn etwa Polen den Waffenstillstand brechen wollte. Von protestantischen Fürsten in Deutschland brachte ein Unterhändler, wenn auch nicht förmliche Bundesschlüsse, doch Hoffnungen; Hamburg und Lübeck schossen Geld vor und nahmen schwedisches Kupfer dafür. Auch ließ man es nicht fehlen, den Fürsten von Siebenbürgen als den unversöhnlichsten Feind Oesterreichs von Neuem zum Krieg gegen den Kaiser in Bewegung zu bringen. Schwedische Werber sammelten Volk in den Niederlanden und in Deutschland. In Schweden selbst wurden alle Regimenter vollzählig gemacht und vollkommen ausgerüstet. Dreißig Kriegsschiffe wurden mit allen Bedürfnissen versehen und 200 Transportschiffe versammelt, um 16,000 ausgewählte kriegs- und sieggewohnte Kerntruppen, die man als Stamm einer größern in Deutschland zu errichtenden Kriegsmacht nützen wollte, nach Pommern überzusetzen. Im Innern des Landes ward eine Landmiliz errichtet, aus der man fort und fort Rekruten und Vaterlandsvertheidiger nehmen konnte, deren Kern zurückgebliebene Linientruppen bildeten. Nachdem Gustav Adolph eine Regentschaft und die ganze Landesverwaltung fest angeordnet hatte, versammelte er den Reichsrath und die Stände, trat, mit

seiner vierjährigen Tochter Christine auf dem Arm, in deren Versammlung, ließ dieser den Eid der Treue, als seiner Nachfolgerin, schwören, im Fall er nicht wiederkehren würde, und hielt an die tiefgerührte Versammlung folgende Rede.

„Nicht leichtsinnig stürze ich mich und Euch in diesen „neuen, gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der all„mächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. „Der Kaiser hat mich in den Personen meiner Gesandten „auf's Grausamste beleidigt, meine Feinde unterstützt, „verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Re„ligion in den Staub und streckt die Hand aus nach „meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten „Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott „gefällt, wollen wir sie ihnen geben. Ich kenne die „Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird. Nie „habe ich sie gemieden und schwerlich werde ich ihnen „ganz entgehen. Bis jetzt hat mich zwar die Allmacht „wunderbar behütet, aber ich werde endlich doch sterben „in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich über„gebe Euch dem Schutze des Himmels. Seid gerecht, „seid gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir „uns in Ewigkeit wieder begegnen. An Euch, meine „Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte Euch „und erfülle Euch mit Weisheit, meinem Königreiche „stets das Beste zu rathen. Euch, tapfrer Adel, em-

„pfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, Euch „als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen „zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den „Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich „zur Verträglichkeit und Eintracht; seid selbst Muster „der Tugenden, die Ihr predigt, und mißbraucht nie „die Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, „Deputirte des Bürger= und Bauernstandes, wünsche „ich den Segen des Himmels, Eurem Fleiße eine er= „freuende Ernte, Fülle Euren Scheunen, Ueberfluß an „allen Gütern des Lebens. Für Euch, alle Anwesende, „auch für alle Abwesende schicke ich aufrichtige Wünsche „zum Himmel. Ich sage Euch Allen mein zärtliches „Lebewohl! Ich sage es vielleicht auf ewig!"

Dem Könige flossen die Augen von Thränen über! In der ganzen Versammlung vernahm man Schluchzen und Seufzen!

In dem Hafen Elfsnaben lag die Flotte vor Anker, auf welcher Alles eingeschifft wurde. Dieselbe aber konnte widriger Winde wegen erst im Juni unter Segel gehen. Man landete am 24. Juni 1630 auf der Insel Ruden an der Küste von Pommern, beim Einflusse der Peene in die Ostsee, wo der König im Angesicht seines Volkes auf seine Kniee niederfiel und Gott für die Erhaltung seiner Armee und Flotte, wie für seine Ankunft auf deutschem Boden dankte. Denn: fleißig gebetet ist

schon halb gefochten, war sein Wort. Sogleich bemächtigte er sich der Insel Rügen, Stralsund gegenüber, ließ seine Truppen auf den pommernschen Inseln Wollin und Usedom landen, wo die kaiserliche Besatzung sogleich die Flucht ergriff. So wenig er alsbald in's Innere von Deutschland eindringen, sondern erst in Pommern und Mecklenburg sich durch feste, von ihm besetzte Plätze den Rücken decken wollte, weil er in Deutschland wohl sicher Feinde, aber noch nicht sicher Freunde zu erwarten hatte, so plötzlich stand er doch in der größten Schnelligkeit vor Pommerns Hauptstadt, Stettin, um sich dieses festen Platzes zu bemächtigen, ehe es die Kaiserlichen thun möchten. Aus Furcht vor dem Zorn des Kaisers erschrak Herzog Bogislav XIV. auf's Heftigste und verbat sich, als ihn der König aufforderte, von ihm Besatzung aufzunehmen, diese bei seinem persönlichen Erscheinen im Lager. Der König entgegnete ihm: „Ich komme als Freund, nicht als Feind, führe „Krieg, nicht mit Pommern, nicht mit dem deutschen „Reiche, nur mit den Feinden desselben. In meinen Hän„den soll dieses Herzogthum heilig aufgehoben sein und „sicherer als von jedem Andern werden Sie es nach ge„endigtem Feldzuge von mir zurück erhalten. Sehen Sie „die Fußtapfen der Kaiserlichen in Ihrem Lande, sehen Sie „die Spuren der Meinigen in Usedom und wählen Sie, „ob Sie den Kaiser oder Mich zum Freunde haben wol-

„len. Was erwarten Sie, wenn sich der Kaiser Ihrer „Hauptstadt bemächtigt? Wird er gnädiger damit verfahren als ich? Oder, wollen Sie meinen Siegen Grenzen setzen? Die Sache ist dringend, fassen Sie einen „Entschluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirksamere „Mittel zu ergreifen!" — „Ach, rief Bogislav, soll ich „denn in meinem Alter noch erleben, daß ich geächtet, „mein Land verwüstet, einem Andern gegeben und meine „Residenz von Grund aus zerstört werde?" — Gustav rief: „Eilet, eilet, lieber Vetter, hier ist Schnelligkeit nöthig, und glaubt mir, nicht jeder Zauderer ist ein Fabius." — Halb verzweifelt rief Bogislav: „nun in „Gottes Namen!" — und die Schweden zogen in Stettin ein. Zwischen Beiden wurde am 20. Juli eine enge Verbindung geschlossen, die wohl Schwedens Wunsch, einmal Pommern zu erwerben, durchscheinen ließ. Also faßte Gustav Adolph festen Fuß in Pommern, hatte nun die Oder inne und einen Waffenplatz für seine Armee, der ihm auf deutschem Boden zum Rückhalt diente und die Verbindung mit Schweden sicherte. Bei den europäischen Fürsten rechtfertigte er sich und seinen Einmarsch in Deutschland in einer ausgegebenen Staatsschrift, einem Manifeste mit den triftigsten Gründen. Pommern wurde weiter und weiter gewonnen und von den Truppen der aufgelösten Armeen Mannsfelds, Christians von Braunschweig und Wallensteins stellten sich

schaarenweise Offiziere und Soldaten ein, um unter dem nordischen, längst berühmten Helden zu streiten, Brod und Beute zu erkämpfen. Denn Tausende wußten in jener Zeit kein anderes Fortkommen zu finden, als Soldaten zu sein, und stellten sich ein bei der kriegführenden Macht, bei welcher man die meiste Ehre und den größten Gewinn an Beute sich versprechen zu können überzeugt war; und Gustav Adolph war aus dem polnischen Kriege zu allgemein und zu rühmlich bekannt, als daß alle Militärlustige nicht zu einer solchen Ueberzeugung hätten kommen können und sollen: bei Ihm und unter Ihm sei zu erlangen, was man als Soldat damals wünschte und suchte.

Kaiser Ferdinand **II.** befand sich gerade in Regensburg, als ihm die Nachricht gebracht wurde: „der König Gustav Adolph von Schweden ist in Pommern eingebrochen!" Gleichgültig dagegen sagte er zu Tilly: „Tilly, wir haben wieder ein neues Feindel bekommen!" Die kaiserlichen Hofleute hörten kaum solche Rede ihres Herrn, als sie lachend und spöttisch riefen: „Ei! über den Schneekönig, den der nordische Frost zusammenhält; wie wird der zerschmelzen, wenn er dem Süden nahe kommen wird!" Auch Wallenstein hatte, man weiß nicht aus welcher Absicht, dem Kaiser Geringschätzung der schwedischen Macht beigebracht und den König Gustav Adolph einen Feind genannt, den man mit Ruthen aus Deutsch-

land verscheuchen könne und müsse. Wahrscheinlich hatte er blos die 15,000 Mann im Auge, die der König mitgebracht hatte. — Tilly dagegen nahm eine sehr ernste und bedenkliche Miene an und entgegnete dem Kaiser und den Hofleuten: „Der König von Schweden ist „ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, „in der Blüthe seiner Jahre (35 Jahre alt), kräftig „und abgehärtet. Er hat, was das Furchtbarste ist, im „Kriege gelernt zu siegen und durch Sieg den Krieg zu „führen. Die Stände seines Reichs fügen sich zuvor„kommend in seinen gewaltigen Willen. Seine Hülfs„mittel sind nicht gering, seine Anstalten sehr zweckmäßig. „Durch seine persönliche Ueberlegenheit hat er sein aus „vielen Völkerschaften zusammengesetztes Heer zu einer ein„zigen Nation gemacht, die er durch blinden Gehorsam, „so leicht wie ein Roß mit dem Zügel, regiert. Das ist „ein Spieler, gegen den nur nicht verloren zu haben schon „ein großer Gewinn ist!"

Tilly's Urtheil mochte wohl vornemlich den Kaiser dahin stimmen, in Danzig durch Abgeordnete mit Gustav Adolph unterhandeln zu lassen. Aber schon aus den Anweisungen, welche die kaiserlichen Gesandten aufzuzeigen hatten, ersah der König alsbald, daß es dem Kaiser kein Ernst sei, Frieden zu machen, sondern daß er nur den Vorwurf von sich abwenden wollte, den Krieg ver-

schuldet zu haben. Daher brach der König alsbald alle Verhandlungen ab.

Der kaiserliche General Torquato Conti, ein harter und habsüchtiger, aber einsichtiger Mann, hatte Stettin nicht besetzen können; um so mehr besetzte er Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, verschanzte sich daselbst, um Gustav Adolphen die Verbindung mit Deutschland abzuschneiden, die sich dieser durch die Besetzung Stettins eröffnet hatte. Er vermied es, mit dem Könige sich in offenen Feldkampf einzulassen, verschloß sich in seine Verschanzungen, die der König nicht erstürmen mochte. Da jedoch Tilly nicht herbeikam und das ganze, ausgezehrte Land umher keine Nahrungsmittel mehr liefern konnte, es dem Conti auch nicht gelang, die Schweden in Stettin zu überfallen, diese vielmehr ihn völlig zurückschlugen, sein Corps auseinander sprengten, zum Theil vollständig vernichteten, so verschwand er wieder in seine Schanzen. Um Winterquartiere und Ruhe zu erlangen, trug er dem Könige einen Waffenstillstand an. Allein Gustav Adolph gab den Kaiserlichen die Antwort: „die „Schweden sind, wie im Sommer, so im Winter Sol„daten und auch nicht geneigt, durch Winterquartiere den „Landmann vollends auszusaugen. Die Kaiserlichen möch„ten es halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, „sich müssig zu halten.“ Da legte Conti das Commando nieder und ging von dannen. Die in aller Art tief ge-

sunkene kaiserliche Armee konnte sich nicht mehr im Lande halten, achtete auch nicht mehr auf Zucht und Gehorsam, und was nicht davon lief, das erlag dem allgemeinen Sterben bei einer eingetretenen heftigen Winterkälte, wider welche der König seine Soldaten, für die ohnehin der Winter in Deutschland gegen einen Winter in Schweden etwas sehr Erträgliches war, durch Schafpelze geschützt hatte. Daher vertrieben die Schweden noch in diesem Jahre die Kaiserlichen aus Pommern, daß diesen nichts übrig blieb als Greifswalde, Demmin und Kolberg. Allein, auch diese Plätze zu erobern, machte der König alle erforderliche Anstalten. Was von den Kaiserlichen noch beisammen war, flüchtete nach Brandenburg, verlor dabei alle Bagage und Artillerie, auch viel Mannschaft an die Schweden.

Aber fest standen die Kaiserlichen noch in Mecklenburg. Der König griff auch diese an, nahm ihnen Ribnitz und Dammgarten ab und forderte durch eine schriftliche Bekanntmachung seiner Ankunft alle Mecklenburger auf, sich an ihn zur Vertreibung der ehemaligen Wallensteiner anzuschließen. Als aber diese Rostock besetzten, so hinderte dies den König, weil er seine Macht nicht theilen wollte, hier am Vorrücken. Dieses wollten ihm freilich die vertriebenen Herzöge, die beim Kaiser kein Gehör und keine Gnade fanden, dadurch erleichtern, daß sie ein Armeecorps warben, welches auch unter dem Befehl des

Herzogs Karl von Lauenburg muthig bis an die Elbe vordrang. Hier aber fand es den Vortrab der Tilly'schen Armee unter dem General Pappenheim. Von diesem wurde es geschlagen und in Ratzeburg, wohin es sich zurückzog, belagert. Herzog Karl machte einen Ausfall, um sich durchzuschlagen, wurde aber wieder in die Stadt zurückgetrieben und mußte sich mit dem ganzen Corps ergeben. Und so blieb es denn den Schweden allein anheimgestellt, Mecklenburg zu erobern.

Unter dem General Grafen von Schauenburg aber fielen die von Garz aus flüchtigen kaiserlichen Schaaren über Brandenburg her, wie ein teuflisch wüthendes Heer. Die Unterthanen wurden durch Einquartirung greulich gedrückt, ja, durch Contributionen zu Grunde gerichtet, obgleich der Kurfürst des Kaisers Feind nicht war und sich mit den Schweden nicht verbunden hatte. Alle verschlossene Behältnisse wurden erbrochen und von den Unmenschen Geld und Gut geraubt. Was sie nicht brauchen und fortbringen konnten, das zerschlugen und vernichteten sie, entehrten und schändeten die Frauenspersonen selbst in den Kirchen, und wer sich ihnen widersetzen wollte, wurde auf's Gräßlichste gemißhandelt. Kein Offizier vermochte diesen unmenschlichen Ausschweifungen der Soldaten zu wehren und Graf Schauenburg selbst schämte sich dermaßen, daß er das Commando niederlegen wollte. Eine allgemeine Verzweiflung bemächtigte sich aller Bran-

denburger und der Kurfürst selbst gab den Befehl an seine Unterthanen: von den Kaiserlichen, die plünderten und andern Unfug trieben, todt zu schlagen, wen man könnte und vermöchte. Und dennoch muthete der Kaiser dem Kurfürsten zu: gegen die Schweden die Waffen zu ergreifen!! —

Diese waren zwar den Kaiserlichen hierher nachgezogen; allein der Kurfürst verweigerte dem König den Durchmarsch durch die Festung Küstrin. Nun konnte Letzterer auch Frankfurt an der Oder nicht belagern und ging deshalb nach Pommern zurück, um dessen Eroberung durch die Wegnahme von Demmin und Colberg zu vollenden.

Unterdessen zog Tilly alle in Deutschland zerstreute kaiserliche Truppen an sich, brachte mit unsäglicher Mühe aus den verwüsteten und verarmten Ländern die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammen und erschien mitten im Winter mit 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder. Hier vereinigte er auch die noch vorhandenen Schauenburgischen Truppen mit den seinigen, übergab dem Grafen Schauenburg Frankfurt, hinlänglich mit Besatzung versehen, zur Vertheidigung und wollte nun in Eilmärschen nach Pommern vorrücken, um Demmin zu retten und Colberg zu entsetzen. Allein zu Demmin hatte General Savelli bereits capituliren müssen und die Festung an die Schweden übergeben. Ehe es sich Tilly versah,

wurde ihm auch bekannt gemacht: vom Hunger gezwungen, habe sich Colberg nach einer fünfmonatlichen Belagerung an die Schweden ergeben müssen. Da ging er nach Magdeburg zurück, das von ihm zur Belagerung ausersehen war.

Als der König Demmin erobert hatte und Tilly abgezogen war, so bestimmte ihn dieses, sein bei Schwedt aufgeschlagenes Lager aufzuheben und gegen Frankfurt an der Oder vorzurücken. Diese schlecht befestigte Stadt wurde von 8000 Mann vertheidigt, die größtentheils von jenen Banden übrig geblieben waren, welche teuflisch in Pommern und Brandenburg gehaust hatten. Mit seiner ganzen Macht kam der König vor Frankfurt an und schon den dritten Tag darnach ließ Schauenburg durch lauten Trommelschlag in der Festung zweimal nach einander den Schweden das Zeichen geben: daß er sich ergeben und capituliren wolle. Allein Tilly hatte vor Kurzem in Neubrandenburg eine schwedische Besatzung blos deswegen niederhauen lassen, weil sich dieselbe auf's Tapferste vertheidigt hatte. Daher verwarfen die Schweden alle Capitulation der Kaiserlichen in Frankfurt, erstürmten die Stadt, und mit dem Feldgeschrei: „Neubrandenburgisch Quartier!" übten sie das Wiedervergeltungsrecht an der Besatzung, von welcher einige Tausend erschlagen und Andere doch noch gefangen genommen wurden. Wenige konnten entkommen und diese liefen nach Schlesien. Die

ganze Artillerie fiel den Schweden in die Hände. — Gustav Adolph konnte dem Ungestüm seiner Soldaten nicht wehren; es wurde drei Stunden lang geplündert.

Als Sieger war dieser König bisher immer vorwärts gedrungen und machte noch im Jahr 1631 ganz Pommern und Mecklenburg frei. Allgemein wußte man auch, daß er heimlich von Frankreich mit Hülfsgeldern unterstützt wurde. Dies ließ die Protestanten in Deutschland neue Hoffnungen fassen und neuen Muth. Kaiser Ferdinand II. eilte dagegen übermüthig und gewaltsam zur völligen Vollstreckung des Restitutionsedikts, von dem oben bereits gesagt worden ist, welche Bewandniß es damit hatte. Hieraus ersahen die deutschen Stände: es gehe Alles einer Umkehrung der ganzen deutschen Reichsverfassung entgegen und nichts könne sie retten, als Selbsthülfe. Selbst dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, gingen die Augen auf, und da er durch Verdrängung seines Sohnes August vom Erzstifte Magdeburg beleidigt worden war, so fand sein Feldmarschall, der ehedem Wallensteins General und Freund gewesen war, diesen an dem Kaiser zu rächen gedachte und jetzt Johann Georgs Minister und Liebling war, von Arnheim jetzt die beste Gelegenheit, seinem Kurfürsten einen Plan vorzulegen, durch welchen derselbe zu einer dritten Macht zwischen Oesterreich und Schweden in Deutschland erhoben werden sollte, die im Grunde alle Entscheidung

über Alles in ihre Gewalt bekäme. Arnheim rieth: der Kurfürst solle die ganze Partei der Protestanten mit sich verbinden, den Kaiser durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken setzen, um von der Furcht des Kaisers zu erlangen, was er sonst von demselben nicht hoffen dürfe; mit Schweden dagegen wohl zu unterhandeln, jedoch nicht abzuschließen, um immer freie Hand zu behalten.

Johann Georgen leuchtete die Richtigkeit dieses Planes eben so deutlich ein, als er dadurch ein Gefühl von Wichtigkeit erlangte, das ihm außerordentlich schmeichelte. Denn, zwischen dem Kaiser und dem Könige von Schweden eine dritte Macht zu bilden als Haupt der Protestanten und beiden furchtbar zu sein, um zum Vortheil der letztern Alles zu entscheiden, welch eine einladende Idee, welcher erhebende Gedanke und Ruhm! Nachdem sich Johann Georg mit dem Kurfürsten von Brandenburg besprochen, der eben so auf den Kaiser erzürnt, als gegen Schweden mißtrauisch war, und auch auf einem Landtage in Torgau die Zustimmung seiner Landstände erhalten hatte, so lud er alle evangelische Reichsstände zu einem Generalconvent in Leipzig ein, der am 8. Februar 1631 eröffnet wurde. Hier erschienen Brandenburg, Hessenkassel, mehrere Fürsten, Grafen, Reichsstädte, protestantische Bischöfe in Person oder durch Bevollmächtigte in der Versammlung, welche der kursächsische Oberhofprediger Dr. Hoe von

Hohenegg mit einer heftigen Predigt eröffnete. Der Kaiser sah wohl ein, daß sich die evangelischen Fürsten selbst helfen wollten, suchte diesen Convent zu hindern, richtete aber nichts aus. Da nun die versammelten Fürsten nicht allein durch das Vorwärtsdringen Gustav Adolphs, sondern auch durch den zwischen Frankreich und Schweden am 13. Januar 1631 bereits abgeschlossenen Bundesvertrag immer muthiger wurden, so beschlossen sie nach zwei Monaten: mit Schweden sich vor jetzt nicht zu verbinden, wohl aber den Kaiser nachdrücklichst aufzufordern, das Restitutionsedict aufzuheben, seine Truppen aus den Residenzen und Festungen der versammelten Fürsten und Herren herauszuziehen, alle Execution einzustellen und allen vorhandenen Mißbräuchen abzuhelfen. Um nun aber auch diesen Forderungen den nöthigen Nachdruck zu geben, so verpflichteten sie sich, 40,000 Mann in eine Armee zu vereinigen, um sich Recht zu schaffen und jede Gewalt abzuwehren.

In dem Bunde, den Frankreich und Schweden am 13. Januar 1631 schlossen, verpflichteten sich beide Mächte, daß sie sich wechselseitig und gewaffnet beschützen, ihren gemeinschaftlichen Freunden beistehen, den vertriebenen deutschen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern verhelfen und, wie im Innern, so an den Grenzen Deutschlands, Alles wieder herstellen wollten, wie es vor dem Ausbruche des Krieges gewesen wäre. Dazu sollte Schwe-

den 30,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter auf eigene Kosten in Deutschland unterhalten und Frankreich jährlich an Schweden 400,000 Thaler zur Kriegshülfe zahlen. Ferner ward beschlossen, daß dieses Bündniß fünf Jahre dauere, und wenn Gustav Adolph siege, so sollten ihm in allen eroberten Plätzen die katholische Religion und die deutschen Reichsgesetze heilig sein, und gegen beide keine Unternehmungen Statt finden; katholischen und protestantischen Fürsten sollte der Zutritt zu diesem Bunde freistehen und beide Theile wollten keiner ohne Wissen und Willen des andern mit dem Feinde Frieden schließen.

Gustav Adolph machte den Fürsten des Leipziger Bundes diesen abgeschlossenen Vertrag bekannt und Frankreich unterstützte ihn in seinen Anträgen an dieselben. Er wollte vor jetzt, wenn die Fürsten noch nicht gegen den Kaiser auftreten wollten, mit einer geheimen Unterstützung zufrieden sein. Mehrere dieser Fürsten sagten ihm diese zu, sobald sie nur Luft bekommen würden; nur Johann Georg von Sachsen gab keine entscheidende Erklärung, weil er auf den König eifersüchtig, gegen denselben mißtrauisch war, und im Stillen festhielt an dem bereits angegebenen Arnheim'schen Plane.

Je weniger der Kaiser gegen Frankreich zu thun im Stande war, weil es ihm dazu an nöthiger Macht mangelte, desto grimmiger befahl er den Genossen des Leip-

ziger Bundes, sogleich alle Truppenwerbung bei kaiserlicher Ungnade und Strafe einzustellen. Aber mit heftiger Beklagung des bereits Erlittenen antworteten ihm die Fürsten, rechtfertigten muthig ihr Verhalten mit Rechtsgründen und setzten ihre Rüstungen fort. Nun war auch der Kaiser gezwungen, sich gegen diese Fürsten, wie gegen Schweden zu rüsten, um im Innern des Reichs sich als Kaiser zu behaupten und den Schwedenkönig in Brandenburg aufzuhalten. Und doch war er allein beides zu thun jetzt nicht mehr mächtig genug.

Gustav Adolph rückte nach Frankfurts Eroberung gegen Landsberg vor, Tilly ihm entgegen. Da dieser aber Landsberg nicht retten konnte, ging er wieder nach Magdeburg zurück, um die begonnene Belagerung zu Ende zu bringen. Unterdessen hatte sich der ehemalige Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg, den der Kaiser in die Acht (für vogelfrei) erklärt hatte, zu Gustav Adolph geflüchtet, nach genommener Verabredung mit dem König hierauf verkleidet in Magdeburg eingeschlichen und die vom Könige erhaltenen Zusicherungen kräftigen Beistandes dem Magistrate bekannt gemacht. Daher kam nun zwischen dem Erzstift Magdeburg und Schweden ein Bündniß zu Stande, in welchem die Reichsstadt Magdeburg dem Könige gestattete, ungehindert durch ihr Gebiet und ihre Thore zu marschiren, auf ihrem Grund und Boden frei zu werben, dagegen

aber vom König die stärkste Versicherung erhielt, daß er auf's Gewissenhafteste ihre Religion und Rechte beschützen wolle. Auf dieses Bündniß hin warb der Administrator sogleich ein Armeecorps, das viel hätte ausrichten können, wenn sich Sachsen und die übrigen Leipziger Bundesgenossen an ihn angeschlossen hätten. Dies geschah aber nicht; und dennoch begann er wider Gustav Adolphs Rath, den Krieg, hob zwar einige kleine kaiserliche Heerabtheilungen in der Nähe auf, überfiel auch Halle, mußte sich aber bei der Annäherung eines kaiserlichen Heeres zurückziehen. Um diese nun einmal angefangene und nicht wieder abzustellende Sache besser zu führen, schickte ihm Gustav Adolph einen sehr erfahrenen Offizier, Dietrich von Falkenstein, als Rathgeber, den auch der Magistrat von Magdeburg zum Commandanten der Festung ernannte. Man erfocht neue Vortheile über die Kaiserlichen und erhielt vielen Zulauf. Allein der kaiserliche General von Pappenheim kam von Lauenburg her, griff die Armee des Administrators mächtig an, trieb diese aus ihren Verschanzungen heraus, schnitt ihr alle Verbindung mit Sachsen ab, drängte sie nach Magdeburg mit großem Verlust zurück und fing an, die Festung einzuschließen. Zu dieser Absicht langte nun auch Tilly mit seiner Armee hier an, forderte den Administrator auf, sich dem Restitutionsedict zu fügen und dem Kaiser zu unterwerfen, auch die

Festung an ihn zu übergeben, erhielt aber eine eben so entschiedene, als in Allem abschlägliche Antwort.

Am 30. Mai 1631 hatte Tilly alle seine Streitkräfte, über die er verfügen konnte, vor Magdeburg beisammen, nahm die Kreuzhorstschanze weg und deren Besatzung gefangen. Dies wartete die Besatzung der Presterschanze nicht ab, sondern retirirte. Die besetzten Thürme von Krakau wurden erstürmt und die Besatzung erschlagen. Von hier aus wurde die Zollschanze angegriffen, am 15. April mit Verlust und vergeblich gestürmt, jedoch, da sie verlassen wurde, am 21. April besetzt. Nachdem Falkenberg auch die Besatzung aus der Neustadt und Sudenstadt gezogen und letztere verbrannt hatte, so lagerte sich Tilly auf der einen, Pappenheim auf der andern Seite und die Außenwerke waren von ihm in Kurzem erobert. Als nun Pappenheim sein Lager zu Rotensee aufschlug, so steckten die Magdeburger die Neustadt an, damit sich die Kaiserlichen nicht darin festsetzen sollten. Allein die Neustadt verbrannte nur halb und Pappenheim zog am 24. April in dieselbe ein, eröffnete dann von vier Orten her zugleich Laufgräben gegen die Festung, indeß die Tillyschen von Krakau her gegraben wurden.

Falkenberg war nicht im Stande, die ganze Festung in ihrem ganzen Umfange zu besetzen, denn hatte er auch alle Besatzungen der Außenwerke und der Vor-

städte hereingezogen, die alsbald von den Tillyschen Soldaten niedergebrannt und gerissen wurden, so standen ihm doch nicht mehr als 2000 Mann Infanterie und kaum 500 Mann Cavallerie regelmäßiger Truppen zu Gebote. Er mußte dem Magistrate aufgeben, die Bürger zu bewaffnen und auszurüsten, von denen 5000 die Waffen führen konnten. Unter diesen aber entstand eine Uneinigkeit, weil die ärmeren Bürger zur Vertheidigung persönlich zu erscheinen genöthigt waren, die reicheren aber sich durch ihre Diener und Tagelöhner ersetzen ließen. Doch war allgemein die Liebe zur bürgerlichen Freiheit, der Eifer für Erhaltung der evangelischen Religion und Kirche, wie der innigste Haß gegen Alles, was kaiserlich war, viel zu lebendig und zu groß in Allen, als daß sie sich nicht alsbald zur tapfersten Vertheidigung ihrer Stadt vereinigt hätten. In diese Vertheidigung theilte man sich also: Falkenberg hatte das Obercommando und besetzte das Heydeck. Der General Ambsterroth commandirte in dem Werke der Neustadt. Die Fischer wurden am Fischerufer postirt. Oberstlieutenant Dorst vertheidigte den Durchschnitt auf dem Marsch. Der Administrator hatte seinen Posten im Gebhardt und Neuwerke hinter dem Dom. Die Bürgerschaft besetzte den Oberwall, reguläre Truppen schützten den Unterwall. Wie man muthig einige Ausfälle machte, die dem Feinde einigen Schaden an Mannschaf-

ten thaten, so war man auch voll Hoffnung, daß Gustav Adolph zu Hülfe kommen würde. Allein dies konnte dieser nicht eher, als bis er Brandenburg besetzt und dessen Festungen zum Rückhalte hatte.

Aus diesem höchst dringenden Grunde ging er daher den Kurfürsten Georg Wilhelm an, nicht mehr neutral und nur Genosse des Leipziger Bundes zu bleiben, sondern sich mit ihm zu verbinden und ihn Spandau und Küstrin besetzen zu lassen. „Was würde der Kaiser dazu sagen?" war des Kurfürsten Antwort, der es auch da noch nicht über sich gewinnen konnte, sich an den König anzuschließen, als dieser ihm versprach und sein Ehrenwort gab: „wenn Magdeburg entsetzt und gerettet sei, dann wolle er ihm beide Städte wieder zurückgeben." Ja, der König selbst kam persönlich nach Berlin. Hier gab ihm zu Ehren Georg Wilhelm einen großen Schmaus. Als bei diesem der Kurfürst vor innerer Besorgniß und Aengstlichkeit kein Wort sprach, so redete Gustav Adolph den Herzog von Mecklenburg, der gegenwärtig war, dem der König wieder zu seinem Lande verholfen hatte, wofür ihm derselbe treu ergeben blieb, mit den bedenklichen Worten an, und zwar so laut, daß es Alle hören konnten: „es wundert mich nicht, daß „man ängstlich ist; meine Forderung ist von großen Fol„gen. Ich verlange aber ja nichts für mich, sondern „Alles für den Kurfürsten und seine Unterthanen, für

„das Wohl seines Landes und des ganzen Europa. Ich „gehe nach Magdeburg, um es zu entsetzen, nicht für „mich, sondern zum Besten der Protestanten. Will mich „Niemand unterstützen, so kehre ich auf der Stelle um, „mache mich frei von Allem, was daraus entstehen kann, „biete dem Kaiser einen Vergleich an und gehe nach „Stockholm zurück. Ich weiß, der Kaiser wird sehr „gern einen Vergleich mit mir schließen, wie ich ihn „will. Aber ihr Protestanten habt es einst bei Gott „zu verantworten, daß ihr für das Evangelium Nichts „habt thun wollen. Ist Magdeburg verloren und bin „ich wieder in Schweden, dann mögt ihr zusehen, wie „ihr fertig werdet!" — Diese Rede half! Der Kurfürst räumte ihm Spandau ein. Von Magdeburg her aber erscholl ein kläglicher Hülferuf an ihn. „Haltet euch nur noch drei Wochen, dann will ich euch Hülfe bringen!" ließ der König den Magdeburgern sagen. Denn nun wollte er schnell bei Wittenberg über die Elbe gehen und Magdeburg zu Hülfe kommen. Aber Wittenberg gehörte dem Kurfürsten von Sachsen und dieser, der die Elbe mit seiner wohlgerüsteten Armee besetzt hielt, schlug ihm den Durchmarsch geradezu ab. Da rief der König im höchsten Unwillen aus: „so mögen „denn diese Menschen zu Grunde gehen, sie wollen es „so haben! Ich aber werde nach Pommern zurückgehen; „da will ich warten, bis sie am Abgrunde stehen und

„mich zu Hülfe rufen müssen! Lieber Himmel, wie „kann man doch das Haus seines Nachbars brennen „sehen und nicht eilen, das Feuer zu löschen? So soll „also die unglückliche Stadt zu Grunde gehn und mit „ihr vielleicht auch noch der Ueberrest der deutschen Frei„heit!" — Schnellboten auf Schnellboten ritten eiligst hin und her, ein Courier jagte hinter dem andern; aber die edle Zeit zum Ersatz Magdeburgs ging verloren!

Magdeburg war nun völlig eingeschlossen von der Tillyschen Armee und wurde heftig beschossen. Man minirte gegen die Stadt unter der Erde und über derselben schleuderten anfänglich 16 Karthaunen tödtende und zündende Kugeln in die Stadt. Das Feuern aber nahm immer mehr in die Festung hinein und aus derselben heraus zu, daß der Erdboden zitterte und es gleichsam Kugeln regnete. Des Nachts warfen die Tillyschen Feuerkugeln in die Stadt, die aber durch Wachcommandos unwirksam gemacht wurden. Ausfälle wurden bisweilen gethan, richteten aber nichts aus; vielmehr brachen die Tillyer am Heideck durch die Futtermauer, brachten 4 Stück grobes Geschütz hinein und feuerten damit auf den Zwinger. Tilly forderte daher am 8. Mai zur Uebergabe auf durch drei Schreiben an den Administrator, an den Stadtrath und an Falkenberg. Auf diese erfolgte abschlägliche Antwort, weil die

Bürgerschaft auf Gustav Adolph hoffte und sich daher nicht ergeben wollte. Da schickte Tilly nochmals am 17. Mai wieder drei dergleichen Schreiben in die Stadt durch einen Trompeter, in welchen er vor längerer Vertheidigung warnte. Da das Frühjahr schon so weit hereingerückt war und man von Tag zu Tag doch hoffte, daß Gustav Adolph zu Hülfe kommen werde — der aber nicht kommen konnte — so behielt Falkenberg den Trompeter drei Tage bei sich, um Zeit zu gewinnen. Indeß aber machte Tilly alle Anstalten, die Stadt gewaltsam zu erstürmen, ehe der König herbeikäme. Am 19. Mai ließ er ein fürchterliches Feuer auf die Stadt machen, indem Bomben, Granaten und glühende Kugeln wie ein Feuerregen über die Häuser hereinfielen. Auf den hohen Pfordtenthurm und das dabei befindliche Rundeel allein fielen 300 Stückschüsse, denn die Tillyschen wollten, der Thurm sollte in den Festungsgraben fallen und eine Brücke bauen; er fiel, aber auf den Wall und in ein altes Rundeel. Nachmittags hörte alles Feuern auf; man sah die Kanonen aus den Batterien abführen, und eine tiefe Stille herrschte in dem kaiserlichen Lager. Dies verleitete die Magdeburger zu der für sie schrecklich gewordenen Meinung: die Schweden müßten anrücken! Die ganze Nacht blieb Alles ruhig. Wie sicher gemacht verließen früh um 5 Uhr der größte Theil der Bürger- und Soldatenwachen ihre

Posten auf dem Walle, denn man hatte seit Monaten nicht recht ausgeschlafen, um endlich einmal einige Stunden Ruhe und Schlaf zu genießen. Das war eine gefährliche Ruhe, ein schauerlicher Schlaf, dem ein schreckliches Erwachen folgte!

Jene Stille war tiefer Betrug Tilly's, der im Kriegsrathe den Sturm beschlossen hatte, so gefahrvoll und blutig man sich denselben dachte; denn in Magdeburgs innern Festungswerken war noch keine einzige Bresche (Oeffnung) geschossen, ja alles innere Festungswerk war kaum beschädigt. Früh um 5 Uhr am 20. Mai sollte der Sturm losbrechen. Die Sturmleitern lagen bereit, die Soldaten standen fertig, erwarteten das Zeichen zum Sturm. Noch einmal ward Tilly bedenklich, noch einmal hielt er Kriegsrath, in welchem mehrere Generale den Sturm mißlich fanden und fast widerriethen. Einer aber trat auf, bestand auf den Sturm und führte die Festung Mastricht zum Beispiel an, die auch früh, als Soldaten und Bürger sich zur Ruhe begeben gehabt hätten, erstürmt worden sei. Dies schlug durch; der Sturm wurde beschlossen, war aber doch an zwei Stunden verzögert worden. Die Anordnung war folgende: daß Pappenheim mit den Regimentern Grosfeld, Wangler und Savelli das große Neuwerk an der Neustadt, Herzog Adolph von Holstein mit seinem Corps das Hornwerk vor dem Krökenthor, Graf Wolf von Mannsfeld

den Heideck und drei kaiserliche Regimenter unter ihren Commandanten das Neuwerk auf dem Marsch zwischen der Brücke und dem Wasser angreifen sollten, und zwar alle in einem und demselben Augenblick. Die Losung: „Jesus Maria!" das Kennzeichen: „ein weißes Band um den Arm."

Jetzt war es früh 7 Uhr. Auf einmal wurden alle Kanonen gelöst und auf dies Zeichen stürzte Alles mit dem Feldgeschrei: Jesus Maria! auf die Mauern los. Da bliesen die Stadtthurmwächter Sturm! Denn Pappenheim stürmte auf die Neustädtischen Werke, wo ihm ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzu tiefer Graben alles erleichterte. Die meisten Soldaten und Bürger lagen zu Hause im tiefen Schlafe, und die wenigen, die Wache standen, wurden schnell im sogenannten **Fausse Brâye** überwältigt; der Wall war erstiegen, Pappenheim der Erste auf demselben, ob er schon am Neuwerk etliche Male zurückgeschlagen worden war. Der schwedische Commandant Falkenberg war eben auf dem Rathhause, um den zurückgehaltenen kaiserlichen Trompeter abzufertigen. Von Kanonendonner und Musketenfeuer aufgeschreckt raffte er an Mannschaft zusammen, was er konnte, eilte dem Neustädter Thore zu, das aber der Feind schon inne hatte. Hier zurückgeschlagen eilte der tapfere Mann nach der andern Seite, wo der Feind eben die Werke zu ersteigen im Begriff

war. Vergebens widersetzte er sich, feindliche Kugeln streckten ihn zu Boden; mit ihm fiel die Stadt! Fürchterlicher Tumult hauste durch dieselbe. Trommler schlugen Lärm; in den Straßen wurde geschossen; überall der Schreckensruf: „der Feind ist da!“ und von allen Thürmen läuteten die Glocken. Was ruhte und schlief, fuhr auf, rannte fort und wußte nicht, was es that. Manche stürzten auf die Straßen und wurden von den Kaiserlichen, die schon in hellen Haufen eindrangen, erstochen. Andre verriegelten Thüren und Fensterladen, brachten Frauen, Kinder und ihr Bestes in vermeintliche Sicherheit. Doch griffen Andere zum Gewehr, schossen aus den Fenstern, schleuderten Steine und Ziegeln auf die Feinde, oder stürzten wie blind und betäubt dem Feinde entgegen. Aber der Commandant war todt, nirgends ein Plan im Angriff und Vertheidigung, keine Reiterei auf dem Platze, um in den Feind einzubrechen, wo er in Verwirrung kam, und endlich kein Pulver mehr. Zwei Thore waren noch unangegriffen, deren Vertheidiger wollten der Stadt zu Hülfe kommen und entblößten ihre Posten. Schnell benutzte dies der wachsame Feind und griff auch diese an. Lebhaft und hartnäckig vertheidigten die Zurückgebliebenen dieselben, aber vier kaiserliche Regimenter dringen über den Wall, nehmen die Magdeburger im Rücken und vollenden deren blutige Niederlage auf's Vollständigste. Auf den Straßen

wurde Alles niedergemetzelt und die Vertheidiger der Stadt bedeckten mit ihren Blutströmen und Leichen den Boden. Gegen Mittag hatten die Kaiserlichen alle Festungswerke und die ganze Stadt in ihrer unwiderstehbaren Gewalt!

Da wurden von den Stürmern zwei Thore für die Hauptarmee geöffnet und Tilly ließ einen Theil seines Fußvolkes einmarschiren. Alle Hauptstraßen wurden besetzt und alle noch lebenden Bürger durch die auffahrenden Kanonen in ihre Wohnungen gescheucht, wo sie ihr Schicksal mit Zittern und Zagen erwarteten. Tilly hatte den Soldaten die Plünderung versprochen! Diese stürzten daher auf die Häuser los, schlugen die Thüren entzwei, drangen ein mit dem Rufe: „Jesus Maria!" hieben entweder die Bewohner sogleich nieder oder marterten sie so lange, bis sie ihnen die verborgene Habe anzeigten. Väter wurden vor den Augen ihrer Kinder erstochen, Frauen in den Armen ihrer Männer erwürgt und die Kinder an den Wänden zerschmettert. Auch die schwache Unschuld blieb nicht verschont und die Mädchen wurden gräßliche Opfer einer viehischen Wuth. Manche stürzten sich von den obersten Fenstern vor Angst herab oder in die Elbe. In eine Kirche hatten sich 53 Frauen geflüchtet; hier wurden ihnen die Hände auf den Rücken zusammengebunden und dann die Köpfe abgeschlagen. Kaum hatte solch Blutbad seinen

Anfang genommen, als alle Stadtthore aufgemacht wurden. Die ganze Reiterei brach herein und über Leichen und Lebendige einher, und die schrecklichen Banden der Croaten wurden hereingelassen, die mit den wüthenden Pappenheimischen Wallonen und Ungarn um die Wette Greuelscenen aller Art auf's Entsetzlichste erregten. Mit teuflischer Freude warfen die Croaten Kinder in die Flammen und spieſ'ten die Wallonen Säuglinge an die Brüste der Mütter. Bereits brannten schon ganze Gassen, ein heftiger Sturm machte sie zu einem Feuermeere, in welchem die Luft so heiß wurde, daß, wer hindurch wollte, zu ersticken und zu verbrennen in augenscheinlicher Gefahr war, der Sturm dauerte fort und trieb die Flammen von Straße zu Straße, daß in zehn Stunden von einer der schönsten und reichsten Städte nichts mehr übrig war, als die Domkirche, das Liebfrauenkloster und 139 elende Fischerhäuser. Alles Uebrige lag in Asche und Graus. Die Bürger selbst mußten sich vor der Wuth des Feuers zurückziehen und durch Blutströme, Leichen und Trümmer in noch freie Räume hindurchdrängen. Einige liguistische Officiere waren eben so entrüstet als erschüttert worden von diesen Greueln, daß sie es wagten, den Tilly zu erinnern, dem Blutbade Einhalt zu thun. Seine Antwort war: „Kommt in einer Stunde wieder, ich werde dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muß für seine Arbeit auch Etwas haben!" Un-

unterbrochen wütheten die Soldaten fort, bis ihnen Rauch und Flammen das Rauben und Morden verwehrten. Sie selbst bildeten endlich unter sich einen gräßlichen Haufen von blut-, raub- und mordgierigen, schauerlichen Wesen, die sich in Qualm und über Leichen hinweg einander stießen und drängten, mit ihren eigenen gezogenen Schwertern und blutigen Lanzen sich unter einander verwundeten, von einstürzenden Häusern geängstiget, in Pfützen von Blut niederstürzten und sich besudelten. Niemand konnte die glühend gewordene Luft mehr einathmen und, um nicht zu ersticken, suchten Alle, die davon rennen konnten, das Freie, um das Leben zu retten. Der Administrator Christian Wilhelm hatte nach vielen empfangenen Wunden mit noch drei Bürgermeistern das Schicksal gefangen genommen zu werden; viele tapfere Offiziere und Rathsherren hatten im Gefecht einen Tod gefunden, um den sie von vielen Hunderten beneidet wurden. 400 der reichsten Bürger wurden von Officieren in Schutz genommen, in's Lager gebracht, aber nur, um hernach ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Dieselben ersahen jedoch bei einem in der Nacht ausgebrochenen Feuer und dem dabei entstandenen Tumulte, bei welchem nicht auf sie geachtet wurde, den glücklichen Augenblick, unvermerkt zu entkommen, was unter ihnen auch einem schwedischen Gesandten, Stallmann mit Namen, gelang, den man in harter Gefangenschaft gehalten hatte. Alle

Offiziere, welche sich noch menschlich zeigten, waren meistentheils von der liguistischen Armee. Pappenheim selbst und mehre Obersten sollen mit bloßem Degen herumgeritten sein und den Unholden zugerufen haben: „Kerle, Kerle, machts gleichwohl mit den Leuten, daß es zu verantworten!" aber immer die Antwort erhalten haben: „ist das Abschied? Tilly hat gesagt: drei Tage plündern, rauben, todtmachen!!" Als der Brand im Abnehmen begriffen war, stürzten die kaiserlichen Schaaren von Neuem herbei, um ihre Räubereien in Schutt und Asche fortzusetzen. In den Kellern fanden sie das Beste, was deren Eigenthümer dahin versteckt hatten, Viele aber auch noch im erstickenden Dampfe den eigenen Tod. Nachdem man die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt, eine Menge der letztern aus ihren Verstecken, wo sie erstickt oder verbrannt waren, hervorgezogen, eingegraben, jedoch zuletzt 6440 in die Elbe geworfen hatte, durch welche sich dieser Fluß bei Neustadt staute, ja, was schrecklich und schauerlich zu denken ist, 40,000 Todte beseitigt haben soll, hielt der schreckliche Tilly am dritten Tage nach der Erstürmung seinen grauenhaften Einzug in die verwüstete Stadt. Aber, was er hier noch zu sehen bekam, war nur Gräßliches. Noch immer krochen Lebende halb todt unter Leichen hervor, schrieen Kinder mit herzzerreißender Stimme nach ihren Eltern, saugten Säuglinge noch an den Brüsten ihrer todten

Mütter. Erschütternd war der Anblick der zerstörten Stadt selbst für den alles Elend des Kriegs gewohnten Tilly. Man meldete ihm, daß sich in der noch stehenden Domkirche 1000 Einwohner befänden, welche sich dahin gerettet und unter steter Todesangst drei Tage und zwei Nächte daselbst ohne Nahrung zugebracht hätten. Da befahl er: daß man sie am Leben lassen und Brod unter sie vertheilen solle. Zu diesem Behufe ließ er ihren Pardon durch zwei Trommelschläger ausrufen, dieselben zum Theil in die Möllenvogtei bringen und etwas Speise reichen. Die Bürger ließ er in den Bischofshof führen, ihnen Brod austheilen, aber auch die gesunden anstellen, die Domkirche zu säubern und zu reinigen. Da auch Soldaten darunter waren, die sich in die Domkirche geflüchtet hatten, so stellte er Untersuchung an, ob sie kaiserliche Deserteure wären? Da er sie als solche nicht befand, schenkte er ihnen unter der Bedingung das Leben, daß sie bei ihm Dienste nähmen, schalt sie aber auch derb aus, daß sie geflohen wären und nicht ausgehalten hätten. Am 24. Mai kam er wieder in die Stadt, quartirte sich in ein noch stehendes Haus ein und gab Befehl: daß alles Plündern ein Ende habe, die Stadt gereinigt und der Dom zum Gottesdienst hergestellt werde. Drei Regimenter hatten bisher auf dem Alt- und Neumarkte gelegen; diese mußten auf den Wall abmarschiren und kein Soldat durfte von denselben weiter in die

Stadt, damit man die noch übrigen Bürger weiter zum Aufräumen der Straßen brauchen könne. Am folgenden Tage begab er sich selbst mit seinem ganzen Generalstabe in die Domkirche und ließ unter dem Krachen aller Kanonen eine feierliche Messe lesen und das Lied: „Herr Gott, dich loben wir," oder Te=Deum anstimmen. Wie mag dieses geklungen haben in dem Qualm der noch rauchenden und in Schutthaufen darniederliegenden Stadt! Wie schmerzhaft schneidend muß dieser Gesang eingedrungen sein in die Herzen und Seelen der noch lebenden, in das tiefste Elend versunkenen Einwohner! Durch die noch rauchenden Trümmer der Stadt ritt Tilly mit großem Gepränge, um im Wonnegefühl des Sieges die Zerstörung anschauen und dem Kaiser schreiben zu können: „Seit der Zerstörung der Städte Troja und Jerusalem „ist kein ähnlicher Sieg errungen und gesehen worden!" nur hätte er hinzusetzen sollen: auch kein ähnlicher Greuel und kein ähnliches Elend! Dennoch pflegte Tilly mit eben so elendem als grausamem Spott dies schreckliche Ereigniß die magdeburgische Hochzeit zu nennen!

Ein Schrei der Freude und des Frohlockens durchdrang das ganze katholische Deutschland; ein Schrei des Schreckens, des Entsetzens und der Furcht das ganze protestantische Deutschland! Des letztern Bollwerk war gefallen und zertrümmert; aber der Uebermuth des Kaisers erhob sich eben so hoch als der Stolz der katholi-

schen Soldaten. Denn mit schweren Lasten wurden nun die oberdeutschen Protestanten eben so bedrückt, als Würtemberg und viele Reichsstädte die harte und nicht zu befriedigende und zu füllende Faust der Sieger auf sich drücken und lasten fühlten. Unter dem Grafen Fürstenberg zwang ein kaiserliches Heer die schwäbischen und fränkischen Reichsstände, alle Verbindung mit dem Leipziger Bunde aufzuheben. Sachsen selbst hatte das Seine in Folge von Magdeburgs Fall zu erleiden.

Gustav Adolph wäre gerne Magdeburg zu Hülfe geeilt, aber, aufgehalten von der Zögerung des Kurfürsten von Brandenburg, ihm zu seiner Sicherung die Festungen Spandau und Küstrin zu übergeben, war er genöthigt, mit seiner Cavallerie und zehn Infanterieregimentern einen weiten Umweg durch Brandenburg zu machen, weil ihm auch der Kurfürst von Sachsen den Durchmarsch durch Wittenberg und die Verpflegung seiner Armee für Bezahlung abschlug. Als er nach Tangermünde, an die Elbe kam, wurden ihm die dort gefangen genommenen Kaiserlichen vorgeführt. In Todesangst fielen diese vor ihm auf die Kniee nieder, falteten ihre Fäuste und baten um Gnade und Leben. Ernst und streng blickte sie der König erst an; dann sprach er: „Steht auf, so muß „man keinen Menschen verehren; ich bin nicht Gott! „Vor dem höchsten Wesen werft Euch nieder, und diesem „dankt es, daß ich Euch am Leben lasse. Ihr habt Euch

„hier im Lande als Räuber aufgeführt; wo Ihr die Stärkern wart, habt Ihr meinen Schweden keinen Pardon „gegeben; Ihr habt sie grausamer behandelt, als es die „Türken gethan haben würden. Alle hättet Ihr den Tod „verdient! ich begnadige Euch. Geht, lobt und dankt „Gott für meine Milde." — Noch in Unterhandlung mit Sachsen begriffen, erhielt er die traurige Nachricht von Magdeburgs Fall. Dieser öffnete allen protestantischen Fürsten, denen Tilly freudenvoll Magdeburgs Eroberung meldete, die Augen; nun konnten sie sehen, was sie zu erwarten hatten, und was auch nicht lange außenblieb. Und dennoch blieben Manche noch eine Zeit lang blind aus Furcht vor dem Kaiser. Dieser erklärte die Beschlüsse des Leipziger Bundes als nichtig, den Bund selbst als eine Empörung, hob ihn eigenmächtig auf und drohte allen Reichsständen, die sich ihm als ihrem Kaiser widersetzen würden, mit Magdeburgs Schicksal in einem kaiserlichen Decret. Den Bischof von Bremen zwang Tilly zur Uebergabe eines geworbenen Armeecorps; den Herzog von Würtemberg nöthigte er durch den General Fürstenberg zur Unterwerfung unter das Restitutionsedikt und den Kaiser, wie auch zu einer monatlichen Zahlung von 100,000 Thalern. Ulm, Nürnberg, der fränkische und schwäbische Kreis erlitten ein Gleiches. Dieses gewaltsame Verfahren endigte endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten.

Weil der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen die mächtigsten Genossen des Leipziger Bundes waren, und daher vom Kaiser und von der Ligue am meisten gefürchtet wurden, so sollten diese, als noch der allgemeine Schrecken über Magdeburgs Fall neu und wirksam war, womöglich zunächst unschädlich gemacht und entwaffnet werden. Tilly brach daher von Magdeburg alsbald auf, mißhandelte die ernestinisch-sächsischen und schwarzburgischen Lande auf's Greulichste, ließ Frankenhausen in Thüringen ausplündern und verbrennen und die Unterthanen der Landesherren, welche die Schweden begünstigten, abscheulich behandeln. Erfurt bedrohte er mit einer magdeburgischen Belagerung, ließ sich aber mit Geld und Proviant begütigen. Von da hinweg sandte Tilly einen Abgesandten an den Landgrafen von Hessen-Kassel und forderte von ihm: er solle sogleich seine Truppen entlassen, dem Leipziger Bunde entsagen, kaiserliche Truppen in sein Land und seine Festungen aufnehmen, Gelder zahlen und sich erklären: ob er Freund oder Feind sein wolle? Der Landgraf ließ ihm sagen: „Fremde „Soldaten in seine Residenz und Festungen aufzunehmen, „sei er nicht gesonnen; seine Truppen brauche er und „gegen einen Angriff werde er sich zu vertheidigen wis„sen. Fehle es Tilly an Geld und Lebensmitteln, so sei „von beiden Vorrath genug in München, und dahin „möge er aufbrechen.“ Erzürnt über diese tapfere Ant-

wort, kommandirte er sogleich zwei kaiserliche Heerhaufen zum Einbruch in Hessen, denen aber der Landgraf so begegnete, daß sie nichts ausrichten konnten. Tilly machte nun Anstalt, selbst dahin zu marschiren, um Hessen seine ganze Macht magdeburgisch fühlen zu lassen; allein die Bewegungen, welche der König von Schweden machte, hinderten ihn gänzlich hieran.

Tief ergriff Gustav Adolphen Magdeburgs Fall und einen wahren Ingrimm erweckte ihm Georg Wilhelms Forderung: Spandau zurückzugeben, da Magdeburg über sei! Als der Kurfürst keine Vorstellungen annehmen wollte, ließ ihn endlich der König fragen: ob er sich eiligst entschließen, ihn zum Freunde haben oder Berlin geplündert sehen wolle? Zugleich rückte er in Schlachtordnung heran und ließ seine Batterien gegen die Residenz auffahren. Das wirkte. Der Kurfürst ließ dem König Spandau, versprach, ihm zu jeder Zeit Küstrin zu öffnen, monatlich 30,000 Thaler zu zahlen und verband sich mit ihm. Zugleich ging die Nachricht ein: Greifswalde habe sich ergeben; Pommern sei ganz frei; des Königs Gemahlin Maria Eleonora sei mit 8000 Schweden in Pommern gelandet und General Hamilton bringe ihm 6000 Mann Engländer Hülfstruppen. Auch vom russischen Kaiser bekam der König die Versicherung zuverlässiger Freundschaft und selbst das Anerbieten von Hülfstruppen.

Unterdessen hatte der kaiserliche General Pappenheim das Magdeburgische Gebiet besetzt gehalten, obgleich die Schweden mehrmals über die Elbe herüberprallten, kaiserliche Truppenabtheilungen vernichteten und mehre Plätze wegnahmen. Allein von der Annäherung des Königs selbst geängstigt, rief er den Tilly auf's Dringendste nach Magdeburg zurück. Dieser lagerte sich diesseits der Elbe zu Wolmirstedt und Gustav Adolph auf eben dieser Seite bei Werben, nicht weit vom Einflusse der Havel in die Elbe. Da standen drei Tilly'sche Regimenter vom Hauptlager entfernt in den Dörfern; diese wurden von den Schweden zerstreut, welche die eine Hälfte der kaiserlichen Bagage eroberten und die andere verbrannten. Auf einen Kanonenschuß weit rückte Tilly selbst heran; jedoch Gustav Adolph, um die Hälfte schwächer als Tilly, vermied weislich die Schlacht, hatte aber sein Lager so fest gemacht, daß jener es zu erstürmen und anzugreifen nicht wagte. Eine gegenseitige Kanonade richtete nichts aus, und in allen Scharmützeln, die nur vorfielen, behielten allemal die Schweden die Oberhand. Tilly zog sich nach Wolmirstedt zurück und verlor viel Mannschaften durch Desertion. Er hatte von Magdeburgs Zerstörung an kein Glück mehr.

Während dieser Zeit hatten der schwedische General Tott und Herzog Adolph Friedrich Mecklenburg bis auf wenige Plätze von den Kaiserlichen zurück erobert, und

Gustav Adolph kam selbst nach Güstrow, um den Herzog in sein Land wieder einzusetzen. Bald nach seiner Zurückkunft in sein Lager zu Werben erschien daselbst der unerschrockene Landgraf Wilhelm von Hessenkassel, und schloß freiwillig mit ihm, als dem ersehnten Retter Deutschlands und des Protestantismus, ein volles Schutz- und Trutzbündniß. Der Landgraf versprach: die Feinde des Königs wie seine eigenen zu betrachten, ihm seine Städte und sein Land zu öffnen, Proviant und sonst alles Nöthige zu liefern. Dagegen erklärte sich der König zum Freunde des Landgrafen und sagte es ihm zu: keinen Frieden zu machen, bevor er ihm nicht volle Genugthuung vom Kaiser verschafft habe. Hessen und Schweden blieben sich auch treu den ganzen Krieg hindurch. Dafür schickte zwar Tilly einige Regimenter in's Hessische unter dem General Fugger, der durch aufrührerische Briefe die Hessen ihrem Herrn untreu machen wollte und sollte, allein er richtete durch Beides nur so viel aus, daß ihm die Absendung dieser Regimenter in der Kürze zum großen Schaden gereichten.

Eben so wenig gelang es Tilly, Sachsen dahin einzuschüchtern, daß es sich mit ihm gegen Gustav Adolph verbunden hätte. Er fürchtete des Kurfürsten Johann Georgs zweideutige Absichten, indem derselbe zwar nicht gegen die Ligue auftrat, aber doch gerüstet blieb, ja seine Rüstungen fortsetzte und trotz des kaiserlichen Verbotes

den Leipziger Bund zusammenhielt. Daß es mit dem Könige von Schweden bald zu einer Schlacht kommen müsse, das war dem Tilly ausgemacht. Da er nun ohnehin stärker war, als der König, auch noch dazu durch den General Fürstenberg 25,000 Mann Verstärkung erhalten hatte, so wollte er seine vermeintliche Uebermacht zunächst anwenden, den Kurfürsten von Sachsen in Furcht zu setzen und, wenn dieser nothgedrungen sich an ihn angeschlossen haben würde, den König von Schweden zu vernichten. Er ließ daher den Kurfürsten durch eine Gesandtschaft auffordern, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen oder sie mit Tilly's Armee zu vereinigen und die Schweden aus Deutschland jagen zu helfen; wenn er dies Alles nicht wolle, so habe er sich nichts Bessern zu versehen, als daß sein bisher so sehr geschontes Land einer allgemeinen Verheerung unterliegen werde. Johann Georg wußte wohl, wie es Magdeburg durch Tilly und der Lausitz durch kaiserliche Truppen schrecklich ergangen war, ermuthigt jedoch durch die Nähe Gustav Adolphs, gab er den Tilly'schen Gesandten zur Antwort: „er müsse sich die kaiserliche Ein„quartierung verbitten, werde aber gerüstet bleiben; die „kaiserliche Armee habe ja ohnehin genug zu thun, um „die Schweden zu verfolgen, was wolle sie sich denn „noch mit der Besatzung Sachsens bemühen? Er sei „mehr der verdienten Belohnungen des Kaisers gewärtig,

„als des Undankes, womit man ihm sein Land ruiniren „wolle!“ Als die Tilly'schen Gesandten nach einer empfangenen prächtigen Bewirthung abreis'ten, sagte der Kurfürst beim Abschied zu denselben: „Meine Herren, „ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, das langgesparte „sächsische Confect endlich auch auf die Tafel zu „setzen; aber man pflegt dabei allerlei Nüsse und Schau„essen aufzutragen, die hart zu beißen sind, und da sehen „Sie sich wohl vor, daß Sie sich die Zähne nicht daran „ausbeißen.“ — Erbittert hierüber brach Tilly aus seinem Lager bei Wolmirstedt auf und marschirte unter furchtbaren Verwüstungen des Landes vorwärts. Entsetzlich nahmen seine Truppen alle sächsischen Gegenden mit, wohin sie kamen. So wurde z. B. Frankenhausen in Thüringen rein ausgeplündert, ausgeraubt, ja zuletzt in Brand gesteckt und Mühlhausen übel behandelt, Naumburg an der Saale erlag einer vollständigen Ausplünderung, einem Schicksale, das fast allen Orten widerfuhr, wohin die Tilly'sche Macht drang, vornemlich, wo sie Rasttage hielt, selbst da, wo die Hauptquartiere waren, wie z. B. einmal drei Tage lang in Mühlhausen. Von Halle aus wiederholte Tilly noch dringender und drohender seine Anforderungen an den Kurfürsten. Allein dieser ersuchte nun in voller Verzweiflung den König von Schweden um Schutz und Verbindung, indem er seinen Feldmarschall Arnheim schleunigst zu ihm sandte.

Diesem gab Gustav Adolph zur Antwort: „Es thut mir „leid um den Kurfürsten; hätte derselbe auf meine Vor„stellungen gehört, so stünde Magdeburg noch und Sach„sen würde nicht verwüstet. Nun in der höchsten Noth „wendet sich der Kurfürst an mich, aber um seinetwillen „werde ich mich und meine Bundesgenossen nicht in's „Verderben stürzen. Wer leistet mir Bürgschaft für die „Treue eines Fürsten, dessen Minister in österreichischem „Solde stehen und der mich verlassen wird, sobald ihm „der Kaiser schmeichelt und dieser seine Armee aus Sach„sen zieht? Tilly hat sein Heer eben ansehnlich ver„stärkt, aber ich werde ihm doch herzhaft entgegen gehen, „sobald ich nur weiß, daß mein Rücken gedeckt ist." Auf diese Antwort wußte Arnheim weiter nichts zu entgegnen, als: der König möge nur die Bedingungen erklären, unter welchen er Sachsen zu Hülfe kommen wolle, und verbürgte sich im Voraus für die Gewährung derselben. „Gut," sagte der König, „der Kurfürst räume „mir Wittenberg ein, gebe mir seinen ältesten Prinzen „zur Geißel, zahle meinen Truppen einen dreimonatlichen „Sold und liefere mir die Verräther in seinem Mini„sterium aus, dann will ich ihm beistehen." Kaum kam Arnheim mit dieser Erklärung zurück zum Kurfürsten, als dieser ihn sogleich wieder fortschickte und dem Könige sagen ließ: Wittenberg, Torgau, ganz Sachsen solle ihm offen stehen, seine ganze Familie, ja sich selbst wolle er

als Geißel stellen, auch die Verräther ausliefern, wenn er sie ihm nennen könne; den verlangten Sold wolle er zahlen, Leben und Vermögen an die gute Sache setzen. Darauf entgegnete der König: „Durch Mißtrauen hat „man mein Mißtrauen erweckt; das jetzige Vertrauen des „Kurfürsten verdient, daß ich es erwiedere; ich bin zu„frieden, wenn er meiner Armee einen einmonatlichen „Sold zahlt, und auch diese Ausgabe hoffe ich ihm zu „ersetzen.“ — So war die Verbindung geschlossen und schon am folgenden Tage ging der König über die Elbe und vereinigte sich mit Sachsen.

Unbegreiflicher Weise ließ Tilly diese Vereinigung ungestört vor sich gehen, rückte dagegen nach Leipzig und forderte es zur Uebergabe auf. Der Commandant, Hans von der Pforda, brannte zwar die hallische Vorstadt ab, von welcher nur des Todtengräbers Haus stehen blieb, mußte aber schon den zweiten Tag wegen der Schlechtigkeit aller Festungswerke kapituliren. Tilly wählte jene Todtengräberwohnung zu seinem Quartiere. Als er in dieselbe eintrat, sah er sie an den Wänden mit nichts Anderem, als mit Todtenköpfen verziert. Dieser so ganz überraschende Anblick erschütterte ihn gewaltig und versetzte ihn in eine tief melancholische Stimmung. In dieser schloß er die Uebergabe der Stadt an ihn ab unter Bedingungen, die überaus gnädig waren.

Das protestantische Deutschland hatte nun sein Schicksal

von dem Gelingen oder Mißlingen des Plans zu erwarten, welchen Gustav Adolph, Johann Georg von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg faßten. Torgau war der Ort, wo sie zusammenkamen und Kriegsrath hielten. Der König gab den beiden Andern zu bedenken: daß wohl eine Schlacht geliefert werden müsse, aber sie sei gefährlich, denn es ständen eine Königskrone und zwei Kurhüte auf dem Spiele! Gehe die Schlacht verloren, so sei zwar die Krone durch weite Entfernung ihres Reiches und durch eine Flotte gedeckt, aber es sei dann die Frage, was aus den Hüten werden solle? Der Kurfürst von Sachsen aber war durch den Bund mit dem einsichtsvollen und tapfern nordischen Helden ermuthigt und wollte sogleich nach Leipzig marschirt und den Tilly vertrieben wissen. Um so mehr hielt nun der König mit seinem heldenmüthigen Plane nicht weiter zurück, eine Schlacht zu liefern, ehe Tilly die Verstärkungen an sich ziehe, die ihm die Generale Altringer und Tiefenbach zuzuführen schon auf dem Marsche waren. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulde und Georg Wilhelm ging in sein Land zurück.

Am 7. September 1631 in aller Frühe wurden beide feindliche Armeen einander sichtbar. Tilly, wohl wissend, welchen Fehler er damit gemacht, daß er die Sachsen nicht durch seine Uebermacht, ehe sie sich mit den Schweden vereinigten, zerstreut hatte, wollte nun um so mehr

die Generale Altringer und Tiefenbach mit ihren Verstärkungstruppen erwarten, ehe er eine Schlacht annähme. Aus dieser Ursache hatte er bei Leipzig eine solche Stellung genommen, von welcher er überzeugt war, sie schütze ihn vor aller Nöthigung zur Schlacht. Er sah mehr als zu gut ein, daß hier bei einer Schlacht die Katholiken Alles zu verlieren in Gefahr kommen, die Protestanten dagegen Alles zu gewinnen neue Hoffnung erlangen könnten, und daß der Sieger darauf hoffen dürfe: es werde sich Deutschland auf seine Seite stellen, Der aber, welcher die Schlacht verliere, befürchten müsse: daß seine Bundesgenossen von ihm abfallen möchten! Zugleich fühlte er es selbst, wie hier sein ganzer großer Ruhm auf dem Spiele stehe, und er, wie alle Vorsicht, so seine ganze Feldherrnkunst aufzubieten habe, um denselben nicht zu verlieren. Alles dieses vertiefte Tilly'n in eine Menge großer Bedenklichkeiten, unter denen das wohl seine größte war: daß ihm nicht etwa der ungeheure Gewinn von einem zwölfjährigen siegreichen Kriege aus den Händen gerissen werden möchte! Dies Alles war aus der offenbaren Unentschlossenheit wahrzunehmen, die er eben jetzt zeigte. Denn er war wohl am geneigtesten, jetzt keine Schlacht anzubieten, keine anzunehmen, bevor Altringer und Tiefenbach nicht angekommen wären, ließ sich aber hierin immer wieder von dem ungestümen Pappenheim irre machen. Dieser konnte den Anblick der vereinigten

Schweden und Sachsen nicht ertragen; er ruhte daher nicht eher, als bis der zaudernde, offenbar ängstliche Tilly seine Stellung dahin veränderte, daß er die Armee gegen die Hügel aufstellte, welche sich von dem Dorfe Wabern bis nach Lindenau hinziehen. Am Fuße dieser Hügel breitete nun Tilly seine ganze Armee in einer einzigen Linie aus, indeß auf den Hügeln selbst die Artillerie also aufgestellt war, daß sie die ganze Ebene von Breitenfeld bestreichen konnte und beherrschte. Daraus war hinlänglich zu ersehen, wie Tilly seinen Feind von allem Anrücken gegen sein Lager abhalten, selbst aber jetzt die Schlacht nicht liefern und seinen Feind nicht selbst angreifen wollte, diesem aber auch den Muth oder gar die Verwegenheit nicht zutrauen mochte, gegen ihn vorzurücken. Aber von Breitenfeld her kam die schwedisch-sächsische Armee immer näher und näher in zwei Colonnen. Bei Podelwitz, welches vor der Tilly'schen Schlachtlinie lag, mußten die Schweden und Sachsen die Lober passiren. Ueber dies Flüßchen wollte Pappenheim dieselben nicht herüber lassen. Er vermochte daher den, erst völlig widerstrebenden Tilly, ihn mit 2000 Cürassiren gegen dieselben vorgehen zu lassen. Tilly gab ihm aber den gemessenen Befehl: keine Schlacht zu veranlassen, und sprach ahnungsvoll: „Dieser Mensch bringt mich noch um Ehre und Ruhm, den Kaiser um Land und Leute!“ Dennoch scharmuzirte Pappenheim mit dem

schwedischen Vortrabe, wurde aber nach kurzem Gefechte zum Rückzuge genöthigt, den er dadurch zu decken und zugleich seinen Feind aufzuhalten suchte, daß er Podelwitz anzündete. Dennoch rückte die schwedisch-sächsische Armee vor und ordnete ungehindert ihre Schlachtordnung an, jedoch abgesondert von einander.

Rechter Hand stellte Gustav Adolph seine Schweden allein, getheilt in zwei Treffen; das Fußvolk in die Mitte, in kleine Bataillons abgetheilt, welche, ohne die Ordnung zu stören, die schnellsten Wendungen ausführen konnten. Die Reiterei stellte er auf den beiden Flügeln auf, ähnlicher Weise in kleine Schwadronen abgesondert, zwischen welche mehre Haufen Musketiere gestellt waren, theils um die schwache Zahl der Cavallerie zu verbergen, theils die anrückenden feindlichen Reiter von den Pferden zu schießen. In der Mitte kommandirte der Oberst Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, und auf dem rechten, dem Pappenheim gegenüber, der König. Das Feldgeschrei war: Gott mit uns!

Durch einen breiten Zwischenraum getrennt, standen die Sachsen in einer Schlachtordnung, die der Kurfürst mit Arnheim entworfen und Gustav Adolph nur genehmigt hatte. Denn dieser traute den meisten sächsischen Regimentern nicht viel Ausdauer zu und wollte, wenn dieselben etwa geschlagen würden, seine Armee nicht in den Rückzug oder gar in die Flucht derselben hineinrei-

ßen lassen, was sich hernach auch als ein wahres Glück für die protestantische Armee erwies.

Tilly hatte seine Armee unter den bereits genannten Anhöhen gegen die Abendgegend zu in einer so langen Linie ausgebreitet, daß sie über die Flügel der Schweden hinausreichte, was wahrscheinlich diese in Furcht, überflügelt zu werden, setzen und zu retiriren veranlassen sollte. Das Fußvolk war in große, schwer zu lenkende Bataillons abgetheilt und die Reiterei in eben so große und unbehülfliche Schwadronen, wodurch die Bewegungen und Schwenkungen insbesondere sehr erschwert wurden, Tilly und Pappenheim aber mit desto schwererem Gewicht und wirksamerer Macht auf den Feind zu fallen und diesen zu erdrücken und zu zermalmen verhofften. Seine Artillerie ließ Tilly sonderbar genug auf den Anhöhen aufgestellt, so, daß ihre Kugeln wohl die Ebene gegen die Feinde schützten, aber auch über den Köpfen der eigenen Armee dahinflogen und diese nothwendig auf dieser Ebene am Vorrücken gegen den Feind hinderten, oder in den Kanonen zurückbleiben mußten und gar nicht abgeschossen werden durften. Dies aber hing nun einmal mit des jetzt so unentschlossenen Tilly Plane zusammen, keine Schlacht zu liefern, bis die Verstärkungen angekommen sein würden, jedoch auch dem Feinde Lust und Muth zum Vorrücken zu entreißen, denn er war etwa 35,000 Mann stark, wie der ihm gegenüber-

stehende Feind. Er selbst kommandirte in der Mitte, auf dem rechten Flügel Fürstenberg, auf dem linken Pappenheim, dem Gustav Adolph gegenüber. Denn mit diesem persönlich zusammenzutreffen, war ebenso Pappenheims eifrigster Wunsch, als der König diesen berühmten General zu bekämpfen schon ebenfalls gewünscht hatte.

Tilly konnte sich von seiner Unentschlossenheit nicht losreißen, mit dem Könige zu schlagen keinen festen Vorsatz fassen und doch war er die Schlacht zu vermeiden nicht standhaft genug; zu Allem, was er that und thun ließ, riß ihn der ungeduldige, feurige Pappenheim hin. Denn seit Magdeburgs Zerstörung erlag Tilly dem Zweifel über sein ferneres Glück und düstern, schwermüthigen Ahnungen einer verhängnißvollen Zukunft!

Zwei Stunden lang beschossen beide feindliche Armeen einander mit Kanonen, deren Dampf, mit Wolken von Staub vermischt, den Schweden in's Gesicht wallte. Deshalb ließ der König sein Heer eine Schwenkung nach der Mitternachtsseite zu machen, die so schnell ausgeführt wurde, daß es Tilly und Pappenheim nicht merkten, und als sie es gewahr wurden, nicht hintertreiben konnten. Plötzlich aber bestieg Tilly seinen kleinen Grauschimmel, verließ seine Hügel und griff unter dem Feldgeschrei: Jesus Maria! die Schweden an. Als ihn jedoch diese durch heftiges Kanonen- und Gewehrfeuer zurücktrieben, fiel er auf ein-

mal rechts heraus und über die Sachsen her mit einem Ungestüm, der schnell die Glieder derselben trennte und die ganze sächsische Armee in eine greuliche Verwirrung brachte. Beinahe Alles wich und stob auseinander, es war kein Halt mehr. Selbst der Kurfürst floh und hielt nicht eher inne, als bis er nach Eilenburg kam, wo er sich mit Bier labte, das er täglich mehr als zu gerne trank, und wenn nicht noch einige Regimenter, standhafter als die übrigen, Widerstand geleistet hätten, so würde die sächsische Armee an diesem Tage eine große Schmach auf sich geladen und eine volle Vernichtung erfahren haben. Kaum aber ward die Unordnung der Sachsen sichtbar, so fielen die Croaten über das Lager derselben her, plünderten es aus und Tilly ließ Siegesboten nach München und Wien abfertigen. Unterdessen hatte Pappenheim den rechten Flügel der Schweden mit der Hauptmacht seiner Reiterei wüthend angegriffen. Hier kommandirte Gustav Adolph, unter ihm General Banner. Siebenmal griff Pappenheim an, siebenmal ward er zurückgeworfen, das letztemal dermaßen, daß er nach entsetzlichem Verluste floh und den Schweden das Schlachtfeld überließ. Aber nun, da es mit den Sachsen völlig aus war, brach mit seinen Siegestruppen Tilly in den linken Flügel der Schweden. Diesen hatte der König sogleich, als er die Verwirrung unter den Sachsen sah, schnell und besonnen mit drei Re-

gimentern verstärkt, um die Flanke zu decken, welche durch die Flucht der Sachsen entblößt wurde. Heftig prallten die Tilly'schen Cürassiere an, herzhaft widerstand ihnen Gustav Horn mit seinen, von tüchtig geübter Infanterie untermischten Schwadronen. Ermattet war bereits der Feind, als nach Pappenheims Besiegung Gustav Adolph mit seiner Hauptmacht über den noch übrigen Theil des linken Flügels der Kaiserlichen herfiel, ihn schlug, daß auch dieser völlig retirirte, dann unversehens mit seinem rechten Flügel und dem Hauptcorps die feindlichen Hügel angriff, auf welchen Tilly's Geschütz postirt war, dasselbe in kurzer Zeit eroberte und nun aus demselben die Tilly'sche Armee selbst beschoß. Auf seiner Seite vom eigenen Geschütz zerschmettert, von Vorne einem fürchterlichen Andrange der Schweden ausgesetzt, trennte sich das noch nie überwundene Heer Tilly's völlig auseinander und nichts blieb ihm übrig, als der schnellste Rückzug. Da aber dieser nirgends anders hinaus möglich war, als durch ihren Feind hindurch, so ergriff eine entsetzliche Verwirrung das ganze Tilly'sche Heer und alle Ordnung löſ'te sich auf. Vier Regimenter, welche noch nie vor einem Feinde geflohen waren, schlossen noch eng und fest brüderlich ihre Glieder zusammen, wollten lieber sterben, als sich ergeben, würgten sich, fest zusammengedrängt, durch die Sieger hindurch in ein Gehölz hinein. Hier machten sie Kehrum und wieder Front

gegen ihren Feind, wehrten sich bis zur einbrechenden Nacht heldenmüthig und bis von ihnen nur noch etwa 600 Mann übrig waren. Auch diese flohen nun und mit ihnen der ganze Ueberrest des Tilly'schen Heeres; die Schlacht war entschieden. Mitten unter Todten und Verwundeten fiel Gustav Adolph auf seine Kniee und dankte Gott mit feuriger Freude für den Sieg. Diesen zu sichern, ließ er den flüchtigen Feind noch im Dunkel der Nacht, so weit es möglich war, durch Reiterei verfolgen. In allen umliegenden Dörfern ertönten die Sturmglocken, die ausgeplünderten, ausgeraubten und oft gemißhandelten Bauern schaarten sich zusammen und erschlugen im Grimm alle vereinzelte Kaiserliche, die ihnen in die Hände fielen, welch Schicksal auch denen widerfuhr, die von Leipzig aus in's Gebirge flüchteten, um nach Böhmen zu entkommen, wobei denn oft sonderbare Scenen vorfielen. So kam z. B. eine kaiserliche, kleine flüchtige Parthie am 8. September nach Dorfchemnitz mit einem Weibe, und wollte die Bauern nöthigen, ihrem unersättlichen Fressen und Saufen ein Genüge zu leisten. Aber die Bauern trieben die Horde fort bis in den Wald, schlugen sie hier todt und zogen sie alle nackend aus; nur dem Weibe ließen sie das Hemde auf dem Leichnam. Von andern nahen Dorfbewohnern wurden sie, aus Vorsicht gegen nachkommende Nachzügler, gezwungen, die Erschlagenen einzuscharren, und da sie den

Einen wieder ermannt fanden, der das Weiberhemde angezogen hatte, so schlugen sie auch diesen vollends todt und warfen sie Alle in ein Loch! Also erging's an vielen Orten.

Zwischen dem Schlachtwahlplatze Breitenfeld und Leipzig, welches in der Nacht nicht angegriffen werden konnte, lagerten sich die Schweden. 7000 Kaiserliche deckten als Todte das Schlachtfeld zu und über 5000 waren verwundet und gefangen, ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager, über 100 kaiserliche Fahnen und Standarten in den Händen der Schweden. Von den Sachsen fehlten 2000, von den Schweden nicht über 700. Von der Schrecklichkeit der Schlacht zeugte es, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt noch nach zwei Tagen nicht über 600 und Pappenheim nicht über 1200 Mann zusammenbringen konnte. Tilly selbst war in der größten Gefahr gewesen, gefangen genommen oder gar getödtet zu werden. Ein Oberstlieutenant bei der schwedischen Armee, der lange Fritz genannt, hatte sich vorgenommen, Tilly zu fangen oder zu tödten, der an seiner bekannten sonderbaren Tracht und besonders an seinem hohen zugespitzten Hute, von dem eine ungemein große rothe Straußfeder herabwallte, zu erkennen war. Er traf denselben mitten in der Schlacht und griff ihn wüthend an. Tilly hatte schon drei Schußwunden und einen Lanzenstich erhalten, als der lange Fritz mit umgekehrter Pistole auf ihn losschlug und ihn aufforderte sich zu er-

geben; aber ein kaiserlicher Offizier zerschmetterte noch zeitig genug dem langen Fritz den Hirnschädel, daß sich Tilly noch retten konnte. Aber Nichts konnte ihn retten und erlösen von der Pein und Qual seiner Wuth über den Verlust der Schlacht, welche alle Siege seines Lebens vernichtete, nichts ihn retten und erlösen von dem fluchbeladenen Bewußtsein seines Gewissens, nichts von der Quälung, die ihm sein eigener Herr anthat, der ihm verbot, noch irgend ein entscheidendes Treffen zu liefern. Zwölf Jahre lang hatten der Kaiser Ferdinand und Tilly triumphirt; die Schlacht bei Breitenfeld machte den König von Schweden zum Herrn von Deutschland. Nun erschienen die Macht des Kaisers und die Unbesiegbarkeit Tilly's nicht mehr als aller Welt furchtbar, daß sich Alles vor Beiden in den Staub beugen müsse! Das empfand niederbeugend Tilly selbst; in Gustav Adolphen fand er seinen Mann. Denn von dem Tage der Breitenfelder Schlacht an war er stets trübsinnig, in sich gekehrt und einer, ihn zerknirschenden Reihe von Unglücksfällen preisgegeben. Eilig floh er von Halle wieder nach Halberstadt, ja, ohne die Heilung seiner Wunden abzuwarten, eilte er unaufhaltsam nach Niedersachsen an die Weser, um die kaiserlichen Besatzungen an sich zu ziehen und das kärglich gesammelte Heer durch diese wieder zu verstärken und kampffähig gegen seinen nun überlegenen Feind zu machen.

Den Tag nach der Schlacht kam der Kurfürst von Sachsen wieder herbei. Gustav Adolph dankte ihm, daß er — zur Schlacht — gerathen hätte. In der unverhofften Freude über diesen, durch keinen kränkenden Vorwurf begleiteten, gütigen Empfang gerührt, versprach Johann Georg dem Könige — die römische Königskrone. Der Kurfürst aber mußte seine Leute sammeln, schnell nach Leipzig vorrücken und dasselbe erobern, indeß der König auf Merseburg marschirte. Auf diesem Marsch traf man auf 5000 wieder zusammengefundene Kaiserliche, welche zum Theil wegen ihrer Gegenwehr zusammengehauen oder gefangen genommen wurden, zum größten Theil aber schwedische Dienste nahmen. Merseburg ergab sich sogleich; Halle wurde erobert, und hier fand sich Johann Georg ein, nachdem Leipzig wieder besetzt war, um mit dem Könige den fernern Kriegsplan zu verabreden.

Gustav Adolph, scharfsinnig und vorsichtig, sah es als eine Nothwendigkeit ein, sich Deutschlands zu versichern, der katholischen Länder zur Erhaltung der Armeen, der protestantischen zur Erlangung neuer Bundesgenossen, aber auch den Kaiser in dessen eigenen Erbländern zu beschäftigen, damit er den katholischen Ländern keine Unterstützung gewähren könne. Rasch glaubte er hierin zu Werke gehen zu müssen; denn schon sammelte Tilly in Niedersachsen aus den zusammengelesenen Trümmern seines ehemaligen Heeres und aus den Besatzungen der niedersächsischen Städte

eine neue Armee an der Weser. Diesem Feldherrn konnte ein Feldmarschall wie der sächsische Arnheim, nicht entgegengestellt werden, der in der Breitenfelder Schlacht eben keine Wunder gethan hatte. So eifrig daher der König die Lage der Dinge zu benutzen strebte, um so schnell und weit als möglich war, vorwärts zu dringen, die Katholiken zu entwaffnen und die Protestanten zu befreien, so wenig erschien es ihm rathsam, den Kurfürsten von Sachsen in die Länder der Ligue zu senden, wo derselbe mit den katholischen Fürsten wahrscheinlich mehr unterhandelt, als dieselben zu demüthigen versucht haben würde. Er selbst wollte daher in's westliche und südliche Deutschland, um alle protestantische Fürsten und Reichsstädte an sich zu ziehen, mit diesen verstärkt, die Ligue anzugreifen und den Sieg über dieselbe zu vollenden. Dem Kurfürsten von Sachsen dagegen gab er die Bestimmung, in Böhmen einzufallen, es zu erobern und also da gegen den Kaiser zu streiten, wo ein Unfall der protestantischen Sache am wenigsten nachtheilig werden konnte. Dies der Plan zur weitern Kriegsführung.

Den größten und siegreichsten Feldherrn und die geübteste tapferste Armee seiner Zeit in Deutschland hatte Gustav Adolph durch seine Kriegskunst und die Tapferkeit seines Heeres geschlagen. Zugleich aber erblickte er in Tilly's und Pappenheims Niederlage und Flucht ein göttliches Gericht, in dessen Lichte er sich als ein von der

Vorsehung erwähltes Werkzeug erkannte, der evangelischen Kirche und deren Bekennern in Deutschland zu Recht, Freiheit und Bestand zu verhelfen und die protestantischen Fürsten der willkührlichen Behandlung des Kaisers und dem Uebermuthe wie der Uebermacht der Ligue zu entreißen. Er war voll muthigen Vertrauens auf Gott, voll Zutrauen zu sich selbst und seinem Heere, voll Hoffnung auf den günstigen Eindruck, den sein Sieg auf alle protestantische Fürsten, Stände und Reichsstädte machen müsse. In diesen hoffte er Bundesgenossen zu erhalten, die ihm seine Heere verstärken und verpflegen helfen und in ihre Festungen aufnehmen würden.

Zugleich aber sorgte er auch für eine gewaffnete Verbindung mit seinem eigenen Reiche. Er ließ daher durch einige schwedische und auch deutsche Truppen, die ihm die kleinen norddeutschen Fürsten zuführten, einzelne kaiserliche Schaaren, die noch hie und da im mitternächtlichen Deutschland standen, aufsuchen und aufreiben. Er selbst drang als Sieger in das Innere von Deutschland um so mehr vor, als er durch seine Besiegung Tilly's und Pappenheim's den Kaiser und die katholische Ligue in die größte Bestürzung und Verlegenheit gebracht hatte, und nun seine Truppen durch ihre Tapferkeit so gut als durch ihre Disciplin und gute Behandlung der Einwohner sich überall gute Aufnahme, Freunde und Unterstützung erwarben. Denn sie waren unter seinem Com-

mando ganz das Gegentheil von den kaiserlichen und liguistischen militärischen Länderverwüstern und Quälern der Einwohner. Auf der andern Seite befreite er die protestantischen Länder von der Geißel des Krieges und versetzte diesen in die liguistischen Länder, wo er selbst junge Mannschaft an sich zog, sich mit Beute bereicherte, der Einkünfte der geflüchteten liguistischen Fürsten sich bemächtigte und zur thätigen Kriegsführung in vollen Stand setzte. An dem ganzen Mainstrom hin zogen seine Heere und die untere Pfalz wurde von ihm befreit, die ernsten Spanier so gut wie die lockern Lothringer mußten vor ihm über den Rhein und die Mosel entweichen und fliehen. Schweden und Hessen eroberten die bambergischen, würzburgischen und kurmainzischen Lande unaufhaltsam, und in seinem eigenen Lande sah das Oberhaupt der Ligue, Maximilian von Bayern, die protestantischen Sieger, aber auch das Elend des Krieges, das er noch vielmehr über andere Länder gebracht hatte. Am Rhein, am Lech, an der Donau wurden protestantische Siege gefeiert! Gustav Adolph verstand zu siegen und, was hoch anzuschlagen ist, seine Siege zu benutzen. Davon zeugte der Kriegsplan, den er mit dem Kurfürsten von Sachsen beredete und entwarf, nach welchem Er selbst in die liguistischen Länder vordringen und Johann Georg Böhmen erobern sollte.

Nachdem noch eine Verbindung mit dem Herzog von

Weimar und Fürsten von Anhalt geschlossen und alle Vorkehrung zur Wiedereroberung des Stiftes Magdeburg getroffen war, setzte sich der König zur Eroberung des innern Deutschlands in Bewegung. Daß er hiermit ein Werk unternahm, welches den größten Schwierigkeiten ausgesetzt war, dies konnte und durfte er sich gar nicht verhehlen. Der wüthende Religionshaß der römischen Katholiken gab viel zu bedenken; in der Pfalz, in Franken, in Schwaben waren alle Festungen von den Kaiserlichen, am Rhein von den Spaniern besetzt und im Rücken sammelte Tilly in Niedersachsen ein neues Heer, das von Lothringen aus Verstärkungen zu erwarten hatte!

Nach Frankfurt am Main, Nürnberg und andere Reichsstädte sendete Gustav Adolph mit Vollmacht versehene Abgeordnete, um diese zum Anschluß an ihn und zu seiner Unterstützung zu vermögen, indeß er durch gütlichen Vertrag mit den protestantisch gesinnten Bürgern von Erfurt diese Festung als einen Rückhalt und Waffenplatz gewann, sich auch durch Treueschwur der Einwohner und eine hinlängliche Besatzung denselben sicherte. Herzog Wilhelm von Weimar blieb in Thüringen, um hier ein Heer anzuwerben und zu befehligen. Er aber ging vorwärts in zwei Heerhaufen über Gotha und Arnstadt dem thüringer Walde zu. Bei Arnstadt blieb er mit einem Theile seiner Armee einige Tage liegen, rückte dann über Ilmenau weiter, entriß durch einen andern

Theil seines Heeres den Kaiserlichen die Grafschaft Henneberg, und vereinigte beide Heerhaufen seiner Armee vor Königshofen, einer Festung an der Tauber, an der Grenze von Franken.

Die erste drohende Aufforderung reichte hin, daß sich ihm diese Festung ergab, womit ihm dann die Besitznahme vom ganzen Bisthum Würzburg gesichert war. Hatte dessen Bischof die grimmigste Feindschaft gegen alle Protestanten im Herzen und er seinen Unterthanen die Schweden als Teufel in Menschengestalt geschildert, so floh er allen reichen Katholiken voran aus seinem Lande mit seinen Schätzen nach Paris, um Frankreich zu bewegen, gegen den Schwedenkönig die Waffen zu ergreifen. Schweinfurt am Main wurde von den Kaiserlichen verlassen; Würzburg ergab sich und dessen festes Schloß Marienburg wurde im Sturm genommen, hier ein ungeheurer Vorrath von Lebens- und Kriegsmitteln erbeutet, und wie sich des Königs Soldaten die gefüllten Weinkeller des Bischofs zueigneten, so nahm er selbst die Bibliothek der Jesuiten in Beschlag und sendete sie nach Upsala in sein Schweden. Das bald unterworfene Bisthum mußte, trotz der Fürsorge des Königs zur Verhütung alles Unheils, dennoch Viel leiden. Er ließ sich die Huldigung leisten, setzte eine halb katholische und halb protestantische Regentschaft ein, ließ der Ausübung der römisch-katholischen Religion kein Hinderniß in den Weg

legen, jedoch auch den Protestanten die Kirchen zum öffentlichen Gottesdienste öffnen. Von hier aus forderte er die noch unentschlossenen protestantischen deutschen Reichsstände auf, sich an ihn anzuschließen, legte denselben seine Absichten klar, offen und ehrlich vor, um ihnen alles Mißtrauen zu benehmen. Dies ersieht man z. B. aus seinem an die Grafen von Erbach erlassenen Schreiben, in welchem er sie auffordert: ihm das evangelische Gemeinwesen retten und in den vorigen Wohlstand setzen zu helfen.

Als Tilly den Einmarsch Gustav Adolphs in Würzburg erfuhr, hätte er ihn gerne wieder hinausgetrieben und sich durch eine für ihn glückliche Schlacht an demselben gerächt. Er hatte bereits an der Weser die Trümmer seines ehemaligen Heeres gesammelt, sich durch die Besatzungen der niedersächsischen Städte verstärkt und dann in Hessen mit den Generalen Altringer und Fugger vereinigt. Allein sein Herr, Maximilian von Bayern, wollte die Sache der Ligue nicht auf einen Hauptschlag ankommen lassen und verbot ihm, sich in eine Schlacht mit Gustav Adolph einzulassen. Er ging daher bis nach dem in Franken am Main liegenden Aschaffenburg, den 12,000 ankommenden Lothringern entgegen, die ihr eigener Herr kommandirte und welche er an sich zog, um Würzburg zu entsetzen. Da aber hier bereits Alles in der Schweden Gewalt war, so beschränkte er sich darauf,

daß er das weitere Vordringen der Schweden erschweren und hindern wollte. Diesen galt das am Main und der Kinzig gelegene Hanau als ein für sie wichtiger Punkt; das dachte sich auch Tilly, und daher wollte er der schwachen kaiserlichen Besatzung dieser Veste eine Verstärkung zukommen lassen, konnte aber seine Absicht nicht erreichen, marschirte daher nach dem am Main in Franken liegenden Seligenstadt, drei Meilen oberhalb Frankfurt, und von hier nach der Bergstraße, welche diesseits des Rheins von Darmstadt bis Heidelberg hinläuft, um die Rheinpfalz gegen den Feind zu schützen und zu vertheidigen.

In Franken trieb der König alles Feindliche vor sich her und jagte den thörigten Herzog Karl von Lothringen von dannen. Dieser hatte ein Heer von zuletzt 17,000 äußerst schmucken und geputzten Soldaten zusammengebracht und mit denselben einen Theil von Würzburg besetzt. Wohl wußten diese den Landmann entsetzlich zu peinigen und zu quälen; aber kaum sprengten die schwedischen Reiter gegen einige Regimenter derselben an und jagten diese auseinander, als ein allgemeines Ausreißen entstand, ein schwacher Rest sich in die rheinischen Städte verkroch und der Herzog selbst über Straßburg nach Hause sprengte. In einem rheinischen Dorfe versetzte ein Bauer dem Pferde desselben einen derben Hieb und schrie: frisch zu, Herr, Ihr müßt tapferer ausreißen, wenn Ihr

vor dem großen Schwedenkönig ausreißen wollt! Und diesem schrieb dieser alberne Fürst, als er glücklich wieder nach Hause gekommen war, einen lächerlich demüthigen Brief, in welchem er sich entschuldigte, daß er es gewagt habe, gegen Ihn aufzutreten, und meinte dadurch den gegen ihn hart erzürnten Monarchen zu besänftigen, indem er dessen Rache fürchtete und wähnte, Der werde nun Alles stehen und liegen lassen und kommen, ihn zu züchtigen.

Um nicht, wie sein Würzburger Bruder, fliehen zu müssen, eilte der Bischof von Bamberg heuchlerisch und arglistig zum König herbei mit Anerbietungen zum Frieden, die auch der König um so bereitwilliger annahm, als es ihm um Gewinn an Zeit zu thun war, in welcher er sich gerne baldigst am Rhein zur Unterstützung der protestantischen Sache festgesetzt hätte. Kaum aber war er dahin abmarschirt, als der Bischof kaiserliche Truppen in seine Städte und Burgen aufnahm. Allein der General Gustav Horn, den Gustav Adolph in Franken hatte verbleiben lassen, züchtigte den Bischof für seine Treulosigkeit, wie er es verdient hatte, nur daß nun auch das unschuldige Land dabei von Freund und Feind durch Einquartierung und Lieferung, durch Plünderung und Verwüstung geplagt wurde. Die Kaiserlichen flohen.

Menschenfreundlich hatte sich der König bewiesen, in

einem öffentlichen Ausschreiben dem fränkischen Adel dadurch geschmeichelt, daß er seinen Einmarsch sogar entschuldigte. Alles ermuthigte sich daher nach und nach, sich an Schweden anzuschließen. Nürnberg begab sich feierlichst in des Königs Schutz, und da sich dessen Heere, verglichen mit den kaiserlichen und liguistischen Truppen, gut betrugen, so brachte man den Schweden Lebensmittel im Ueberflusse zu und verpflegte sie gut und sattsam. Ueberall verehrte und bewunderte man Gustav Adolphen, und da seine siegsreiche Kriegsführung jeden seiner Soldaten mit Beute zu bereichern die Aussicht gewährte, so durften die schwedischen Trommeln zur Werbung nur gerührt werden, als aus allen Gegenden des Frankenlandes ganze Haufen von Männern und Burschen herbeieilten und schwedische Dienste nahmen. Denn in dieser schweren und bedrängten Zeit konnten sich nur die Soldaten glücklich schätzen, mehr als alle übrige Landesbewohner, sobald sich zu diesen der Krieg hinzog, und sie dann nur Bedrückung, Plünderung, Quälereien und Lebensgefahren zu fürchten hatten, anfänglich nur vom jedesmaligen Feinde, zuletzt um des Unterhalts und der Lebensmittel willen von Freund und Feind der streitenden Armeen in diesem schrecklichen Kriege!

Um seinen Rücken zu decken, mußte der König bei seinem Marsche nach dem Rhein den ganzen fränkischen Kreis in seiner Gewalt haben. Darum hatte er auch

einen seiner tüchtigsten Generale zur völligen Unterwerfung dieses Landes zurückgelassen, den General Horn mit 8000 Mann. Er selbst säumte nicht, nachdem er sein Hauptheer hinlänglich verstärkt hatte, den Rhein zu erreichen, um den Spaniern den Einmarsch von den Niederlanden her zu verwehren, die katholischen geistlichen Kurfürsten zu entwaffnen und in den reichen Rheinlanden neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges zu eröffnen.

Indeß es bereits einem seiner Obersten geglückt war, die Stadt und Citadelle Hanau den Kaiserlichen durch Ueberfall zu entreißen, unterwarfen sich dem Könige, froh, die räuberische kaiserliche Schaar los zu werden, Aschaffenburg, Seligenstadt, Steinheim und alles Land an den beiden Ufern des Mains. Zu Offenbach, am mittäglichen Ufer des Mains angelangt, ließ Gustav Adolph die nur noch eine Stunde weit entfernte große, reiche, freie Reichsstadt Frankfurt am Main auffordern, sich ihm zu ergeben. Diese eilte erschrocken, die Uebergabe durch Deputirte abzuwenden, welche dem König die große Gefahr vorstellten, in welche sie kämen, nächst andern großen Reichsvortheilen auch ihren Handel zu verlieren. Als aber der König entgegnete: das Beste von ganz Deutschland und die Freiheit der protestantischen Kirche seien mehr werth als alle ihre Jahrmärkte, dann die Deputirten wieder nach Hause gehen hieß, ihnen

aber in voller Schlachtordnung mit der Armee auf dem Fuße nachfolgte, bis nach dem zu Frankfurt gehörigen Sachsenhausen und von hier aus fragen ließ: was man thun wolle? da öffneten sich Frankfurts Thore und der König führte seine Armee in einem prachtvollen Zuge in die Stadt. 600 Mann ließ er in Sachsenhausen zurück und an demselben Abende noch marschirte er eine Meile weiter, nach Höchst ab, ebenfalls am Main.

Unterdessen war es dem schwedischen Feldherrn Achatius Tott geglückt, den Kaiserlichen alle übrige feste Orte abzunehmen, die sie noch besetzt gehalten hatten in Mecklenburg, und dieses Land seinem rechtmäßigen Herrn zu übergeben.

Halberstadt war nach der Breitenfelder Schlacht besetzt worden, wurde auch gegen den kaiserlichen General Wolf behauptet. Auch das Stift Magdeburg wurde diesem kaiserlichen General abgenommen und die Festung Magdeburg selbst schloß General Banner mit 8000 Mann ein. Mehrere Regimenter Kaiserliche wollten Magdeburg entsetzen und wurden geworfen. General Pappenheim kam selbst herbei, gab zwar Bannern mehr zu thun, als bisher der Fall gewesen war, richtete aber nichts Entscheidendes aus. In der Folge verließen die Kaiserlichen das fast wüste liegende Magdeburg von selbst, dessen Festungswerke dann sogleich von den Schweden besetzt wurden.

Auch die Stände des niedersächsischen Kreises rührten sich, errichteten drei Regimenter und gedachten sich der kaiserlichen Besatzungen zu entledigen. Diese Regimenter wurden aber von dem kaiserlichen General Grousfeld übermannt und entwaffnet. Glücklicher beschäftigte zum Vortheil Gustav Adolphs die Kaiserlichen der Herzog Georg von Lauenburg mit einigen Regimentern, die er geworben hatte.

Mit weit größerem Erfolg aber griff Landgraf Wilhelm von Hessenkassel in die Förderung der protestantischen Angelegenheiten ein. Der Sieg bei Breitenfeld hatte ihn von den kaiserlichen Generalen Fugger und Altringer und sein Land von den, Alles verwüstenden Schaaren derselben befreit. Muthig und entschlossen ging Er nun angriffsweise zu Werke, eroberte Vach an der Werra und, wo diese mit der Fulda zur Weser sich vereinigt, Münden und Hörter an der Weser, ängstigte, unaufhaltsam hier vorwärts gehend, Fulda, Paderborn und alle angrenzende katholische Stifter, die sich unterwarfen, die Plünderungen durch beträchtliche Geldsummen abkauften, die sie freiwillig darboten. Hierauf vereinigte Wilhelm sein Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolphs und verabredete mit diesem zu Frankfurt a. M., wie ferner der Krieg geführt werden sollte. Hier unterwarf sich auch Georg, Landgraf von Hessendarmstadt, versprach, neutral zu bleiben, übergab jedoch seine Festung Rüssel-

heim. An Gustav Adolph schlossen sich auch die Grafen der Wetterau und des Westerwaldes an, die ihm in der Folge gegen die Spanier wesentliche Dienste leisteten. Frankfurt tröstete der König damit, daß er dessen Handel in Schutz nahm und die Sicherheit der dasigen Messen wieder herstellte, welche durch den Krieg sehr gestört worden war.

Nachdem Gustav Adolph 10,000 Hessen noch an sich gezogen hatte, eroberte er Kostheim und Flörsheim, war nun Meister des Mainstroms, ließ in Höchst auf's Eiligste Fahrzeuge zum Uebersetzen über den Rhein erbauen, zu welcher Absicht sich der Herzog Bernhard von Weimar des Mäusethurms am jenseitigen Ufer und der Veste Ehrenfels bemächtiget hatte. Aus Mainz entfloh der Kurfürst, nachdem er diese seine Festung 2000 Spaniern zur Vertheidigung nebst seinen Truppen übergeben hatte. Alle Anstalten zum Rheinübergang mit der Hauptarmee, die Mainz einschließen sollte von der Landseite, waren bereits getroffen, als die Nachricht einlief: Tilly rücke mit aller Macht gegen Nürnberg an, ihm Magdeburgs Schicksal widerfahren zu lassen!

Dies zu verhüten, war für Gustav Adolph Sache von der höchsten Wichtigkeit. Eilig erfolgte dessen Aufbruch dahin. Zu Frankfurt erfuhr er: Nürnberg habe sich tapfer vertheidigt und Tilly seinen Abzug genommen. Schnell stand der König wieder am Rhein. Castel wurde zwar belagert, aber im Bereich der Kanonen dieser Veste

der Uebergang über den Rhein als unmöglich erkannt. Nun wendete sich der König nach der Bergstraße, und nachdem er jeden für ihn wichtigen Platz besetzt hatte, erschien er wiederum am Rhein bei Stockstadt. Die Spanier hatten die Bergstraße geräumt, aber auch alle Fahrzeuge des diesseitigen Rheinufers mitgenommen oder vernichtet und vertheidigten das jenseitige Ufer mit Macht. Dennoch brachten einige Fischer so viel Fahrzeuge zusammen, daß der König den Grafen von Brahe mit 300 Schweden übersetzen lassen konnte, die sich dort verschanzen sollten. 14 Compagnien spanischer Dragoner und Cürassiere fielen dies Häuflein an, es zu vertilgen oder in den Strom zu jagen; aber dasselbe wehrte sich so heldenmäßig, daß der König Zeit gewann, in eigener Person demselben mit Verstärkung zu Hülfe zu kommen. In dem Gefechte, das nun entstand, ließen die Spanier 600 Todte auf dem Platze zurück, die übrigen entrannen theils nach Oppenheim, theils nach Mainz. Nun ließ der König das grobe Geschütz und den größten Theil der Truppen über den Rhein bringen, belagerte Oppenheim, das zur Unterpfalz gehörte und zwei Meilen von Mainz am Rhein liegt, und, da es sich tapfer wehrte, erstürmte er diese Stadt am 8. December 1631, wobei alle die 500 Spanier umkamen, die den Ort mit der größten Tapferkeit rühmlichst vertheidigt hatten und von welchen sich Keiner an die von ihnen verachteten Ketzer

ergeben mochte. Darauf räumten die Spanier alles Land hinter dem Rhein, wie jeden nicht haltbaren Ort, und die mit ihnen verbundenen elenden Lothringer, die auch hier den Landmann nur gemartert und gequält hatten, liefen eiligst von dannen, nachdem noch die Bürger von Worms auf's Muthwilligste von ihnen gemißhandelt worden waren. Die Spanier schlossen sich in der unterpfälzischen Hauptfestung Frankenthal ein und meinten: bis hieher solle der Protestantenkönig kommen und nicht weiter. Ein tapferer Theil der spanischen Armee aber vertheidigte nebst den kurfürstlichen Truppen Mainz unter dem General Sylva.

Jenseits des Rheins rückte nun Gustav Adolph gegen dieses Hauptbollwerk der katholischen Partei an, indeß der Hesse diesseits, was fest war, erobert hatte und sich nun auf dieser Seite vor Mainz festsetzte. Man fand aber an den Spaniern muthige, besonnene, höchst tapfere Vertheidiger dieser Festung, und es ließen dieselben einen Feuerregen von Bomben in's schwedische Lager niederfallen, der großen Schaden anrichtete. Dennoch gewannen die Schweden immer mehr Boden; die Spanier sahen dieselben dem Stadtgraben immer näher kommen, wurden gewahr, wie sich die Schweden zum Sturm anschickten; da trat ihnen das Schicksal ihrer Landsleute in Marienburg bei Würzburg vor Augen; Magdeburgs jämmerliches Ende prophezeihte ihnen nichts Gutes! Da

wollten sie sich und die Stadt der Wuth der ergrimmten Schweden nicht aussetzen; sie kapitulirten am vierten Tage. Der König gestand ihnen, als tapfern Soldaten, freien Abzug und ein sicheres Geleite bis Luxemburg zu; aber der größte Theil der übrigen Besatzung nahm, wie dies häufig der Fall war, schwedische Dienste. Am 23. December 1631 zog Gustav Adolph in Mainz in den Palast des Kurfürsten ein. 80 Kanonen wurden erbeutet und 80,000 Gulden von den Bürgern für die Plünderung in Empfang genommen. Von diesem Tage an mußte Mainz ein Vierteljahr lang einen Heerhaufen von 16,000 Mann ernähren, ob es schon jene Brandschatzung gegeben hatte und zum Theil verwüstet war. Die kurfürstliche, höchst werthvolle Bibliothek ward eingepackt und sollte Schwedens Eigenthum werden; die stürmische Ostsee aber zog sie hinab in ihre Tiefe.

Noch im Winter eroberte der Landgraf von Hessenkassel Falkenstein, Reifenberg und Königstein im Kurfürstenthume Mainz. Der mit Schweden verbundene Rheingraf Otto Ludwig schlug 9 spanische Schwadronen völlig zurück, die nach Frankenthal als Verstärkung der dortigen Besatzung dringen wollten, und bemächtigte sich aller wichtigen Rheinstädte von dem trierischen Boppard, bis zum unterpfälzischen Bacherach. Mit schwedischer Hülfe trieben die Grafen von der Wetterau die Spanier

aus der Wetterau und in der ganzen Pfalz behaupteten sich dieselben nur noch in Frankenthal. Landau, Kronweißenburg, Speier in der Unterpfalz erklärten sich für Schweden und der Herzog Bernhard von Weimar eroberte Mannheim beim Zusammenflusse des Rheins und Neckars.

Ungeheures hatten die protestantischen Heere gethan und bedurften der Erholung. In der Umgegend von Mainz ließ sie der König Alle, die bei ihm waren, in die Winterquartiere gehen. Die Winterruhe wendete der König zur Besorgung von Regierungssachen seines Königreichs an, so wie zur Beseitigung von Mißhelligkeiten unter seinen Bundesgenossen, aber auch, Mainz noch mehr zu befestigen, als es vorher schon der Fall war. Es nahm Alles den Anschein, als wolle sich Gustav Adolph hier festsetzen und völlig einrichten. Auf dem linken Ufer des Mains, da, wo dieser Fluß in den Rhein fällt, ließ er die Gustavsburg anlegen. Ja, es wurde sogar der Vorschlag gemacht, die herrliche Domkirche in die Luft zu sprengen und an deren Stelle eine Schanze zu errichten, was doch wirklich etwas Barbarisches gewesen sein würde, daher auch nicht ausgeführt wurde. Jedoch, man weiß nicht warum, ließ der König die Ecken an den Pfeilersockeln wegschlagen. (Sie sind 1830 erst wieder ausgebessert worden.) Er gab die Pfalz an den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften nicht zurück

und rüstete sich lebhaft, als Herr der Rheinlande nun auch Elsaß und Lothringen zu erobern.

Hierdurch aber gerieth der König in ein volles Mißverständniß mit den deutschen protestantischen Fürsten. Was diese als das Erste und Eine für dringend nothwendig erachteten, war: Bayern zu nöthigen, Frieden zu halten und Oesterreich zu zwingen, die Protestanten in Ruhe und freiem Genusse ihrer Rechte zu lassen. Da dies der König nicht gethan, zu thun nicht versucht hatte, so faßten sie wider ihn das Mißtrauen: er wolle sich in Deutschland völlig festsetzen und zum Herrn machen. Dies sprachen auch der veringrimmte Bischof von Würzburg im Verein mit dem bayerischen Gesandten und mit den Jesuiten am französischen Hofe laut aus und redeten es Ludwig dem Dreizehnten ein: es werde sich der Schwedenkönig, wenn er nur erst Herr von Deutschland sei, mit den Protestanten in Frankreich, den Hugenotten, mit denen es einen Bürgerkrieg gab, vereinigen und der römisch-katholischen Religion und Kirche den Garaus machen. Ludwigs Minister, der Cardinal von Richelieu, wand sich unter diesen Einflüsterungen wie eine Schlange herum. Er war mit Gustav Adolph Eins: Oesterreich zu demüthigen, aber auch von den Alles aufspürenden Jesuiten als ein Feind der römischen Religion verschrieen. Jene Absicht wollte er nicht fahren, diese Beschuldigung nicht auf sich ruhen lassen. Was aber sollte er thun?

Er war dahinter gekommen, daß das Oberhaupt der Ligue, Maximilian von Bayern, ein volles Mißtrauen gegen den Kaiser gefaßt habe, als meine es derselbe nicht mehr gut mit ihm. Daher arbeitete er bei Gustav Adolph dahin: den Fürsten der katholischen Ligue die Neutralität zuzugestehen unter der Bedingung: sich vom Kaiser zu trennen, damit man es nur mit diesem noch zu thun habe. Also gedachte Richelieu den Kaiser auf's Gewisseste zu stürzen und doch dem römischen Katholizismus in der Ligue eine Stütze zu erhalten. Zu diesem Allen suchte er den König durch einen gewandten Staatsmann, den Marquis von Breze, zu stimmen und geneigt zu machen. Allein Gustav Adolph hatte für dies Alles keinen Sinn, denn er traute den Fürsten der katholischen Ligue wohl viel zu viel Anhänglichkeit an Oesterreich, aber viel zu wenig ernstlichen Willen zu, ihn gegen Oesterreich allein mit aller seiner Macht streiten zu lassen. Jene Neutralität erachtete er für die protestantische Sache weit schädlicher, als wenn er die ganze Ligue im Felde mit zu bekämpfen hätte, und dies auch aus dem Grunde, daß er den Krieg auf Kosten der katholischen Länder zu führen genöthigt war. Dennoch kam es endlich so weit, daß er den Fürsten der Ligue die Neutralität zugestehen wollte, aber unter keinen andern Bedingungen, als denen: daß sie alle ihre Truppen von der kaiserlichen Armee und aus allen eroberten Plätzen, so

wie aus allen protestantischen Ländern zurückzögen, diese bis auf eine geringe Anzahl auseinander gehen und also den Kaiser allein dastehen ließen. Damit man über diese Bedingungen unterhandeln könne, gestand Gustav Adolph dem Kurfürsten von Bayern einen Waffenstillstand von 14 Tagen zu, den dieser auch annahm. Der französische Gesandte unterhandelte. Er gab dem Könige günstige Nachrichten. Unversehens fing man aber schwedischer Seits einen Brief des Kurfürsten von Bayern auf, in welchem er dem kaiserlichen General Pappenheim kund that: man solle sich nur nicht irre machen lassen, er unterhandle nur mit Schweden, um die erforderliche Zeit zu gewinnen, in welcher er seine Rüstungen vollenden könne gegen die Protestanten. Aus war es mit aller Unterhandlung, aber eine neue Stärke und Bitterkeit gewann die gegenseitige Gehässigkeit.

Unterdessen hatten die Generale des Königs das Erzstift Mainz von allen spanischen Besatzungen gereinigt und er selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung des ganzen Kurfürstenthums vollzogen. Der Kurfürst von Trier mußte ihm den freien Durchzug durch seine Lande zugestehen. Jetzt aber lief die Nachricht ein: Tilly ziehe mit seiner vermehrten Macht zur Eroberung von Franken heran! Sogleich ließ Gustav Adolph seinen Reichskanzler Oxenstierna mit einem Theile seiner Armee zur Vertheidigung des Mittelrheines zurück

und eilte mit dem andern Theile, so viel möglich war, um auf fränkischem Boden den hereingekommenen Feind unvermuthet zu überfallen.

Sein General Horn hatte 8000 Mann unter seinem Commando und mit diesen das Bisthum Bamberg unterworfen und dessen Hauptstadt erstürmt. Dringend forderte der Bischof den Kurfürsten von Bayern zur Hülfe auf, der sich auch bewegen ließ, mit 20,000 Mann den Tilly in Thätigkeit gegen Horn übergehen zu lassen. Mit abwechselndem Glücke, aber nur um so mehr mit Verwüstungen des Landes hatten beide mit einander gekämpft, als endlich Horn beschloß, sich hinter den Wällen Bambergs gegen seinen übermächtigen Feind zu vertheidigen, bis der König ihm zu Hülfe käme. Allein Tilly zögerte nicht, Bamberg durch seinen Vortrapp angreifen zu lassen. Dabei entstand unter Horn's Truppen, man weiß nicht wie und wodurch, eine Unordnung, welcher auch der Feldherr nicht zu steuern vermochte. Der Feind drang in die offen gewordene Stadt, und mit Mühe nur rettete Horn noch seine Truppen, seine Bagage, seine Kanonen mit allem Zubehör. Er mußte die Stadt dem Feinde überlassen, zog sich jedoch in solcher hergestellter Ordnung und Schnelligkeit über den Main zurück, daß ihn Tilly nicht erreichen und vernichten konnte, wie er es wünschte, vielmehr spudete sich Tilly, im Andenken an Breitenfeld, auf seine eigene Rettung bedacht zu sein, als

er erfuhr, daß sich Horn bei Kitzingen an den König angeschlossen habe.

Mit den Armeecorps des Gustav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Weimar vereinigt, betrug nun das Heer Gustav Adolphs beinahe 40,000 Mann. Nichts hielt seinen Marsch durch Franken auf, denn Tilly eilte in Eilmärschen an die Donau, um Bayern zu decken. Mit Freuden und Jubel nahm Nürnberg den königlichen Beschützer der Protestanten auf, der auch durch königlichen Anstand und Herablassung, durch Freundlichkeit und Frömmigkeit alle Herzen für sich gewann. Kurz war hier sein Aufenthalt. Denn, nachdem er die protestantischen Länder befreit, die geistlichen katholischen Fürsten am Main und Rhein gedemüthigt hatte, so sollte nun hiermit auch die Reihe an den politischen und weltlichen Hauptfeind des evangelisch-protestantischen Glaubens kommen. Mit Macht ging's der Donau zu. Ehe man sich dessen versah, stand der Schwedenkönig vor der bayerischen Grenzfestung Donauwörth. Bis Tilly käme, gedachte zwar der Commandant, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachsen-Lauenburg, sich zu halten; da aber Tilly nicht kam und Gustav Adolph die ernstlichsten Anstalten zur Belagerung, wohl gar zur Erstürmung machte, so bestimmte ihn dies, sich, wenn auch unter dem heftigsten Feuer der Schweden, zurückzuziehen, was ihm auch gelang. Von jetzt an zeigte der König, daß es ihm bei

Besetzung der Rheinlande und mehrer Festungen derselben um seine Sicherstellung gegen das leicht wankelmüthig werdende Frankreich eben so zu thun war, als um die Demüthigung und Entkräftung Bayerns und, wo möglich, auch Oesterreichs. Denn Donauwörth wurde besetzt, und nun galt's dem Angriff der bayerischen Armee am jenseitigen Ufer der Donau, den aber jetzt der Lechfluß verwehrte. Hier bei der kleinen Stadt Rain, zwischen drei Flüssen, nämlich, wo nördlich die Donau, westlich der Lech, östlich die Aich oder Acha einen unangreifbaren Winkel einer verschanzten Armee bilden, hier hatte Tilly sein Lager, welches, stark befestigt und tapfer vertheidigt, jedem feindlichen Angriffe trotzte mit einem frischen ausgeruhten und mit Allem wohlversehenem Heere. Alle Brücken über den Lech waren abgeworfen, längs dem ganzen Flusse bis Augsburg alle feste Plätze tüchtig besetzt, Augsburg selbst durch eine bayerische Garnison wohlverwahrt, die Bürgerschaft, die meist protestantisch war, entwaffnet und Maximilian selbst mit allen nur irgend zusammengebrachten Truppen im Lager. Hier sollten die Siege der Protestanten ihre Grenze finden; denn jetzt im März 1632 schwoll der Lech von Regengüssen, von den Schneefluthen Tyrols ungeheuer an und trotzte, wie es schien, mit seinen, Alles mit sich fortreißenden Wogen jedem Uebergange zwischen seinen steilen Ufern. Sollte man sich über diese wüthenden tiefen

Wellen hinüber wagen? Drüben am Ufer sah man in die schwarzen Schlünde der bayerischen Kanonen hinein! Hätte man auch den fast unmöglichen Uebergang erzwingen wollen, ermattet kam man hinüber, wo in einem unbezwingbaren Lager der frische, muthige Feind stand, mit dem es eine abgearbeitete Armee nicht aufnehmen durfte, die die schrecklichen, hohen, festen Schanzen nicht ersteigen konnte, wohl aber um so mehr ihren Untergang finden mußte, je mehr der tobende Lech im Rücken mit seinen wilden Fluthen den Rückzug oder die Flucht verwehrte. Dies erkannten Gustav Adolphs Generale. Banner in ihrer aller Namen rieth dem König von dem augenscheinlich höchst gefahrvollen Unternehmen ab, hier die Bayern anzugreifen. Allein der König hatte schon seinen Plan entworfen, seinen Entschluß gefaßt und meinte: wenn ihn die Ostsee und mancher große Fluß nicht gehindert habe, überzusetzen, so werde ihn dieser Bach noch weit weniger abschrecken. Denn bei einer gefährlichen Recognoscirung und Ueberschauung der Gegend hatte er bemerkt, daß das diesseitige Lechufer höher sei als das jenseitige und mithin dem diesseitig aufgepflanzten groben schwedischen Geschütze die Beherrschung der bayerischen gewähren müsse. Alsbald ließ er da, wo sich das linke Lechufer gegen das rechte zu krümmt, drei Batterien aufwerfen und von denselben aus 72 Kanonen ein Kreuzfeuer gegen den Feind eröffnen und unterhalten. Diese

wüthende Kanonade entfernte die Bayern vom Ufer, gegen deren Kanonenkugeln das höhere Lechufer die Schweden größtentheils schützte. Aus angezündeten großen Haufen Holz und nassem Stroh mußte ein immerwährender dicker Qualm aufsteigen und das Ufer dicht einhüllen. Dieser Qualm, den der Luftzug über den Fluß hinüber trieb, verdeckte den Bayern die Arbeiter, durch welche der König eine Brücke über den Lech schlagen ließ, und die Kanonade machte ihnen die Schläge der Zimmeräxte unhörbar. Der König selbst war überall, ermunterte durch seine theilnehmende Thätigkeit Soldaten und Arbeiter, indem er selbst über 60 Kanonen abbrannte. Zwei Stunden lang beschoß man sich gegenseitig mit erwähntem ungleichen Vortheil. Als die Bayern die Brücke endlich gewahr wurden, thaten sie alles Mögliche, dieselbe zu zerstören und die schwedischen Geschütze zum Schweigen zu bringen, wurden jedoch durch diese selbst vom Ufer zurückgescheucht. Tilly selbst, der Kriegge-wohnte, fehlte hier nicht, keine Gefahr schreckte ihn ab; mannhaft entflammte er den Muth seiner Bayern; eine Falkonetkugel aber zerschmetterte ihm ein Bein und dem Tode entgegen trug man ihn vom Schlachtfelde, wo bald darauf auch der kriegserfahrene, tapfere Altringer lebensgefährlich am Kopfe verwundet ward. Dies geschah am 10. April 1632. Von Niemandem mehr wie bisher zum Kampfe angeführt, wankten die Bayern, ver-

lor Maximilian selbst den Muth und die Hoffnung. Denn der sterbende Tilly äußerte muthlose, Gefahr fürchtende, Unglück ahnende Gedanken, welche den Kurfürsten eben so in Bestürzung setzten, wie die auf einander folgenden eiligen Nachrichten: die schwedische Reiterei habe eine Furth im Lech entdeckt und werde eben übersetzen. Dies geschah auch, indem der Herzog Ernst von Gotha, ein Bruder des großen Bernhard von Weimar, als Oberst eines Reiterregiments der Erste war, der mit Lebensgefahr mit seinem Regimente über den Lech setzte und den sämmtlichen Truppen den Weg in's feindliche Lager bahnte. Erschreckt und in Verwirrung gesetzt, verließ der Kurfürst sein unüberwindliches Lager, ging noch in der Nacht, ehe die ganze Armee der Schweden noch den Lech passirt hatte, in bester Ordnung nach Neuburg und, durch diesen Platz gedeckt, über die Donau nach Ingolstadt mit seinem ganzen Heere und allem Zubehör. Hier starb Tilly, nachdem er seine letzten Worte zu Maximilian gesprochen hatte: „Nur Regensburg in Acht genommen! Regensburg! Regensburg!" Der Morgen brach an, das Tageslicht zeigte keinen Feind und mit staunendem Befremden sah Gustav Adolph, sah seine Armee das Bayerlager leer, in welches er mit um so größerem Erstaunen einrückte, als er selbst die unbezwingbare Festigkeit desselben erkannte und ausrief: „Wäre ich der Bayer gewesen, nimmer, und wenn mir eine Stückkugel Bart

„und Kinn weggenommen hätte, nimmer würde ich einen „Posten, wie diesen, verlassen und dem Feinde meine „Staaten geöffnet haben."

Ehe er aber in das gesegnete Bayerland einrückte, ging er erst etwas gegen Mittag hinauf, befreiete die Stadt Augsburg am Lech von den Bayern, nahm dessen Bürger in Pflicht und versicherte sich ihrer Treue durch eine hinlängliche Besatzung. In Eilmärschen rückte er dann wieder mitternächtlich hinunter, nach Ingolstadt vor, welches der Kurfürst mit einem großen Theile seiner Armee vertheidigte und deckte. Denn hier gedachte sich Gustav Adolph festsetzen zu müssen, wenn er in Bayern sichere Fortschritte machen und von da aus Oesterreich angreifen wollte.

Hier aber schien sein Glück einen Stillstand zu machen. Ingolstadt hatte feste Werke, eine tapfere Besatzung, die wachsam, sich nicht überrumpeln ließ, sondern auf's Tapferste vertheidigte. Zudem besetzten auf des sterbenden Tilly's Rath die Bayern Regensburg listig und rasch. Da er nun an dieser protestantisch gesinnten Reichsstadt eine Bundesgenossin erhalten konnte, wie an Augsburg, Nürnberg und Frankfurt a. M., so änderte er schnell seinen Plan und drang in's innerste Bayern vor. Denn dadurch dachte er den Kurfürsten zu vermögen, mit seiner Armee herbeizugehen, sein Land zu vertheidigen, die Ufer der Donau zu entblößen oder

denselben in einer Schlacht völlig zu vernichten. Allein Maximilian schloß sich fest in Regensburg ein und erwartete hier Hülfe vom Kaiser.

So drang Gustav Adolph in ein Land ein, wo ein jeder Einwohner sein und seiner Truppen unversöhnlicher Feind war, in ein Land, wo man diejenigen, welche nicht an den Papst als den Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden glaubten, kaum für Menschen hielt, wo die von Religionswuth entbrannten Priester und Mönche die protestantischen Soldaten von den Kanzeln herab und in den Häusern als Ungeheuer, als Kinder des Teufels, als Geister der Hölle und deren Anführer als den in der Offenbarung Johannis genannten Antichrist geschildert hatten, und wo nun jeder vereinzelte schwedische Soldat von den Bauern insbesondere nur Marter, Quälung und Tod zu fürchten hatte, was alsdann, wenn die verstümmelten Körper dieser Unglücklichen gefunden wurden, die gräßlichsten Rachescenen herbeiführte, die sich dann an Menschen und ganzen Gemeinden ereigneten.

Die protestantische Armee rückte nun vor. Landshut, Moosburg an der Isar, das ganze an der Amber und Isar liegende Stift und die Stadt Freising unterwarf sich. Hieher sendete die wehrlose Residenz München Deputirte, ließ Gustav Adolphen die Thorschlüssel zu Füßen legen und seine Großmuth anflehen. Denn

Alles war voll Schreck und peinlicher Furcht: München werde Magdeburgs Schicksal haben, welches dieser Stadt widerfahren zu lassen man auch den König bereden wollte. Allein nur im Glanze der Mäßigung und Milde zog der König mit seiner Armee durch die Thore von München, am 7. Mai 1632, und nahm sein Quartier in dem prachtvollen, aber von allen Schätzen bereits entleerten Schlosse des Kurfürsten. So wenig er aber diese forderte, so sehr ward er erfreut durch 140 Kanonen, die man im Zeughause sehr täuschend verscharrt fand und durch 30,000 Ducaten, welche in einer der größten verborgen waren.

Kurfürst Maximilian, nach Regensburg entflohen, blieb hier eingeschlossen, wagte sich auch nicht hervor, sondern hoffte auf die Ankunft des kaiserlichen Generals Wallenstein, der es ihm aber zum Possen that und nicht kam. So ward Bayern den Schweden zum Raube und fühlte nun selbst die eben so bittere als schreckliche Last eines wüthenden Krieges, in welchem die Bayern ganze Länder verwüstet, unglücklich und elend gemacht hatten.

Nun lagen ein Theil von Bayern und Schwaben, die fränkischen Bisthümer, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz in Gustav Adolphs Gewalt. Die ungeheuer vielen Besatzungen, die er überall halten mußte, hatten seine Heere nicht vermindert. Alles lief ihm zu und in

dem fruchtbaren, herrlichen Bayern, das ihm alle Bedürfnisse aller Art liefern und schaffen mußte, stand er frisch, kräftig, mächtig mitten in dem Lande eines Hauptfeindes der Protestanten und des mächtigsten Fürsten der Ligue, entschlossen und gerüstet, Oesterreich zu zwingen, Frieden zu machen und zu halten mit den Evangelischen und diesen alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dazu den Krieg in dies Land zu versetzen, wie es bereits in Böhmen geschehen war durch die Sachsen, auf welche wir nun zurückblicken müssen.

Auch von Sachsen hatte Kaiser Ferdinand **II.** gefordert, die Klostergüter wieder herauszugeben; verwüstend und plündernd war Tilly mit Uebermacht in Sachsen eingebrochen; dies zwang den Kurfürsten Johann Georg, sich Gustav Adolphen in die Arme zu werfen. Dafür wollte ihn der Kaiser dadurch züchtigen, daß er ein Armeecorps unter General Tiefenbach in die Lausitz einbrechen ließ, welches unter gewöhnlichen Verwüstungen mehre Städte eroberte und selbst Dresden bedrohte. Als aber die Schlacht bei Breitenfeld die Protestanten als Sieger über die Ligue auf einmal auftreten ließ, Johann Georg dem mit Gustav Adolphen verabredeten Plane gemäß Leipzig wieder eroberte und den Leipziger Kreis von allen kaiserlichen Truppen reinigte, von welchen viel Mannschaft zu ihm überging, da knüpfte der Kaiser von Neuem mit dem Kurfürsten Unterhandlungen

an, um ihn wieder auf seine Seite zurückzuziehen. Um ihn hierzu zu gewinnen, bekam Tiefenbach Befehl: die Lausitz zu räumen. Allein der Kurfürst ersah in dieser Demüthigung des Kaisers eine Schwäche desselben, fühlte dabei seine eigene Wichtigkeit in dem großen Streite und ließ, dem mit Gustav Adolphen verabredeten Kriegsplane gemäß, seinen Feldmarschall Arnheim mit einer verstärkten Armee, da die Lausitz bereits geräumt und frei war, sogleich nach Böhmen marschiren. Hier sahen alle Protestanten und heimlich protestantisch Gesinnte den Sachsen sehnsüchtig entgegen. Denn die den vertriebenen Protestanten geraubten Güter hatte der Kaiser an die Jesuiten und katholische Herren vertheilt, welche, wo die verstellte Güte und die Ueberredung nichts halfen, mit Soldatengewalt Alles, was protestantisch war, zur römisch-katholischen Kirche zurückzuführen suchten oder zurückzwangen, wobei denn die entsetzlichsten Bedrückungen und Quälereien reichlich stattfanden. Die in die Häuser gelegten Soldaten banden z. B. die Mütter in der Nähe ihrer Säuglinge fest und diese mochten nun schreien und wimmern, wie sie nur wollten, sie erlaubten den Müttern, die verschmachtenden Kinder zu tränken nicht eher, als bis dieselben heilig versprachen, katholisch zu werden. Diese Soldaten ließen die Menschen nicht schlafen viele Tage und Nächte hindurch, bis dieselben, in eine Art Wahnsinn verfallen, sich Beichtzettel von

katholischen Priestern holten. Mit den Haaren schleppten diese Unmenschen die, welche evangelisch blieben, zur Messe, mit Ruthen wurden dieselben gepeitscht, daß ihnen das Fleisch vom Leibe fiel, Degen und Pistolen setzte man ihnen auf die Brust, unter den Galgen führte man mit den ernstlichsten Drohungen die Evangelischen, sie zu hängen, wenn sie nicht katholisch wurden. Und doch gelang es den Jesuiten und ihren Dragonern und Musketieren nicht immer. Von dem entsetzlichen Bekehrungsschicksale sollte auch heimgesucht werden das Grenzstädtchen Joachimsthal. Zwei kaiserliche Commissare, zwei Jesuiten und 15, mit Allem, was verwunden und tödten konnte, ausgerüstete Musketiere erschienen hier, die Ketzer zu bekehren. Wo die Jesuiten mit ihrer Predigt nichts ausrichteten, da sollten quälende Einquartierungen, angedrohte Vertreibung und harte Geldstrafen die Bekehrung zur römischen Religion und Kirche erzwingen. Aber die Joachimsthaler schlossen sich endlich verzweifelt aneinander an, widersetzten sich mannbar und der kaiserliche Bekehrungsbefehl mußte zurückgenommen werden.

Als die Sachsen in Böhmen einrückten, verließen die kaiserlichen Besatzungen alle Städte. Schlackenau, Tetschen, Außig, Leutmeritz fielen in ihre Gewalt, und wo sie einen katholischen Ort fanden, der ward leider ausgeplündert. Wohl wissend, was man an den Protestanten verschuldet hatte, versah man sich von Seiten der

Behörden nichts Gutes zu den Sachsen, daher denn auch alle wohlhabende Katholiken nach Prag flüchteten. Prag aber hatte selbst nur eine schwache Besatzung in ihren Mauern und die vorhandenen Vertheidigungsmittel wurden bald als unausreichend erkannt, weil die Sachsen schon in der Nähe waren, ehe noch der vom Kaiser viel zu spät abgesendete General Tiefenbach herbeikommen konnte mit seinem Armeecorps. Zu der schwachen Garnison konnte man kein Zutrauen haben, daß sie die Stadt vertheidigen werde, die Festungswerke vertheidigen könne; hierzu aber behülflich zu werden, dazu rührten die halb protestantischen Bürger weder Fuß noch Hand. Ein einziger kaiserlicher Oberster, Graf Maradas, der aber kein Commando hatte, faßte den muthigen Entschluß, die Stadt und Festung zu vertheidigen. Da er wußte, daß der Kaiser die Stadt im höchsten Nothfalle an den abgesetzten Wallenstein gewiesen hatte, der in Prag wohnte, so ging er zu diesem und ersuchte ihn um Vollmacht zu seinem Vorhaben und um Verordnung zu dessen Ausführung. Wallenstein fand hier eine Gelegenheit, sich an dem Kaiser zu rächen, entschuldigte sich mit seiner erlittenen Absetzung, mit seiner gänzlichen Zurückgezogenheit von allen politischen Geschäften und ließ dabei noch große Bedenklichkeiten über die Möglichkeit der Vertheidigung blicken, ja, um die Verwirrung und Rathlosigkeit vollständig zu machen, verließ er, als ob er fliehe,

mit seinem ganzen Hofstaate, mit vielen Wagen, großem Gepäcke und Aufsehen die Stadt. Jedermann sah dies als einen Beweis an, daß Wallenstein selbst Alles verloren gebe. Kaum erscholl es in den Gassen und Häusern: Wallenstein ist geflüchtet! so flohen Generale und Soldaten, Adel und Geistlichkeit, wie auch Beamte, und rasteten nicht eher, als in den Mauern Wiens. Eine kleine Mannschaft hatte dennoch der brave Maradas zusammengehalten; aber da er nun sah, daß er durchaus nichts ausrichten könne, so zog auch er fort, aber nicht bis Wien, sondern nur bis Tabor, wo er den Ausgang der Sache abwarten wollte.

Am andern Morgen nach Maradas' Abzuge erscheint Arnheim mit der sächsischen Armee vor Prag. Kein Schuß tönt ihm entgegen. Kein Feind läßt sich blicken. Freundlich aber kommen eine Menge Bewohner herbei, nähern sich traulich, erzählen, wie die Stadt keine Garnison mehr habe und die Regierung nach Budweis entflohen sei. Höchst bedenklich, ob man ihm eine Falle lege und was er thun solle, da er wußte, daß Tiefenbach im Anmarsch sei und er selbst kein grobes Belagerungsgeschütz mit sich führe, erblickt Arnheim unter einem Haufen Zuschauern den Haushofmeister Wallensteins, den er von sonst her kannte und fragt diesen: was denn nur dies Alles zu bedeuten habe? Als ihm dieser die gänzliche Räumung der Stadt bestätigte, ließ

er sogleich durch Trompeter die Stadt zur Uebergabe auffordern.

Die Bürgerschaft schickte ihm eine schriftliche Capitulation, worin sie Zusicherung ihrer Freiheiten und alles Eigenthums verlangte, so wie die Zusage: daß der Kurfürst von Sachsen sie nur in seinen Schutz nehmen, sie auch nicht nöthigen wolle, ihr Verhältniß zu ihrem Könige aufzuheben. Als Arnheim diese Capitulation im Namen seines Herrn unterzeichnet hatte, hielt er mit der sächsischen Armee am 11. November 1631 einen Siegeseinzug in Prag, wohin auch der Kurfürst kam, um von allen drei Städten, woraus Prag besteht, als von seinen Schutzbefohlenen sich huldigen zu lassen. Die ganze Armee bewies eine vortreffliche Mannszucht und übte an den katholischen Einwohnern keine rachsüchtige Vergeltung des Unheils und Elends, welches Tilly's Truppen an den protestantischen sächsischen Unterthanen vor der Breitinger oder Leipziger Schlacht verübt hatten. Auch Arnheim, wie er schon auf dem Marsche alle Wallensteinische Besitzungen verschont hatte, stellte vor dessen Pallast in Prag eine Schutz- und Ehrenwache. Denn Arnheim hatte vordem unter Wallenstein als Militär gedient, z. B. bei der Belagerung Stralsunds, mit ihm in vertrauten Verhältnissen gelebt und war immer ein stiller Freund und Verehrer desselben geblieben. Von allen Kirchen, die den Protestanten entrissen worden waren, gab der

Kurfürst nur vier zurück, und die Katholiken blieben ungestört in Abhaltung ihres Gottesdienstes und in vollkommen freier Religionsübung. Niemand wurde beraubt in Prag oder daraus vertrieben, nur was Jesuit war, das mußte von dannen und das Königreich meiden. Nur die kaiserlichen Kanonen wurden von Prag nach Dresden geschafft, das kaiserliche Schloß aber und alles darin befindliche Eigenthum des Kaisers durfte auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten nicht berührt werden. Die meisten böhmischen Städte ergaben sich. Viele von dem vertriebenen protestantischen Adel kamen zurück und nahmen ihre Güter wieder in Besitz; die meisten jedoch hielten es für's Klügste, dieselben mit allen reichen Vorräthen, welche die kaiserlichen Herren darin gesammelt hatten, sobald als möglich zu verkaufen und mit dem daraus gelöſ'ten Gelde in's Ausland zu gehen. Auch der bekannte Graf Thurn hielt über die Brücke, an welcher noch die Köpfe der hingerichteten Protestanten an Stangen aufgespießt waren, einen Siegeseinzug, nach welchem er jene Köpfe abnehmen und feierlich beerdigen ließ. Ueberall in Stadt und Land eilten die Protestanten in die geöffneten Kirchen, und Viele, welche Zwang und Furcht dem katholischen Gottesdienste und der Anhörung der Messe zugeführt hatte, schlossen sich wieder an ihre protestantischen Brüder an. Hier und da rächte man sich auch freilich an den Unterdrückern der evange-

lischen Religionsfreiheit und an manchen Orten floß sogar katholisches Blut unter den Streichen der Rache, so allgemein auch die Duldung sein sollte, die der Kurfürst zu beweisen geboten hatte.

Jedoch, nun kam eine Armee unter dem General Tiefenbach, verstärkt durch einige bayerische Regimenter, aus Schlesien nach Böhmen und verschanzte sich bei Limburg an der Elbe. Allein Arnheim schlug den Tiefenbach muthig aus seinen Verschanzungen heraus und nöthigte ihn durch ein heftiges Kanonenfeuer über die geschlagene Elbbrücke zu retiriren und dieselbe abzubrechen, um nicht aufgerieben zu werden; jedoch beging Arnheim den großen Fehler, sich in lauter kleine Gefechte mit dem Feinde einzulassen, die zuweilen zu seinem Nachtheile ausfielen, statt daß er in Gustav Adolphs Weise, was dieser auch erwartete, die gewonnene Ueberlegenheit mit aller Macht hätte benutzen sollen, die erlangten Vortheile zu verfolgen, seinen Feind zu vernichten, sich durch das bezwungene Böhmen hindurch an Gustav Adolph anzuschließen, diesem gegen Oesterreich vordringen und den Kaiser im Mittelpunkte seiner Macht angreifen zu helfen.

Der Kaiser befand sich in der größten Verlegenheit und Gefahr. Böhmen war zum größten Theil in der Gewalt der Sachsen und von Franken, Schwaben und Bayern her drohte Gustav Adolph in Oesterreich einzudringen. Bayern schien die Neutralität zu ergreifen

und unterhandelte insgeheim mit Frankreich. Am Rhein waren Oesterreichs Verbündete verjagt oder zurückgeschlagen und die Spanier von den Holländern mit Krieg überzogen. Der Fürst von Siebenbürgen, wie der türkische Sultan, drohten mit Einbruch in Ungarn, den nur der Winter zu verzögern schien. Wo sonst der Kaiser hatte Soldaten werben, Gelder erpressen, Erhaltungsmittel für seine Armeen erquälen lassen, da war seine Macht zu Ende, und so gewaltsam er seine protestantischen Unterthanen zum römischen Katholizismus hatte bekehren wollen durch Anregung der Jesuiten, so drohend stand das Landvolk im Lande ob der Ens bewaffnet für seinen evangelischen Glauben zum Widerstande da, und was er noch von seinen Armeen übrig hatte, war ohne Muth und Mannszucht, die Generale hatten kein Ansehen, und den österreichischen Reichsständen fehlte es an gutem Willen, das Erforderliche zu schaffen, an dem es Oesterreichs innern Reichthümern immer eigentlich nicht gebrach. Aber dem Kaiser fehlte die Fähigkeit, die innern Quellen seiner Macht Selbst zu schätzen, in Anwendung zu bringen und zur Herstellung einer neuen, mächtigen Armee, deren Mannszucht und Muth zu benutzen. Hierzu war weder Er selbst, noch irgend einer seiner Generale und Minister geschickt und von sattsamem Ansehen, das Vertrauen erweckt hätte. Woher nun einen Mann, einen Feldherrn zu nehmen, welcher eine Armee

auf fremde Kosten schaffen, die verlorne Macht wiedergewinnen und den protestantischen Verbündeten das Gleichgewicht wenigstens halten konnte, ohne die österreichischen Unterthanen, die bereits schwierig genug waren, noch schwieriger zu machen? Da war Keiner da, als Wallenstein, dieser wunderliche, große Mann, der während seines Kommando's dem Kaiser zur höchsten Gewalt in Deutschland verholfen hatte, und nach dessen Verabschiedung bald nichts als Unglück eingetreten und der Kaiser fast ohmnächtig worden war. Dieser wunderbare Mann, mit dessen Abdankung dem Kaiser, wie Er selbst sprach, sein rechter Arm abgehauen worden war! Aber Wallensteins Herz war nur mit Ingrimm, Schadenfreude und Rachsucht erfüllt; in seiner Seele brannte hellerlichterloh der für den Kaiser gefährlichste Ehrgeiz, dem ein volles Genüge zu leisten Wallenstein geistvoll, fähig, kräftig, mächtig, reich genug war. Gelagert auf seinem Ruhm, der unerschüttert dastand, angestaunt von aller Welt, war er um so gefährlicher für den Kaiser, als die Siege der protestantischen Verbündeten allein dadurch erfochten worden zu sein schienen, daß die kaiserlichen und liguistischen Heere Wallensteins beraubt worden waren. Wie er Prag schadenfroh verlassen hatte, um den Sachsen unter Arnheim, seinem heimlichen Freunde, den Einzug zu erleichtern, so ist es wohl auch ausgemacht, daß er Diesen als Mittelsperson nützte, um insgeheim aus

Rachsucht gegen den Kaiser und den Kurfürsten von Bayern mit Gustav Adolph zu verhandeln, daß dieser ihm eine Armee überlassen möchte, mit welcher er den Kaiser und die Ligue demüthigen und zum Frieden nöthigen könnte. Allein der König traute dem schlauen, undurchdringlichen Wallenstein nicht. Da er hier nichts ausrichtete, so suchte er durch Arnheim den Kurfürsten von Sachsen dahin zu stimmen, daß ihn dieser zum Verbündeten annähme, der mit einer hinlänglichen Armee durch Sachsen eine Mittelmacht zwischen Schweden und dem Kaiser aufstellte, welche im Stande wäre, zum Vortheil der Protestanten in die obwaltenden Angelegenheiten mächtig einzugreifen. So sehr dies dem Kurfürsten schmeichelte, dessen Plan schon selbst einmal dahin gegangen war, so fürchtete er doch Wallensteins Oberkommando weit mehr, als er ungern seine Abhängigkeit von Gustav Adolphen ertrug. Da nun Wallenstein auch auf diesem Wege nichts ausrichtete, so nützte er seine einflußreichen, von seinem Reichthume gesättigten Freunde am Hofe Ferdinands II., daß diese, so oft über die Abwendung der Gefahren nach den erlittenen Unglücksfällen gesprochen wurde, allemal riefen: „Dahin hätte es Wallenstein nicht kommen lassen!“ Dies bewirkte, daß der Kaiser um so mehr dem Gedanken Raum gab, Wallenstein wieder für sich zu gewinnen und in Thätigkeit für die römisch-katholische Sache zu setzen, so gut er auch

wußte, daß sich Bayern und Spanien dagegensetzen würden, von denen aber durch Wallenstein sich unabhängig zu machen dem Kaiser um so mehr am Herzen lag. Selbst daß für Ihn eine Demüthigung darin lag, Wallenstein um Hülfe anzugehen, auch dies hielt ihn nicht hiervon ab in seiner großen Noth und Gefahr.

Um mit ihm, dem ehemals so sehr beleidigten Feldherrn, wegen neuer Uebernahme des Oberkommando's Unterhandlungen zu pflegen, ließ der Kaiser den „Herzog von Friedland" an seinen Hof einladen. Dieser erklärte: daß er nichts mehr wünsche, als in der erlangten glückseligen Ruhe des Privatlebens belassen zu werden, die ihm allen politischen Ruhm in seiner vollen Nichtigkeit und als ganz entbehrlich für ihn fühlen lasse. Doch ging er Wien näher, nach Znaim in Mähren. Dahin sandte Ferdinand alte Freunde Wallensteins, um mit ihm zu unterhandeln und ihn zur Annahme eines Aufsehers zu bewegen, dadurch die Bedenklichkeiten des Kurfürsten von Bayern zu beschwichtigen unter dem Vorwande: der Kaiser wolle den jungen König von Ungarn und Böhmen, Ferdinand III., unter ihm die Kriegsführung erlernen lassen. Dies wies Wallenstein sogleich mit der Bemerkung zurück: nimmermehr werde Er einen Gehülfen in seinem Amte dulden, und wenn es Gott selbst wäre, mit dem er das Kommando theilen sollte! Denn er durchschaute sogleich die

wahre Absicht des Kaisers. Darauf suchte es ihm sein Freund und Vertheidiger, der Minister Fürst von Eggenberg, an's Herz zu legen: wie weh' es dem Kaiser gethan habe, daß er Ihn einst habe entlassen und dadurch den kostbarsten Edelstein aus seiner Krone habe verlieren müssen; wie stark der neue Antrag ihm das Vertrauen des Kaisers auf seine Treue beweise; wie edel es von Ihm sein würde, demselben zu entsprechen und dadurch zugleich alle Beschuldigungen seiner Feinde, als ob Er dem Kaiser gefährlich sei, widerlegen werde; der Sieg über sich selbst in dieser Sache setze allen seinen Siegen und Verdiensten die Krone auf! — Wallenstein entlud mit harten Worten sein Herz durch Vorwürfe, die er dem Kaiser machte, nnd setzte in glänzender Rede wie seine Verdienste so des Kaisers Undankbarkeit auseinander. — Und doch kam es endlich dahin, daß er des Kaisers Wünsche erfüllte, aber unter Bedingungen, die ihn weit über die Berechtigung eines Unterthanen hinaus zum unabhängigen Herrn des Krieges und zum uneingeschränkten Erwähler des Kriegsschauplatzes erheben mußten. — Vor jetzt erklärte er: er wolle eine Armee ausrüsten, sie aber nicht länger als drei Monate kommandiren und dann selbst nicht weiter. Dies nahm der Kaiser unterdessen an, und kaum hatte Wallenstein die Nachricht in die Welt ausgehen lassen: Er wolle eine Armee für den Kaiser errichten: als aus allen österreichischen

Ländern, wohl wissend, was ein Soldat unter Wallenstein Herrliches zu hoffen habe, ganze Schaaren von Kriegern ihm zuströmten! Ja, von allen Seiten her eilten den neuaufgepflanzten Fahnen und Standarten Wallensteins alte Kampfgenossen aus allen Ständen, neue streitlustige Männer und Bursche aus Freundes- und Feindesland herzu, um Ruhm und Beute zu erkämpfen. Ganz Oesterreich mußte zur Ausrüstung gewaltig beitragen, kein Stand, kein Amt, keine Würde war davon ausgenommen. Die Könige von Spanien und Ungarn, die Minister gaben ansehnliche Beiträge, und Wallenstein selbst setzte 200,000 Thaler daran und reizte durch sein Beispiel vermögende Offiziere, eigene Corps anzuwerben, deren Kommandanten sie wurden, indeß er die ärmern Offiziere unterstützte aus seinem Vermögen. Auf die Religion sah er nicht, nur auf Kriegserfahrung, Tapferkeit und Reichthum, und erklärte: mit der Religion habe er nichts zu schaffen. Er bewog den Herzog von Lothringen, für den Kaiser in den Krieg zu ziehen; aus Polen holte er Kosaken, aus Italien mußte ihm geliefert werden; und ehe die drei Monate umgingen, hatte er 40,000 Mann unter den Waffen, ausgerüstet mit allem Nöthigen im Ueberflusse, für ihn und sein Kommando begeistert und begierig, zum Sieg in Marsch gesetzt zu werden.

Er aber übergab dem Kaiser die Armee und — über-

ließ es ihm, derselben einen Feldherrn vorzusetzen. — Trat Er zurück, so war nichts Anderes zu erwarten, als entweder ein Aufruhr oder das Auseinanderlaufen der Armee. Da mußte Fürst von Eggenberg noch einmal zu ihm nach Znaim, wo er prahlerisch umgeben war von dem Glanze einer alle Erwartung übersteigenden Armee! Noch einmal schüttete er eine Menge Vorwürfe aus wider den Kaiser und erklärte, daß er sich in's Privatleben zurückziehen werde. Da donnerte ihn Eggenberg endlich an als einen Unterthan des Kaisers mit der Drohung: daß ihn nun sein Herr als einen Rebellen betrachten und zu vernichten wissen werde! Obgleich Wallensteinen dies als Wort der Verzweiflung galt, so sprach er doch: er wolle seine Bedingungen aufsetzen. Er verlangte: alle kaiserliche und katholische Armeen sollten auf deutschem Boden nur seinem Befehle unterworfen sein, bei denen der Kaiser und der König von Ungarn nicht erscheinen und in deren Angelegenheiten sich Beide nicht mischen dürften. Alle Stellen zu vergeben, alle Belohnungen zu verleihen, müsse man Ihm überlassen, und ohne seine Bestätigung dürfe der Kaiser keinen Gnadenbrief bei der Armee ertheilen. Alles, was im Reiche erobert und eingezogen werde, solle nur seiner Verfügung darüber, als der des Oberfeldherrn, unterworfen sein. Zu seiner Belohnung solle ihm der Kaiser ein kaiserliches Erbland abtreten und noch ein Land im Reiche zusichern. Jede österreichische Provinz

müsse ihm als Zuflucht dienen, Mecklenburg müsse ihm im Frieden verbleiben, und sollte Man ihn etwa zum zweiten Male verabschieden wollen, so müsse Man ihm dies frühzeitig anzeigen.

Gräßliche Bedingungen für den Kaiser! Sollte er diese einem so herrschsüchtigen, nach unumschränkter Gewalt strebenden Manne zugestehen? Welche Gefahr war dabei! Allein, der Kaiser sahe seinen Untergang vor Augen. Er hatte nur noch unter Generalen, auf die er sich nicht verlassen konnte, eine schwache Armee, die Oesterreich schützen sollte; alle seine übrigen Truppen waren aus dem Felde geschlagen und zerstreut. Von Bayern her sah er Gustav Adolphen, aus Böhmen herbei die Sachsen kommen, indeß auch der Fürst von Siebenbürgen, Ragozzi, in Ungarn wieder einzubrechen und nach Wien zu kommen drohte. Niemand war da, der ihm helfen konnte, als Wallenstein, und, wie groß auch die Demüthigung für ihn war, er mußte dem unergründlichen Wallenstein alle aufgesetzte Bedingungen bewilligen. Dies that der Kaiser, ehe er sich von den Protestanten unterdrücken lassen wollte, und im Nothfalle verließ er sich wohl auf die Jesuiten, daß diese, wenn es nöthig sein würde, schon die dazu geeigneten Mittel zu ersinnen wissen würden, Wallensteinen unschädlich zu machen. Dieser erhielt daher Alles, was er wollte.

Nun kommandirte Wallenstein! Das katho-

lische Deutschland schöpfte neue Hoffnung, das protestantische blickte unruhig in die Zukunft! Aber wahrscheinlich würde jenes seine Hoffnung durchaus nicht völlig erfüllt, dieses seine Unruhe nicht völlig gegründet gesehen haben, hätte Man Wallensteinen seine dunkle, geheimnißvolle, großplanige Rolle ausspielen lassen, wie er sich dieselbe selbst aufgegeben haben mochte. Denn gewiß galt ihm der Krieg nicht als Mittel, den Kaiser und den römischen Katholizismus zu heben und zur höchsten Gewalt zu erheben, sondern seiner glühenden Herrschsucht, seiner Sehnsucht, ein souveräner Fürst zu werden, volle Genüge zu verschaffen!

Weil er durch geheime Unterhandlungen, die eine ziemlich lange Zeit fortgesetzt wurden, den Kurfürsten von Sachsen nicht hatte von Gustav Adolphen abziehen und mit sich vereinigen können, so stand er wie der Blitz vor Prag, ehe es die Sachsen vollständig besetzen konnten, 1632. Ein Kapuzinermönch eröffnete einem wallensteinischen Regimente einen Eingang, und die in's Schloß sich flüchtende schwache Besatzung streckte die Waffen. Herr der Hauptstadt Böhmens, knüpfte Wallenstein noch einmal Unterhandlungen mit Sachsen an, suchte aber unterdessen alle Pässe von Aussig bis Pirna im Stillen zu besetzen. Dies hatte aber Arnheim aus alter Kenntniß Wallensteins schon sogleich vermuthet, und um sich nicht von Sachsen abschneiden zu lassen, kam

er ihm in der größten Geschwindigkeit zuvor und entriß die sächsische Armee der drohenden Gefahr, gefangen genommen zu werden. Aber Böhmen war auf einmal für den Kaiser wieder erobert. Hier setzte sich Wallenstein überall fest, und man meint, er habe sich schon im Geiste als König von Böhmen gedacht und erblickt. Es schien zwar, als mache er Bewegungen, die darauf hindeuteten, daß er in Sachsen einbrechen und durch Verheerung des Landes den Kurfürsten zu einem abgesonderten Vergleiche mit dem Kaiser zwingen wollte; allein es geschah nicht. Er blieb stille sitzen, aus Schadenfreude über das Unglück Bayerns und um seinen alten Feind Maximilian zu ängstigen, wie auch seine erlangte Uebermacht dem Kaiser fühlbar zu machen und die Wiener Jesuiten recht zu ärgern. Ruhig blieb er vor jetzt in Böhmen stehen, so ängstlich ihn auch Maximilian zu Hülfe rufte und so angelegentlich Ferdinand des Letztern Bitte durch sein Ansehen, das ihm noch übrig war, unterstützte. Denn Wallenstein erklärte: Böhmen müsse geschützt werden und an Bayerns Festungen müsse sich die Schwedenarmee zerschellen. Erst als Böhmen völlig wieder unterworfen war und Gustav Adolph von Bayern aus Oesterreich bedrohte, gab er den stürmischen Angstbitten des Bayernfürsten wie des Kaisers nach und entschloß sich zur Vereinigung mit Maximilian, um das Schicksal des Feldzugs zu entscheiden.

Jedoch ging Wallenstein seinem ehemaligen Wider-

sacher nicht entgegen; zu ihm mußte dieser gedemüthigt herbeikommen mit seinen Truppen und sein Land ohne Schutz im Rücken und in der Gewalt der Schweden lassen. Eger war der Ort, wo der Kurfürst Maximilian einem Bittenden gleich vor Wallenstein erscheinen mußte und wo es ihm dieser als eine Gnade fühlbar machte, daß er sich mit ihm vereinigte. Auf 60,000 Mann belief sich nun seine Armee, denn diese war nun seine Macht und Maximilian stand unter Ihm. Warum Gustav Adolph nichts that, diese Vereinigung zu hindern? dies schreibt man auf Rechnung seiner Meinung: daß sich zwei gewesene Feinde, wie Maximilian und Wallenstein, von denen Keiner unter dem Andern hatte stehen mögen, nie mit einander vereinigen könnten. Dennoch geschah es; der König hatte sich geirrt, und Maximilian war ihm bereits entwischt, als er endlich aufbrach, demselben in der Oberpfalz den Weg nach Böhmen zu verlegen.

Jetzt aber war nun auch Gustav Adolph bereits schwächer an Truppen als Wallenstein, und nicht im Stande, es mit dem österreichischen Heere aufzunehmen. Durch den Krieg selbst und durch überall zurückgelassene Besatzungen war seine Armee, über die er noch alsbald verfügen konnte, auf 16,000 Mann herabgekommen. Aber harte Bedingungen hatte sich der stolze, gebieterische Maximilian gefallen lassen müssen. Denn nach einem

hartnäckigen Wortwechsel mußte er das Oberkommando über beide Armeen dem Wallenstein überlassen, besonders an jedem Tage einer Schlacht, wo der Kurfürst in die Schlachtordnung und Märsche der Truppen kein Wort reden durfte; nur das konnte er erlangen, daß er seine eigenen Soldaten belohnen oder bestrafen konnte und dieselben frei brauchen durfte, wenn sie nicht mit kaiserlichen Truppen verbunden waren. Vergessen des Vergangenen ward gegenseitig zugesichert und im Angesichte der Armeen umarmten sich Wallenstein und Maximilian, wobei dieser durch keine Miene, jener aber durch Blicke hämischer Schadenfreude den im Herzen verborgenen Haß verrieth.

60,000 Mann unter Wallenstein hatte nun Gustav Adolph gegen sich, von denen er nicht wußte: würden sie in Sachsen einbrechen oder Bayern befreien wollen? Das erstere erwartete der König und schickte Johann Georgen eine Verstärkung zu, da Arnheim in Schlesien war, um hier Eroberungen zu machen. Aber bald ward es ihm sichtbar, daß Wallenstein auf ihn selbst anrücke. Seine in ganz Deutschland zerstreuten Truppen konnte er in Geschwindigkeit nicht alsbald an sich ziehen, und aufhalten konnte er sich mit den bei sich habenden Truppen auch nicht. Nur zweierlei vermochte er zu thun: entweder sich in die Stadt Nürnberg zu werfen, — und hier konnte er leicht eingeschlossen und durch Hunger besiegt werden, — oder in Donauwörth und unter dem

Schutze dieser Festung seine Verstärkungen abzuwarten. Dennoch, von Ehre und Menschlichkeit bewogen, ging er nach Nürnberg, um diese verbündete protestantische Stadt nicht der Wuth der bayerösterreichischen Armee auszusetzen, und ehe dies geschähe, sich lieber unter den Trümmern dieser Stadt begraben zu lassen. Auch konnte ihm Nürnberg einen sichern Haltpunkt gewähren, weil es fest, stark, bevölkert und reich an Dem war, was er brauchte.

Mit dem Magistrate von Nürnberg kam der König schnell überein, die ganze Stadt mit einer Verschanzung zu umgeben, in welcher die ganze schwedische Armee ihr Lager aufschlagen könne. Da kamen Hohe und Niedere, Alte und Junge, Reiche und Arme in rührige Thätigkeit, um das Riesenwerk in Kurzem zu vollenden, und Alle waren bereit, zur Vertheidigung der Stadt und Religion unter des frommen, tapfern Königs Anführung Eigenthum, Blut und Leben aufzuopfern und sich gegen den, wie man fürchtete, grausamen Feind zu halten. Als man mit der Ringverschanzung fertig war, umgab man diese noch mit einem Graben, der 6 Ellen breit und 4 Ellen tief war. Die Festungslinien wurden gedeckt durch Redouten und Bastionen und die Eingänge durch halbe Monde. Der Fluß Pegnitz, der die Stadt in zwei Hauptheile trennt, theilte auch das Lager in zwei Hauptzirkel, die durch viele Brücken verbunden wurden. Mit 300 Kanonen vertheidigte man die Wälle, die Schanzen,

die Stadt und das Lager. Die umliegenden Dorfbewohner vereinigten sich mit den Bürgern und mit den schwedischen Soldaten zur Herstellung des Lagers, welches auch am siebenten Tage bereits errichtet war, daß es bezogen werden konnte, und am vierzehnten Tage war die ganze ungeheure Arbeit der Befestigung Nürnbergs vollendet. Während dieser Zeit füllte der Magistrat die Magazine mit Mund- und Kriegsbedürfnissen für eine lange Belagerung. Reinlichkeitsanstalten zur Erhaltung der Gesundheit der Bürger und Soldaten wurden errichtet. Die junge Mannschaft wurde in den Waffen geübt, die vorhandenen Stadtmilizen verstärkt und ein neues Regiment von 24 Namen nach dem Alphabet ausgerüstet. Der König bot den Herzog von Weimar und den Landgrafen von Hessen auf zu seinem Beistande, und alle seine Generale am Rhein, in Niedersachsen, in Thüringen erhielten Befehl, in Eilmärschen sich nach Nürnberg in Bewegung zu setzen und an ihn anzuschließen. Denn er hatte nicht viel mehr, als 16,000 Mann bei sich, die innerhalb Nürnbergs Linien standen und mit welchen er gegen die jetzt mehr als dreimal stärkere Armee des Wallenstein Etwas auszurichten im freien Felde nicht hoffen durfte.

Ein Glück war es, daß Wallenstein dem Kurfürsten von Bayern nicht zu Gefallen, nicht nach dessen Wunsche, nicht diesem zu Liebe hieher geeilt war. Langsam

nur war er bis nach Neumark vorgegangen in Unterbayern. Hier musterte er erst wieder die ihm zu Gebote stehende Macht, vor welcher er ausrief: „Binnen vierzehn Tagen wird es sich ausweisen, wer von uns Beiden, Ich oder der König von Schweden, Herr der Welt sein wird." Von hier aus rückte er immer langsam genug vor Nürnberg, wo er stehen blieb und sich verschanzte. In Schanzen also eingeschlossen, standen die zwei großen Feinde einander ruhig gegenüber, der König in der Stadt, der Herzog nicht weit gegen Abend von der Stadt auf den steilen Hügeln zwischen der Biber und Rednitz, der sogenannten Altfestung. Als Gustav Adolph es einmal wagte, sich außer seinen Linien dem Wallenstein in Schlachtordnung zu zeigen und diesen mehre Generale ermunterten, seinen Feind auf's Haupt zu schlagen, sprach er: „Schlachten hat man genug geliefert, man muß einmal einer andern Methode folgen!" Durch eine langwierige Belagerung, Hunger und Seuchen gedachte er die bekannte kriegerische Hitze Gustav Adolphs abzukühlen, dessen ungestümen Muth, mit welchem derselbe bisher unüberwindlich gewesen war, zu brechen und ihn also mit sammt seiner Macht zu vernichten. Ohne anzugreifen, blieb er Nürnberg gegenüber an der Rednitz in seinem bezogenen Lager, das er immer mehr und auf's Stärkste verschanzte und befestigte, entzog auch durch seine Stellung der Stadt alle Zufuhr, die ihr aus Fran-

ken, Schwaben und Thüringen hätte zukommen können. Aber es erging nicht Alles also, wie er es sich in seinem Uebermuthe dachte.

Fast alles Landvolk umher hatte sich vor den einbrechenden räuberischen Heeren mit seinen meisten Vorräthen und Vieh nach Nürnberg geflüchtet, und was es noch davon zurückgelassen hatte, darum galt es Kampf auf Leben und Tod zwischen den Friedländern und Schweden, die fouragirten und dabei oft ohne alle Schonung auch noch zerstörten und vernichteten, was sie nicht fortbringen konnten, nur, um es dem Feinde nicht zu überlassen. Auf einem so kleinen Raume zwei solche Armeen zu ernähren, war um so mehr den größten Schwierigkeiten unterworfen, als sich dabei Weiber, Soldatenkinder, Krämer und wandernde Schenkwirthe befanden. Denn damals trieben Tausende das Handwerk der Landsknechte oder Miethsoldaten, von welchem sie sich und ihre Weiber und Kinder ernährten, wie denn hier bei Wallensteins Heer allein an 15,000 Weiber gewesen sein sollen. Da wurde Viel gebraucht. Der König schonte die Stadtmagazine, so lange nur eine Möglichkeit vorhanden war, noch Etwas aus der umliegenden Landschaft mit dem Schwerte in der Faust gegen den ebenfalls fouragirenden Feind zu erholen, die natürlich nach und nach gänzlich entleert und auch verheert wurde. Als dies nicht mehr ging, thaten sich den Schweden die Stadtmagazine

auf, und Wallenstein mußte Proviant aus weiter Ferne herbeiholen. Von Bayern her war für ihn ein großer Transport im Anzuge und 1000 Wallensteiner sollten denselben sicher in ihr Lager bringen. Dies wurde verrathen. Gustav Adolph sandte ein Cavallerieregiment aus, diesen Transport wegzunehmen. In dunkler Nacht überfiel dieses die Wallensteiner, hieb die ganze Bedeckung zusammen, trieb gegen 1200 Stück Vieh hinweg und verbrannte 1000 mit Brod beladene Wagen, die nicht fortgebracht werden konnten. Sieben Regimenter hatte Wallenstein drei Meilen weit nach Altdorf vorrücken lassen, um den sehnlich erwarteten Transport zu decken; aber auch Gustav Adolph hatte ein Gleiches gethan, um den Rückzug der Seinen zu decken, und nach einem hartnäckigen Gefecht wurden die Wallensteiner gesprengt und mit Zurücklassung von 400 Todten in ihr Lager zurückgetrieben. In beiden Lagern mußte es nothwendig bald an Lebensmitteln fehlen, und es war nun zu erwarten, wen Hunger, Noth und Sterbensgefahr zuerst von dannen treiben würde.

Schon standen beide Lager 15 Tage einander gegenüber, und immer kärgere und schlechtere Nahrungsmittel fingen an, Seuchen zu erzeugen, die mehr Menschen hinrafften, als in allen bisherigen Scharmützeln und Gefechten geschehen war. Endlich kam Verstärkung in's schwedische Lager. Herzog Wilhelm von Weimar hatte

aus Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen ein Corps errichtet, bei Schweinfurth vier sächsische Regimenter und bei Kitzingen die Rheintruppen an sich gezogen, welche der Landgraf von Hessenkassel und Pfalzgraf von Birkenfeld zur Hülfe sendeten. Der schwedische Reichskanzler von Oxenstierna übernahm das Kommando, vereinigte sich mit den Truppen des Herzogs Bernhard von Weimar und des schwedischen Generals Banner zu Windsheim, rückte in Eilmärschen bis Pruck und Eltersdorf, passirte die Rednitz und kam glücklich im schwedischen Lager an. 70,000 Tapfere hatte nun Gustav unter seinem Kommando, und im Nothfalle konnten 30,000 nürnbergische Bürger mit ihm bewaffnet in's Feld rücken.

Aber auch Wallenstein hatte Verstärkungen aus Bayern erhalten, und stand mit gleich furchtbarer Macht gegenüber. In beiden Lagern befanden sich 120,000 Krieger, 50,000 Pferde, an 30,000 Weiber, Fuhrleute und Knechte, ohne die liederlichen, leichtsinnigen Weibspersonen, welche zu den Soldaten liefen, im wallensteinischen Lager alle Zucht und Sitte verdarben, im schwedischen Lager nicht geduldet wurden. Die Zahl der Bewohner Nürnbergs übertraf noch die Menge des schwedischen Heeres. Alle Mühlen um Nürnberg herum konnten nicht genug Korn mahlen, und die 50,000 Pfunde Brod, welche der Magistrat täglich in's Lager sendete, waren nur ein Imbis! Bei aller Fürsorge des Stadtraths konnte das

Umfallen einer großen Menge von Pferden nicht verhindert werden. Die entstandenen Seuchen tödteten alle Tage über 100 Menschen.

Noch kam es zu keiner Schlacht. Der König wagte es nicht, das unüberwindlich feste Lager Wallensteins anzugreifen, und Wallenstein meinte, weil er in keine Stadt eingeschlossen sei, seinen Gegner noch sicherer durch Mangel und Krankheiten völlig hinzurichten. Die Noth konnte endlich kaum größer werden, als noch dazu Gustav Adolphs Soldaten endlich anfingen zu murren, daß sie nun so unthätig sterben sollten. Da wollte nun der König den Wallenstein zur Schlacht zwingen, ließ seine Armee ausrücken, in voller Schlachtordnung sich dem Feinde zeigen und von drei Batterien das wallensteinische Lager beschießen. Wallenstein ließ keinen Mann ausrücken, sondern von seinen Verschanzungen herab aus der Ferne mit Kanonen und Musketen antworten, und blieb, trotz Maximilians Drängen und Treiben zur Schlacht, bei seinem oben angegebenen Plane. Da faßte der König den Entschluß, das feindliche Lager zu stürmen.

Es war der Sankt Bartholomäustag, 24. August 1632, der 58ste der Belagerung, an welchem Gustav Adolph sein Lager durch die Nürnberger Miliz besetzen, sein Heer herausrücken und sich in voller Schlachtordnung im Angesichte des Feindes aufstellen ließ. Bei Fürth passirte er die Rednitz, wo er die feindlichen Vorposten

leicht zum Weichen brachte. Aber die steilen Anhöhen zwischen der Biber und Rednitz trugen das wallensteinische Lager, in ihm die Hauptmacht des Feindes und dessen entsetzliches Geschütz. Die unersteiglichen Schanzen desselben waren von tiefen Gräben eingeschlossen, spitzige Pallisaden und dichte Verhacke verwahrten die Eingänge zu den steilen Bergen. Brustwehren verbargen lauernde Musketiere und 100 Kanonen drohten aus ihren schwarzen Oeffnungen den Stürmern Tod und Vernichtung. Weil überhaupt der Krieg der Sache des protestantischen Deutschlands galt, so sollten auch hier Deutsche die Ehre des ersten Angriffs haben. Allein gegen jenen gefahrvollen Posten konnten auf den engen Zugängen zu den steilen Höhen nur 500 deutsche Musketiere, von einigem andern Fußvolk unterstützt, anrücken und stürmen. Diese waren aber die ersten, welche von dem wallensteinischen Lager aus, das sich auf einmal in einen feuerspeienden Berg verwandelte, ob sie schon schnell und muthig anstürmten, von Kanonenkugeln zerrissen und zersprengt, dann von Küraßieren angefallen und mit Zurücklassung von 100 todten Tapfern in die Flucht getrieben wurden. Darüber ergrimmt, führt Gustav Adolph seine Finnländer zum Sturm; die sollen es besser machen, als die Deutschen; allein auch diese müssen dem furchtbaren Kanonenfeuer des Feindes weichen. An ihre Stelle rückt ein anderes Regiment und zehn Stunden nacheinander lösen

in dieser furchtbaren und nur Tod und Vernichtung bringenden schrecklichen Arbeit sechs Regimenter einander ab, kehren alle blutig und zerrissen zurück und lassen 1000 Todte auf dem Grauen erregenden Kampfplatze. Dennoch läßt Gustav Adolph vom Angriffe nicht ab, kann aber Wallensteinen aus seinen Befestigungen nicht verdrängen. Der linke Flügel der Schweden, der in einem Busche an der Rednitz postirt war, wurde von der wallensteinischen Kavallerie angegriffen; bald mußten die Schweden, bald die Kaiserlichen weichen; heftig war der Kampf; Wallenstein, selbst auf dem Platze, verlor ein Pferd unter dem Leibe, was auch dem Prinzen Bernhard von Weimar widerfuhr, und Gustav Adolphen riß eine Stückkugel die Stiefelsohlen ab. Immer wüthender griffen die Partheien einander an, bis es finster ward und die Nacht jeden Theil zum Rückzuge nöthigte. Aber die Schweden waren so weit vorgedrungen, daß sie den Rückzug nur mit der größten Gefahr hätten vollziehen können, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit dazu kommandirt worden wären. Dies that der König durch einen braven, edlen, keine Gefahr scheuenden Oberst, den tapfern Schottländer Hebron. Zwar hatte Bernhard in der Hitze des Gefechts eine Anhöhe errungen, von welcher man das wallensteinische Lager hätte beschießen können; allein ein Platzregen hatte den Boden hinauf so schlüpferig gemacht, daß es unmöglich war, Kanonen hinaufzubrin-

gen. Alles zog sich zurück; 2000 Todte ließ Gustav Adolph auf dem Kampfplatze; alle Truppen waren erschöpft; an eine neue Stürmung am folgenden Tage war nicht zu denken, und der Friedländer war nicht überwunden. Wallenstein wich und wankte daher auch nicht aus seiner unüberwindlichen Stellung und der König konnte ihn nicht daraus vertreiben. Beide Lager wurden Orte des Hungers und des Todes! 20,000 Mann hatte Gustav Adolph bereits verloren und Nürnberg war um 10,000 Einwohner ärmer geworden. Aber fast noch ärger hatten Hunger und Seuchen in Wallensteins Lager auch gewüthet und gemordet, dessen zahlreiches Heer bis auf 24,000 Mann zusammengesunken war.

Dennoch blieben noch zwei Wochen lang die Lager kampffertig und gerüstet einander gegenüber. Die Lebensmittel fingen an, gänzlich auszugehen; der Hunger peinigte Alle, Alle. Wenn die kaiserlich=bayerischen Soldaten die um ihr Lager liegenden Dörfer vollends zu Grunde richteten und deren noch übrige Einwohner in's vollendetste Elend stürzten, worüber Wallenstein kein Wörtlein sagte, so begingen auch endlich die schwedischen Soldaten, besonders die deutschen, auch an den auf ihrer Seite noch vorhandenen Landleuten greuliche Unbilden, um sie gänzlich zu berauben. Gustav Adolph vermochte nicht mehr durchzudringen; die gute Mannszucht war zu

Ende; alle bittere Vorwürfe, die der König den deutschen Offizieren besonders machte, konnten all' dem traurigen Wesen nicht abhelfen, denn diese vermochten nicht, den wilden Leidenschaften der aller Noth unterliegenden Soldaten zu steuern. Die Stadt Nürnberg war erschöpft und konnte nichts mehr thun, nachdem sie 11 Wochen lang eine ungeheure Menschenmasse ernährt, 10,000 eigene Einwohner begraben hatte, die mit den 20,000 Mann in die Ewigkeit gegangen waren, die der König als einen schmerzlichen Verlust beklagen mußte. Die Felder umher waren verwüstet, die Landleute verhungerten, die Luft war verpestet von verwesenden Menschen- und Thierkörpern und die Hitze der Jahreszeit vermehrte noch ein solches Elend. Da war es am 8. September, als der König sein Lager verließ, nachdem er die Stadt Nürnberg durch eine hinlängliche Besatzung geschützt hatte, in voller Schlachtordnung vor seinem Feinde vorüberzog, der nicht einen Versuch machte, ihn auf dem Marsche zu beunruhigen. Denn Wallenstein war in gleicher Noth. Gustav Adolph marschirte nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, etwa fünf Meilen gegen Abend von Nürnberg, wo er fünf Tage lang stehen blieb, theils seine Truppen zu erquicken, theils Nürnberg doch so weit nahe zu bleiben, daß er ihm nöthigen Falls zu Hülfe kommen konnte. Fünf, Nürnberg bedrohliche Tage blieb der wunderliche, unausforschliche Wallenstein noch

in seinem Lager, als er ebenfalls mit seinem Heere abzog, das unbeschreiblich gelitten hatte, die umliegenden Dörfer verbrannte und auf seinem Marsche nach Forchheim im Bambergischen Alles verheerte, wohin es kam, Alles ausplünderte, dann sengte, brennte und mordete. Gustav Adolph hätte dies wüthende Heer gern eingeholt und gezüchtigt, aber er vermochte es nicht. Er trennte in dem erschöpften Lande seine Armee, um mit dem einen Theile Franken zu behaupten, mit dem andern seine Eroberungen in Bayern Selbst fortzusetzen, dann, wie er hoffte, in Oesterreich ein- und vorzudringen und dazu die Hülfe des dasigen protestantischen Landvolkes zu benutzen, welches im vollen Aufstande begriffen war.

Wallenstein dagegen marschirte nach Bamberg. Hier eingerückt, musterte er sein 60,000 Mann stark gewesenes Herr und fand — nur noch 24,000 vor, deren vierter Theil Bayern waren. So weit war er durch Gefechte, Seuchen und Desertion heruntergekommen. Ueberdrüssig seiner Verbindung mit dem Kurfürsten von Bayern, dessen Gegenwart ihm höchst zuwider war, hieß er diesen mit seinem Völkchen heimgehen, und überließ ihn und sein Land seinem Schicksale; mochte es Gustav Adolph zu Grunde richten, das war ihm eben recht. Er Selbst verfolgte seinen Plan, nunmehr den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen mit Gewalt zu Demjenigen zu zwingen, was er demselben ehedem heim-

lich und freundlich hatte vergebens antragen lassen. Er brach von Bamberg auf, ging über Koburg und den Thüringer Wald nach Sachsen zu, um daselbst Winterquartiere zu halten. Gegen Maximilian schützte er vor: er müsse dem Kaiser Schlesien retten, welches von einer sächsisch-brandenburgisch-schwedischen Armee fast ganz erobert worden war; und Maximilian mußte mit seinem Häuflein allein in sein Land eilen, um in demselben gegen Gustav Adolph zu retten, was möglich wäre.

Um seinen Einmarsch in Sachsen eben so mächtig, wie zum Schrecken des Kurfürsten und des ganzen Landes erscheinen zu lassen, hatte Wallenstein Alles, was dazu erforderlich war, auf's Grauenvollste ausgedacht, auch zum Theil schon in Bewegung und Thätigkeit gebracht. Nicht allein er Selbst brach mit der bei sich habenden Armee nach Sachsen auf, sondern er beorderte auch den General Grafen Heinrich Gottfried von Pappenheim aus Niedersachsen herbei, der hier an der Weser den Krieg fortgesetzt und den Herzog Georg von Lauenburg von der Belagerung der Veste Wolfenbüttel abgetrieben hatte. Nicht weniger hatte er bereits im August 1632 schon den in dieser Zeit zur Geißel des Sachsenlandes gewordenen General Holk mit dessen wilden Schaaren aus Böhmen herein in's sächsische Voigtland und Gebirge einbrechen lassen. Pappenheim ging mit 15,000 Mann durch Thüringen nach Kursachsen und

bezeichnete seinen Marsch mit greulichen Spuren seiner Erscheinung. Wie es hierbei überall herging, dies wollen wir uns nur durch Folgendes zum Beispiel anschaulich machen. Ein Pappenheimer Untergeneral, Graf Johann von Merode, ein Lütticher Katholik, kam mit sieben Regimentern in die Nähe von Sangerhausen. Gegen diese die Stadt zu schließen und zu vertheidigen getraute man sich nicht; der Stadtrath ließ die Feinde also gutwillig ein, und, um die Plünderung abzuwenden, bot er diesem General 13,000 Thaler an. Dieser aber forderte 30,000. Eine solche Summe aufzubringen, war keine Möglichkeit. Daher wurde die ganze Stadt geplündert, in allen Häusern Alles aufgeschlagen und ausgeraubt. Viele Leute hatten sich auf den Harz geflüchtet, jedoch drei Bürgermeister mit einigen Rathsherren waren in der Stadt geblieben. Der Superintendent und der Rathskämmerer hatten sich im Kirchthurme versteckt. Viele Personen hatten ihre besten Sachen vergraben und vermauert; die Pappenheimer aber hatten Erfahrung genug, dieselben mehrentheils zu entdecken und an sich zu ziehen. Vor der Kirche und dem Thurm war eine Schildwache gestellt, welches zwar wider die gemeinen Soldaten Etwas half, aber nichts wider die Offiziere; diese schlugen zwar diejenigen, welche die Sakristei und eisernen Kasten erbrachen, behielten aber die silbernen Kelche, Altarteller und Kannen selbst, öffneten auch ein

Gewölbe über der Thüre und nahmen alles heraus, was an Silberzeug und Geschmeide dahin versteckt worden war. Das Getreide trugen die Soldaten aus den Scheunen und streuten es den Pferden unter, machten Feuer vor den Scheunen und auf den Düngerhaufen, verbrannten Tische, Stühle, Bänke, Fässer und dergleichen, ob sie schon Brennholz fanden. Am 24. October Nachts um 1 Uhr marschirte Alles ab, aber die Offiziere und Soldaten ließen auf den Höfen die Feuer fortbrennen, und wenn nicht noch in der Nähe befindlich gewesene Leute herzugelaufen wären und die Feuer ausgelöscht hätten, wäre gewiß die ganze Stadt in Brand gerathen. — Tenstädt wurde rein ausgeplündert und insbesondere mit den Rathsherren abscheulich verfahren. Die zwei Bürgermeister wurden aufgehenkt, und wenn sie halbtodt waren, wieder abgeschnitten. — Vargula erlag einer vollen Ausplünderung, die Kirche wurde ihrer Altargefäße beraubt und Alles, was in die Kirche versteckt und verborgen worden war, aufgesucht und fortgeschleppt. — Mühlhausen mußte eine fast unerschwingliche Contribution erlegen, und dennoch wurden mehre Personen aus den vornehmsten Familien immer noch mit fortgeschleppt und übel behandelt.

Aber noch weit fürchterlicher und schrecklicher hauste Holk mit seinen Kroaten und Panduren und aus allerlei Volk und Gesindel zusammengesetzten und eingeübten

Freicorps im sächsischen Voigtlande und Gebirge. Im August 1632 fiel dieser Barbar von Eger herein, über Ellenbogen und Neudeck, und durchzog Adorf und Oelsnitz, das rein ausgeplündert und dann in Brand gesteckt wurde. Reichenbach fand er daher ganz verlassen; Alles war mit dem besten Hab und Gut in die dichten Wälder geflüchtet; um so mehr ließ er die Stadt innerhalb der Ringmauern verbrennen, daß nichts stehen blieb, als sieben Häuser der Vorstadt, die Pfarrkirche und zum Theil die alte Stadtkirche, und 2000 Menschen verloren hier durch Säbel und Brand das Leben. Deshalb wurde Reichenbach damals Armenbach genannt. Von da ging's nach Zwickau, von wo aus einzelne Regimenter bis gegen Dresden hinstreiften und die Städte Kohren, Penig, Oederan, Siebeln, wie auch eine Menge Dörfer niederbrannten, an anderthalbtausend Menschen todtschlugen oder als Geißeln mitnahmen, die sich dann ranzioniren und loskaufen mußten. Anfangs September sammelte Holk sein Raubheer bei Marienberg und zog von da weiter, wie eine schreckliche Windhose. Am 3. September Nachts überfiel er Frauenstein, erstieg das Schloß und ließ die Besatzung und wen er von den Bürgern unter Gewehr fand, niederhauen. In der ganzen Gegend umher flüchteten die Vornehmen mit ihren besten Sachen in die befestigten Städte und die Landleute in die Wälder. Viele aber verloren ihr Leben dabei, wie

denn z. B. in dem Orte Nassau zwölf Personen von herumstreifenden holk'schen Soldaten erschossen wurden. Alles Futter wurde überall geraubt und vernichtet, und das Vieh, das nicht vom Feinde geraubt und verzehrt wurde, mußte Hungers sterben; wie denn der Rath zu Frauenstein 16 Gülden aufwenden mußte, um dasselbe einscharren zu lassen, damit nur keine Seuche entstehen möchte. Wo Holk und seine Schaaren hausten, da gab's zerstörte Kirchen, eingeäscherte Städte und Dörfer, verwüstete Ernten, ihrer Habe beraubte Familien und gemordete Unterthanen. Fliehende und in den Häusern um's Leben flehende Menschen wurden gemißhandelt, wie Wildpret durch die Gassen und Felder gehetzt, niedergestochen und geschossen. Reichenau zündete ein barbarischer Oberster Preuß zum bloßen Vergnügen an, ließ 50 Einwohner ermorden und die übrigen in die Flammen jagen. Also hauste das wüthende Holk'sche Corps bis wieder nach Zwickau, wo es sich festsetzte. Deshalb ließ der Kurfürst Johann Georg Freiberg mit Militär und Bürgern besetzen und in Vertheidigungsstand setzen. Denn von einer andern Seite her über Zittau herein war der kaiserliche General Gallas in Sachsen eingebrochen. Dieser zog das Holk'sche Corps an sich und berannte, nachdem er Chemnitz weggenommen hatte, Freiberg, das eingeschlossen wurde. Um die Stadt herum wurde Alles angezündet, ohne daß es die Garnison ver-

hindern konnte. Vom 3. October an wurde die Stadt mit Kanonen, Granaten und Feuerballen geängstigt, das Feuer aber von den Bergleuten und Bürgern immer gelöscht. Man vertheidigte sich zwar tapfer, aber es mangelte zuletzt an Schießbedarf und Lebensmitteln. Weil auch der Feind die Befestigungen stark beschädigt und fast durchbrochen hatte, so mußte der Kommandant kapituliren, der mit seiner Garnison freien, geschützten Abzug nach Dresden erlangte mit Zurücklassung der Obergewehre und Fahnen. Die Stadt mußte nach längerer Verhandlung mit 30,000 Thalern die Plünderung abkaufen, die mit großer Mühe in drei Wochen zusammengebracht wurden. Weil aber Gallas bei Meißen die Elbe nicht passiren konnte, da dieselbe jenseits von einem sächsischen Armeecorps besetzt war, so mußte die Gegend umher schrecklich leiden und ausstehen. Denn Belgern wurde verbrannt, wie auch Dippoldiswalda bis auf die Gottesackerkirche, das Schloß und einige Häuser, und wer sich von den Einwohnern nicht hatte in's Schloß flüchten können, wurde ermordet, weil sie anfänglich ihre Stadt hatten vertheidigen wollen, wie es jedoch damals allgemein üblich war. Eben so erging es Lommatzsch; auch Meißen wurde geplündert und der ehrwürdige greise Rector der Landesschule ermordet. Am 29. October ging Gallas über Frauenstein wieder nach Böhmen, ließ jedoch ein Corps zurück, das Freiberg und die Umgegend voll-

ends aussaugte. Pferde und Kühe waren theils abgeführt, theils fielen sie aus Mangel an Futter. Kein Brod, kein Bier, kein Salz, Nichts war mehr zu bekommen. Alles verarmte, alle Nahrung verfiel, der Bergbau kam in's Stocken und die Bauern hatten nicht geerntet. Menschen in Menge fielen vor Hunger um, ansteckende Krankheiten rafften Tausende dahin. Freiberg ward rein ausgeplündert verlassen, als Gallas nach Böhmen und Holk wieder nach Zwickau zurückging. Von da mußte er nach Leipzig marschiren und mit seinem Corps, das Leipzig einnahm, sich an Wallenstein anschließen.

Auf seinem Zuge durch Franken, Baireuth, Koburg und den Thüringer Wald hatte auch Wallenstein Nichts, als zerstörte Kirchen, verbrannte Dörfer, ermordete Einwohner, verwüstete Felder und ihrer Habe beraubte Familien hinterlassen.

Nun schaffe man sich aus diesem Allen ein Bild von dem traurigen und elenden Zustande unseres guten Deutschlands, von den greulichen und gräßlichen Scenen, die überall vorfielen, wo der dreißigjährige Krieg seine Lager-, Kampf-, Schlacht- und Vernichtungs-Plätze aufschlug!

Alle jene wallensteinischen, pappenheimischen und holk'schen Unholde mußte in Sachsen der Leipziger Kreis aufnehmen. Leipzig mußte sich ergeben. Denn Sachsen

war entblößt von Truppen, die Wallensteinen und dessen Hülfsvölkern den Einmarsch hätten verhindern können; weil die sächsische Armee mit einigem brandenburgischen und schwedischen Hülfsvolke in Schlesien eingebrochen war. Daselbst hatte sie wohl Vortheile über die kaiserlichen Truppen errungen, aber auch ihr eigenes Land dem ungehinderten Einbruche eines Holk und Gallas und endlich Wallensteins preisgegeben. Je größer aber die Schrecknisse waren, die Wallenstein über Sachsen durch jene und nun durch sich selbst zu verbreiten gewußt hatte, um so schneller wurde die sächsische Armee genöthigt, das schon zum Theil eroberte Schlesien zu verlassen, um das eigene Land wo möglich zu schützen, so weit sie es vermochte.

Von Leipzig aus wollte Wallenstein Sachsen unterjochen und in Dresden dem Kurfürsten dictiren, was er thun sollte. Schon stand er an der Mulde und wollte die sächsische Armee, die bis Torgau herbeigeeilt war, vernichten, als ihm die Nachricht zukam: der König von Schweden sei in Erfurt eingerückt! und Herzog Georg von Lauenburg komme aus Niedersachsen zu dessen Verstärkung herbei. Eingekeilt auf einmal zwischen der sächsischen und schwedischen Armee, retirirte er dem General Pappenheim entgegen, mit dem er sich bei Merseburg vereinigte.

So arg auch Arnheim, als Wallensteins heimlicher

Freund, dem Kurfürsten zusetzte, sich mit dem Kaiser auszusöhnen durch einen Frieden, so war doch Johann Georgen Wallensteins Plan bekannt genug, ihn mit dem Schwerte zu einer Verbindung wider Schweden zu zwingen. Angstvoll hierüber sandte er daher Gesandte an Gustav Adolph, der Ingolstadt hatte wieder angreifen wollen, um ihm Sachsens und der protestantischen Kirche neue Gefahr zu melden und dringend zu bitten, zur Hülfe zu kommen. Schnell zog daher der König seine Truppen in Franken zusammen und folgte dem Wallenstein nach durch lauter verwüstete Länder, vereinigte sich mit Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim vorausgesendet worden war, am 26. September 1632 bei Arnstadt in Thüringen an der Gera, und hatte nun 21,000 Mann geübte Truppen beisammen, mit denen er einige Tage hier ausruhte, um gestärkt und frisch nach Sachsen herein vorzurücken. In Erfurt ließ er seine Gemahlin zurück. In Buttstädt erfuhr er, daß Naumburg an der Saale noch nicht von Wallenstein besetzt sei, sondern nur 36 kaiserliche Musketiere darinnen als Schutzwache lägen. Er kommandirte daher den Oberst Brandenstein mit etlichen hundert Dragonern und Musketieren, welche in der Morgendämmerung des 29. Octobers vor dem Ottmarsthore ankamen. Weil es ihnen nicht alsbald aufgethan wurde, ließ es Brandenstein mit Gewalt aufschlagen und den kaiserlichen Lieutenant mit

seinen Leuten gefangen nehmen. Gustav Adolph selbst eilte nach Naumburg, um es zu besetzen. Als er am 1. November hier mit der ganzen Armee vor der Stadt angekommen war und das Lagar hatte aufschlagen lassen, ritt er in die Stadt, hielt die Abendmahlzeit und kehrte in später Nacht wieder in's Lager zurück. Des andern Tages kam er wieder in die Stadt, hielt großen Kriegsrath und am 3. November wurde alles Fußvolk darin einquartirt und die Reiterei blieb in den nächsten Dörfern. Bei dieser Gelegenheit wurden Finnländer im Kloster Schulpforta einquartirt. Weil sie nun nicht anders meinten, denn daß es ein katholisches Kloster wäre, ruinirten sie dasselbe fast bis auf den Grund. Aus der ganzen Gegend strömte hier alles Volk zusammen, den König zu sehen, zu bewundern, vor Ihm auf die Kniee niederzufallen, die Scheide seines Schwertes, seine Kleidung zu berühren oder zu küssen. Erschrocken und entrüstet darüber rief er aus: „Ists nicht, als ob mich „dies Volk zum Gott mache? Unsere Sachen stehen gut; „aber ich fürchte, der Zorn des Himmels wird mich für „dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem thörig„ten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh „genug offenbaren!“

Unterdessen war Wallenstein in Weißenfels angekommen, seine Winterquartiere in Sachsen durch eine Schlacht selbst zu erzwingen, die er dem Könige zu liefern ge-

dachte, ehe sich dieser mit den Sachsen zusammensetzen könne. Durch seine immer noch stärkere Truppenzahl hoffte er vornehmlich eben so den König in das verwüstete Thüringen zurückzudrängen und daselbst verhungern zu lassen, als er es ihm durch Besetzung der vielen Engpässe zwischen Camburg und Weißenfels unmöglich machen wollte, der Saale entlang vorzurücken. Die Geschwindigkeit aber, mit welcher der König Naumburg besetzte, vereitelte Wallensteins Plan, der nunmehr des Königs Angriff gewärtig war, den aber zu besiegen er durch die Prophezeihung seines Sterndeuters Seni sich völlig überzeugt halten zu dürfen meinte, indem ihm Seni aus der Stellung der himmlischen Gestirne verkündigte: im November gehe des schwedischen Königs Glück unter!

Als aber Gustav Adolph ihn nicht angriff, sondern alle Anstalten traf, sich in Naumburg zu verschanzen und die Verstärkung abzuwarten, die ihm der Herzog Georg von Lüneburg zuzuführen schon auf dem Marsch war, so hielt Wallenstein Kriegsrath. Seine erfahrensten Generale waren der Meinung: der König scheine in seiner höchst vortheilhaften Stellung bei Naumburg, in welcher ihn anzugreifen nicht rathsam sei, zu verweilen; die Armee dürfe durch einen Winterfeldzug nicht zu sehr ermüdet werden; Köln am Rhein sei von den Holländern gefährlich bedroht; in Westphalen und am Un-

terrhein müsse durch hingesendete Hülfe den Fortschritten des Feindes Einhalt gethan werden; aus allen diesen Gründen sei der Feldzug zu beendigen. Wallenstein erkannte diese Gründe als triftig an, und da er selbst überzeugt war: weil sich der König tüchtig verschanze, so sei von ihm kein Angriff zu befürchten: verlegte er seine Truppen in die Winterquartiere, doch so, daß sie sich im Nothfalle schnell zusammenziehen konnten. Den General Pappenheim sendete er mit einem großen Theile des Heeres ab, um die Festung Moritzburg bei Halle zu besetzen und dann der Stadt Köln am Rhein zu Hülfe zu kommen. Die passenden Städte umher besetzte er also, daß die Garnisonen alle Bewegungen des Feindes wahrnehmen konnten. Graf Colloredo hütete das Schloß in Weißenfels und Wallenstein selbst blieb mit der noch bei sich habenden Armee unweit Merseburg zwischen dem Floßgraben und der Saale stehen, um sobald als möglich über Leipzig hin die Sachsen zu bedrohen und von der schwedischen Armee abzuschneiden.

Sobald Gustav Adolph Kunde erhielt, daß Pappenheim sich von der kaiserlichen Armee getrennt habe und abmarschire, diese aber dadurch um die Hälfte geschwächt worden sei, so brach er plötzlich aus seinem Lager auf und rückte eiligst nach Weißenfels vor. Auf's Höchste durch die Nachricht hiervon in Bewunderung gesetzt, nahm eben so eilig auch Wallenstein seine kräftigsten Maßregeln nach den

eben entstandenen Umständen. Zwar konnte er seinem 20,000 Mann starken Feinde nur 12,000 entgegensetzen; allein mit diesen hoffte er die schwedische Armee so lange aufzuhalten, bis Pappenheim wiederkäme, den er alsbald durch Eilboten zurückrufte, indem er glaubte, daß derselbe etwa gegen fünf Meilen weit sich entfernt haben könne. In der größten Schnelligkeit stellte er seine Truppen in der weiten Ebene zwischen Lützen und dem Floßgraben in voller Schlachtordnung auf, wodurch er den König und die sächsische Armee von einander trennte. — Jener Floßgraben ist ein Kanal zur Holzflöße, der bei Zeitz aus der sächsischen weißen Elster, auf welcher vom Voigtlande herein Scheitholz geflößt wird, abgeleitet ist und nach Leipzig, wo das Holz ausgezogen wird, und da wieder in die Elster geht. Er ist ziemlich breit und tief.

Nach genommener Abrede ließ Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels drei Kanonenschüsse thun. Diese verkündigten den Anmarsch des Königs. Alsbald zogen sich die Vorposten und Vortruppen der Wallensteinischen Armee unter dem Croatengeneral Isolani zusammen, um die am Flüßchen Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Dieselben wurden alsbald von den Schweden angegriffen und zurückgedrängt. Nun stellten sich beide Armeen in Schlachtordnung einander gegenüber also auf, daß sich der linke Flügel der Kaiserlichen an den Kanal lehnte

und der rechte Flügel der Schweden an die andere Seite des Kanals, die beiderseitige Reiterei aber sich jenseits des Kanals noch ausbreitete. Wallensteins rechter Flügel stand nördlich hinter Lützen, Gustav Adolphs linker Flügel aber südwärts von dieser Stadt. Zwischen beiden, einander im Angesicht habenden Armeen lief die Leipziger Landstraße hindurch, die beide Schlachtordnungen von einander trennte. Herr derselben aber war Wallenstein, der die Gräben zu beiden Seiten den Abend vor der Schlacht hatte vertiefen, durch Musketiere besetzen und zur Vertheidigung derselben hinter den letztern eine Batterie von 7 großen Kanonen hatte errichten lassen. Ganz nahe hinter Lützen bei den Windmühlen hatte er 14 kleinere Feldgeschütze aufgepflanzt, mit welchen die Ebene bestrichen werden konnte. Seine Infanterie hatte Wallenstein in fünf große Brigaden getheilt, deren Seiten von der Reiterei gedeckt wurden. Also stand die kaiserliche Armee 300 Schritte hinter der Landstraße in Schlachtordnung. Um ihr das Ansehen einer größern Stärke zu geben, als sie hatte, mußten sich alle Knechte und Troßbuben der Armee an den linken Flügel anschließen, bis Pappenheim käme. Dies Alles geschah in finsterer Nacht, und ehe der Morgen kam, war Alles fertig zur Schlacht, wie es sich von den Anordnungen eines Wallenstein nicht anders erwarten ließ.

An demselben Abende war aber auch Gustav Adolph

auf der gegenüberliegenden Ebene da! Seine Armee ordnete er in zwei Treffen hintereinander und hinter dem zweiten Treffen noch eine Reserve. Durch das Fußvolk hindurch wurden kleine, leicht bewegliche Schwadronen Reiterei und durch die Reiterei hindurch hin und wieder kleine Abtheilungen Musketiere postirt. Die ganze Armee hatte den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, ein schwieriger Punkt für dieselbe, und zur Linken Lützen. Das Centrum der Armee kommandirte der Graf von Brahe, geschützt auf den Flügeln durch Reiterei, und vor sich durch das grobe Geschütz. Die Reiterei des rechten Flügels kommandirte der König, auf dem linken Flügel stand die deutsche Reiterei, ihren Helden, Herzog Bernhard von Weimar an der Spitze. Eben so geordnet stand hinter der ersten Linie die zweite, und hinter dieser kommandirte der Schottländer Hendersohn die Alles beobachtende Reserve.

Sogleich am Morgen des 16. Novembers 1632 hätte der König angegriffen! Allein ein undurchdringlicher Nebel bedeckte die Ebene und hinderte beide Armeen an der Attake bis zur Mittagsstunde. Unterdessen redete der König seine Schweden und Finnen an: „Redliche Brü„der! Heute zeiget eure Tapferkeit. Fechtet männlich für „Gottes Wort und lasset euren König nicht unterliegen. „Trauet auf Gott, von welchem aller Sieg kommt, und „ihr werdet vor Gott und Welt Ehre haben; auch ich

„will euch belohnen. Werdet ihr's nicht thun, ich schwör'
„es euch, von eurem Gebein wird dann keins wieder
„nach Schweden kommen!" — Die Deutschen redete er
an: „Deutsche, liebe Brüder! ich bitte euch durch die
„Barmherzigkeit Gottes, erzeuget euch heute recht deut-
„scher Art, gehet mir aufrichtig unter die Augen, helft
„mir die Feinde Gottes schlagen, weichet ja nicht, wisset,
„daß ich euch zum Besten bis auf den letzten Bluts-
„tropfen kämpfe und keine Gefahr, wie groß sie ist, aus-
„schlagen will, werdet ihr bei mir stehen. So wollen
„wir nicht zweifeln, der Höchste wird unsere Feinde
„schrecken und einen herrlichen Sieg vom Himmel geben.
„Ihr werdet noch in der späten Nachwelt herrlichen
„Ruhm davontragen. Werdet ihr's aber nicht thun,
„so wird's um eure Freiheit und Religion gethan sein!"
Drauf bliesen die Trompeter die Melodie des Liedes:
Eine feste Burg ist unser Gott, und die Deutschen san-
gen ein geistliches Lied, das der König selbst gedichtet
hatte. — Da schwand der Nebel nach und nach! —
Vor der Fronte fällt darauf Gustav Adolph auf die
Kniee und betet mit zum Himmel erhobenem Auge; ihm
nach die ganze Armee! Nach dem Gebete ertönt ein
frommer Gesang, dem die ganze Feldmusik beistimmt.
Dann ruft der König mit lauter, vernehmlicher Stimme:
„Nun wollen wir dran! das walt der liebe Gott! Jesu,
„hilf mir heute streiten für dein heiliges reines Wort,

„zu deines Namens Lob und Ehre! Amen! Herr Jesu, „Amen!“ — Er steigt zu Pferde, blos angekleidet mit einem ledernen Koller und Tuchrock, weil ihm eine einst empfangene Wunde es nicht mehr gestattete, einen Harnisch zu tragen. Muth und Zuversicht sucht er nochmals der Armee einzuflößen durch kräftige Anrede, indem er die Reihen durchritt und die Parole gab: Gott mit uns!“ — indeß das Losungswort der Wallensteiner war: „Jesus Maria!“ — Gegen 11 Uhr zertheilt sich der Nebel völlig und beide Armeen erblicken sich im hellen Sonnenlicht. Die Stadt Lützen steht in Flammen; hier will sich Wallenstein nicht überflügeln lassen. Die Losung bei der schwedisch-deutschen Armee ertönt! ihre Reiterei sprengt gegen den Feind; ihre Infanterie ist alsbald im Sturmmarsch gegen die Gräben der Landstraße!

Ein fürchterliches Feuer aus den Musketen vom Graben herauf und aus den Kanonen über den Graben herüber wüthet den Schweden entgegen. Die tapfern Bataillone derselben lassen aber vom Angriffe nicht ab; die Kaiserlichen weichen aus den Gräben, die Schweden überspringen dieselben, die schwere feindliche Batterie ist erobert, wird umgewendet und gegen den Feind gerichtet. Die erste kaiserliche Brigade wird geworfen, dieser nach die zweite und schon will auch die dritte die Flucht ergreifen. Mit schneller Besonnenheit ist Wallenstein da, wehret der Unordnung seines Fußvolkes, sein Machtwort

ertönt und die Fliehenden stehen! Drei Reiterregimenter kommen zu Hülfe; dadurch ermuthigt, machen die Brigaden wieder Kehrum gegen den Feind, dringen mächtig in die zerrissenen Glieder der Schweden. Einander zu nah, kann die Muskete nicht mehr zum Schießen gebraucht werden, Seitengewehr und Pike werden ergriffen und Mann ficht gegen Mann. Die ermatteten Schweden müssen der Uebermacht weichen, über die Gräben zurück und die eroberte schwere Batterie ist ihren ersten Besitzern wieder überlassen. Tausend verstümmelte Leichen decken das Schlachtfeld Jeder Theil steht wieder auf seinem vorigen Boden.

Während dieses blutigen Auftrittes hatte der König mit dem rechten Flügel der Armee den linken des Feindes angefallen, durch seine schweren finnländischen Kürassiere die leichtberittenen Polen und Croaten, die sich an den linken kaiserlichen Flügel angeschlossen hatten, zersprengt, so daß ihre unordentliche Flucht die übrige Reiterei in Verwirrung und Furcht brachte. Da erhält der König Nachricht, daß sein Fußvolk über die Gräben zurückweiche und auch sein linker Flügel von den feindlichen Kanonen bei den Windmühlen ebenfalls zum Zurückweichen genöthigt werde. Schnell bedacht, was zu thun, übergiebt er dem General Horn das Kommando, daß er den bereits geschlagenen linken Flügel des Feindes verfolge und eilt selbst fort, der Unordnung seines

eigenen linken Flügels zu wehren. Er nimmt das Stenbock'sche Regiment mit sich, sprengt aber selbst so pfeilschnell über den Graben, daß die ihn begleitenden Schwadronen nicht nachkommen; etwa fünf Reiter nur und der verdächtige Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, können ihm nachsetzen und bei ihm bleiben. Dahin sprengt Er, wo die Gefahr seiner Infanterie am größten war. Er sucht auszuspähen, wo etwa der Feind eine Lücke oder schwache Seite zeige, kommt jedoch der feindlichen Reiterei, die eben im Vordringen begriffen war, durch Schuld seiner Kurzsichtigkeit zu nahe, wovor ihn der Franz Albert, der wohl recht gut sehen konnte, hätte warnen können und sollen. Da erhielt sein Pferd einen Pistolenschuß durch den Hals, ein anderer zerschmetterte ihm selbst den linken Arm. Da kommen noch mehrere Mann von seinen Schwadronen. „Der König blutet! — der König ist erschossen!" schrieen diese den weiter Nachkommenden mit Schrecken und Entsetzen entgegen. „Es ist nichts, folgt mir," ruft der König, rafft alle seine Kräfte zusammen, kommt aber einer Ohnmacht nahe und bittet den Herzog in französischer Sprache, ihn ohne Aufsehen aus dem Getümmel zu bringen. Indem aber dieser mit dem König auf einem Umwege, daß ihn die Infanterie nicht sehen soll, dem rechten Flügel zureitet, erhält der König noch einen Schuß durch den Rücken! Dies raubt ihm alle

Kraft. Er sinkt vom Pferde und sterbend spricht Er: „Ich habe genug, Bruder, rette dein Leben!" Er empfängt Reiterhiebe von schnell herbeigeeilten Feinden, wird verlassen von allen Begleitern, räuberische Croaten sind bei der Hand, unter ihren wilden Fäusten verhaucht er sein Leben; sie entkleiden ihn, und was er bei sich hat, das nehmen sie ihm ab. Da erblickt die noch übrige nachkommende Reiterei sein mit Blut überflossenes Roß; dieses verkündigt des Königs Fall! Wüthend dringt sie vor, seinen Körper den Feinden zu entreißen. Ein mörderisches Gefecht um denselben entsteht und unter einem Hügel von Todten wird sein Leichnam begraben! *)

„Der König ist erschossen!" Diese Schreckenspost wird überall laut in der Armee und entflammt in derselben ein loderndes Rachefeuer. Auch Bernhard von Weimar vernimmt den Schreckensruf, reitet mit aller Geistesgegenwart vor die Truppen und schreit ihnen

*) Es ist ungewiß, wie der König umgekommen ist. In viererlei Weise will man seinen Tod erzählen. 1) Er sei beim Angriff auf die Reiterei verwundet und dann von einer feindlichen Partei getödtet worden. 2) Der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg habe ihn rücklings erschossen. 3) Er sei an der Spitze des Steinbock'schen Regiments getödtet worden. 4) Er sei beim Recognosciren verwundet worden und da habe ihn sein Reitknecht Schauenburg erschossen, um ihn auszuplündern.

zu: „Schweden, Finnen, Deutsche, unser Verfechter der „Freiheit ist todt. Was ist unser Leben, wenn wir sei„nen Tod nicht rächen! Auf denn, laßt uns beweisen, „daß wir den König geliebt, den uns der Feind getödtet „hat! — Und wie grimmige Löwen fallen die upländischen, schmaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweiten Male über den linken Flügel des Feindes her, der ohnehin dem General Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und schlagen denselben ganz und völlig aus dem Felde, unterdessen Held Bernhard von Weimar, erfüllt mit Gustav Adolphs Geiste, schnell das Kommando übernimmt, den linken Flügel alsbald ordnet und mit Macht und Grimm auf den rechten Flügel des Feindes eindringt. Er erobert die fürchterlichen Kanonen bei den Windmühlen und läßt diese nun auf den Feind selbst ihre mörderischen Kugeln schleudern. Dann setzt er mit dem General Knipphausen den Mittelpunkt der Armee von Neuem in Bewegung gegen die Gräben Mit Macht und Wuth geht's hinüber und die bekannte schwere Batterie wird zum zweiten Male erobert. Mit wüthendem Ungestüm werden die schweren feindlichen Brigaden wieder angegriffen, die immer schwächer und schwächer Widerstand leisten. Da kommt Feuer in die feindlichen Pulverwagen und unter schrecklichem Donner und furchtbarem Gekrache fliegen sie in die Luft und streuen Granaten und Bomben

in die Lüfte aus. Die wallensteinischen Brigaden, die den stürmenden Schweden von Vorn kaum mehr widerstehen, wähnen sich im Rücken angefallen. „Die Schlacht ist verloren! Die Schweden kommen über uns!“ ist das allgemeine Zetergeschrei unter den Kaiserlichen. Alles kommt bei ihnen in Verwirrung und wird zum Theil flüchtig. Der Muth weicht von ihnen, denn sie sehen ihren linken Flügel völlig geschlagen und ihr Geschütz in Feindeshand! Die Schlacht will sich völlig enden, entscheiden, nur noch eine kleine Zeit und die Schweden und Deutschen haben gesiegt! — Da kommt Pappenheim! Kürassiere und Dragoner mit ihm! Das Errungene ist verloren! Eine neue Schlacht beginnt.

Pappenheim hatte Halle erreicht und seine beutegierigen Soldaten plünderten eben die Stadt, als Wallensteins Eilbote ihn zurückrief. Da er seine Infanterie nicht schnell genug zusammenziehen konnte, so saß er mit acht Reiterregimentern auf, um nach Lützen zu eilen und die Schlacht entscheiden zu helfen. Er kommt an; sieht den linken Flügel der kaiserlichen Armee von Horn geschlagen, in voller Retirade, in die er selbst mit verflochten wird. Aber mit der kalten Besonnenheit und Geistesgegenwart eines erfahrenen Feldherrn sammelt er die Fliehenden, bringt sie in eine gehörige Schlachtordnung, läßt Front gegen den Feind machen, den er von Neuem angreift. Vermuthend, daß hier Gustav Adolph sein

müsse, ist er voll Sehnsucht, persönlich mit diesem zusammenzutreffen, und stürmt wild und tapfer auf die Schweden ein, die abgemattet der von Neuem ermuthigten kaiserlichen Infanterie zwar männlich widerstehen, aber den frischen, neuangekommenen Reiter-Truppen kaum mehr Stand zu halten vermögend sind. Dies sieht kaum Wallenstein, als auch er die Seinen wieder ordnet und in's Feuer führt. Zum dritten Male werden die schwedischen Regimenter, die jedoch dicht geschlossen bleiben, über die Gräben der Hauptstraße zurückgetrieben und die bekannte schwere Straßenbatterie wird von ihren ersten Besitzern wieder genommen. Ein schwedisches Regiment, das gelbe genannt, kämpfte festgeschlossen wider die wüthend gewordene kaiserliche Reiterei, wich und wankte nicht, bis es, bis auf den letzten Mann zusammengehauen, in Reih und Glied todt auf dem Schlachtfelde lag, wie es gefochten hatte. Aehnlich war es einem andern Regimente ergangen, das blaue genannt, das Pappenheim mit seinen Reitern nach einem wüthenden Kampfe zu Boden geworfen hatte. Siebenmal hatte dieser Tapfere die Schweden angegriffen, sieben Pferde waren ihm getödtet, von sechs Musketenkugeln war er verwundet worden. Auch Wallenstein war der gewohnte, kalte, besonnene Feldherr; er durchritt die streitenden Bataillone, half den Verwundeten, ermuthigte die Zaghaften, rufte Lob zu den Tapfern, indeß sein Mantel von

Kugeln durchlöchert ward, seine Truppenreihen eben auch derb gelichtet wurden und Alles voller Todten um ihn her dalag. Pappenheim aber dringt immer wüthender vor, sucht Gustav Adolphen, um ihn persönlich kennen zu lernen im Kampf, der ebenfalls einmal geäußert hatte, den tapfern Pappenheim von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Da fahren zwei Musketenkugeln durch Pappenheims vernarbte Brust. Denn er hatte von empfangenen alten Wunden so viele Narben an seinem ganzen Körper, daß ihn die Soldaten nur den „Schrammhannes" nannten. Nur mit Gewalt können ihn die Seinen aus dem Schlachtgewühl tragen und hinter das Treffen bringen. Da ertheilt man ihm die Nachricht: „Der Schwedenkönig ist gefallen und todt!" und sein Antlitz erheitert sich noch einmal; zum letzten Male blitzen seine Augen und seine letzten Worte sind: „Meldet dem Herzog von Fried-„land, daß ich ohne Hoffnung zum Leben daliege, aber „fröhlich scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche „Feind meines Glaubens mit mir an Einem Tage ge-„fallen ist."

Kaum jedoch hört seine, schon einmal zurückgeschlagene, aber von ihm wieder zum Kampfe geordnete Reiterei, daß ihr Anführer im Sterben liege, als sie, vom Zweifel an fernern Sieg ergriffen, den Muth verliert und verzweifelt das Weite sucht. Der ganze rechte kaiserliche Flügel wird dadurch in Bestürzung gesetzt und

nur halten noch die Regimenter Götz, Terzky, Colloredo und Piccolomini Stand. Dies bemerkt die schwedische Infanterie, zieht ihre zerrissenen zwei Linien in eine zusammen, setzt noch einmal über die verhängnißvollen Straßengräben, erobert noch einmal die dahintergepflanzte bekannte Batterie, und wie die Sonne eben untergehen will, so soll auch der Glücksstern der einen Armee untergehen! Neuer, hitziger, wüthiger Kampf entspinnt sich, die letzte Kraft stemmt sich gegen die anderseitige letzte Kraft, Kriegskunst wird auf beiden Seiten sichtbar, neue Armeebewegungen oder Manövers, noch nie geübt, entfalten sich von selbst, Niemand siegt! Nebel und Nacht bricht ein! Man kann den Feind nicht mehr sehen! Beide Theile scheiden, wie durch stille Uebereinkunft, sonderbar von einander. Nichts mehr hörbar, als die Trompeten, welche bei beiden Armeen den Sieg verkündigen! Beide Theile entschwinden aus dem Schlachtboden! Von beiden bleiben die Kanonen auf dem Schlachtfelde stehen, denn die Stückknechte und ihre Pferde sind gefallen oder davongelaufen! Wer zuletzt auf diesem am kommenden Morgen steht, hat Alles gewonnen!

Eilfertig aber retirirt Wallenstein, Alles auf dem Schlachtfelde stehen lassend, nach Leipzig. Kaum ist er fort, so erscheint das nachgekommene Pappenheimische Fußvolk, sechs Regimenter stark. Diese haben es in ihrer Gewalt, das Schlachtfeld zu gewinnen, die kaiserlichen

und schwedischen Kanonen mitzunehmen. Aber ohne Ordre und dabei verblüfft, keine kaiserliche Armee mehr, wohl aber die schwedischen Wachtfeuer vor sich zu haben, eilen sie dem fliehenden Obergeneral nach, der ohne Geschütz, ohne Fahnen, ein Theil seines gewesenen Heeres ohne Waffen, in Leipzig mit den Ueberresten seiner Regimenter ankommt.

Nahe am Schlachtfelde aber ist Bernhard von Weimar mit der Armee geblieben, um jeden Versuch des Feindes, das Schlachtfeld in Beschlag zu nehmen, zu vereiteln. Am nächsten Morgen war dieses mit Allem, was darauf stand und lag, Sein! 9000 Todte von beiden Seiten liegen still auf dem Wahlplatz und die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben ist neben und zwischen beiden von seufzenden Verwundeten und röchelnden Sterbenden bedeckt. Gefangene soll es gar nicht gegeben haben! Ein Beweis der Wuth auf beiden Seiten. Zwischen Lützen und Weißenfels erholt sich die schwedisch-deutsche protestantische Armee.

Pappenheim starb am folgenden Tage in Leipzig. Zwar entsendete Wallenstein seine Kroaten am nächsten Morgen nach dem Schlachtfelde, um dasselbe zu umschwärmen und, wo möglich, das Geschütz zu retten. Aber kaum erblicken diese leichten, beutegierigen Truppen die Schweden und Deutschen in Schlachtordnung, als sie entfliehen, jenen das Schlachtfeld überlassen, auf wel-

chem Bernhard von Weimar die Rechte des Siegers ausübte und den Ausgang der schrecklichen Schlacht durch die baldige Einnahme Leipzigs als Sieger krönte.

Wallenstein bekannte sich als völlig geschlagen, denn er verließ Leipzig, verließ Sachsen, wo er so gar gern Winterquartiere gehalten hätte, strafte die in österreichischen und spanischen Landen angestimmten Siegeslieder und die in den Kirchen mit Absingung des „Herr Gott dich loben wir" abgehaltenen feierlichen Messen durch seinen eilfertigen Rückzug nach Böhmen Lügen.

Aber, wo lag der theure König, der unersetzliche Feldherr, der sein Leben der evangelisch-protestantischen Religion und Kirche blutig zum Opfer gebracht hatte? der wie eine neue Lebenssonne an Deutschlands Himmel erschienen war, geleuchtet hatte und nun wieder verschwunden war, daß man ihre Stätte nicht finden konnte; der Held, dessen protestantisch-lutherischer Glaubenseifer zwar den Reformirten nicht, wohl aber der evangelisch-lutherischen Kirche den Sieg erkämpfen wollte, nun aber durch seine Tapferkeit, durch seine bewunderungswerthe Feldherrnkunst, durch seine Standhaftigkeit in Verfolgung seines frommen Zwecks nicht mehr einen wundervollen Aufschwung, nicht mehr eine erstaunenswürdige Kraft zum Siege verlieh! Er war nicht mehr! und man wußte nicht einmal, wo seine entseelte Hülle lag! Aengstlich und von tiefer Wehmuth ergriffen, suchte man seinen

Leichnam unter den Todten auf dem grauenvollen Schlachtfelde. Lange suchte man ihn vergebens, bis man ihn fand unter einem ganzen Hügel von Todten. Kaum, daß man ihn erkannte, so war er mit Blut und Staub bedeckt, von den Hufen der Pferde zertreten, seiner Kleider beraubt und völlig entstellt. Neben einem großen Steine fand man ihn, der da in der Nähe von Lützen zwischen diesem Orte und dem Floßgraben seit langen Zeiten schon gelegen hatte und in die Erde halb eingesunken war gesehen worden, nun aber den Namen Schwedenstein erhielt, den jetzt ein herrliches, eisernes Monument überdeckt und umschließt. In Weißenfels empfing den Leichnam ihres theuren, herrlichen Gemahls die Königin unter lautem Wehklagen, bittern Thränen und heftigen Umarmungen. Wie betäubt standen die Generale, Obersten und Alle, die den großen Todten sahen, um ihn her und eine allgemeine Wehklage ertönte schauerlich und ängstlich durch alle protestantische Länder und bei allen protestantischen Armeen herrschte nur eine Trauer, aber auch ein Vorsatz, den Tod des Unersetzlichen zu rächen, wie man könne und vermöge! Allgemein war der Verdacht: der obengenannte Herzog von Lauenburg, der in der Lützner Schlacht allein vermocht hatte, hinter dem König herzureiten, sei ein erkaufter Spion gewesen, und dieser habe den König erschossen. Dem setzt man freilich entgegen: als man dem Kaiser in Wien den blutigen

Koller Gustav Adolphs brachte, sprach dieser: „Laßt uns „in Demuth wandeln, und Gott Alles anheimstellen! „Gern hätte ich dem Unglücklichen ein langes Leben und „die Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in „Deutschland Frieden geworden wäre!“ Allein es spricht auch gar Manches für jenen Verdacht. Franz Albert von Sachsen-Lauenburg war am schwedischen Hofe, mit dem er verwandt war, von Gustav Adolph durch eine, ihm wegen einer begangenen Unanständigkeit gegebenen Ohrfeige so mit Rache erfüllt worden, obgleich er Genugthuung bekam, daß er in kaiserliche Dienste trat und ein Regiment kommandirte. Hier ließ er sich von Wallenstein brauchen, am kursächsischen Hofe gewisse heimliche und verdächtige Unterhandlungen zu leiten. Auf einmal aber erschien er in Nürnberg und bot sich Gustav Adolphen als Volontär an, äußerte Eifer für die protestantische Sache und schmeichelte sich bei dem König ein, so stark auch diesen der Kanzler Oxenstierna warnte. In der Schlacht bei Lützen wußte er sich immer in der Nähe des Königs zu halten, trug die Farbe der Kaiserlichen, eine grüne Binde, um seinen Leib und blieb, als man ringsumher auf den König schoß, ungetroffen, und kaum ist der König todt, so war er der Erste, der aus dem schwedischen Lager zu Wallenstein eilte und diesem die erste Nachricht vom Falle des Königs brachte. Sogleich trat er in sächsische Dienste, blieb aber mit

Wallensteinen in einer Verbindung, die ihm das Leben auf dem Schaffot gekostet haben würde, wenn er nicht römisch-katholisch geworden wäre. Zuletzt war er wieder kaiserlicher General und starb in einem Feldzuge in Schlesien vor Schweidnitz an seinen Wunden. Dies sind freilich lauter verdächtige Merkmale! Geschichtlich actenmäßige Beweise liegen freilich nicht vor.

Gustav Adolphs Tod erzeugte bei der Ligue und dem Kaiser neue Hoffnungen auf eine für sie glückliche Wendung der Dinge und neuen Muth, so gefährlich auch ihre Sache jetzt stand. In die Verbindungen der protestantischen Fürsten aber brachte dieser Tod eine gänzliche Verwirrung. Der Eine war die Abhängigkeit von Gustav Adolph überdrüssig und trachtete nach dem Oberbefehl. Der Andere meinte sich durch den Krieg fast ganz ruinirt und zog jeden Frieden den bisherigen Verhältnissen vor. Ein Dritter gab den kaiserlichen Schmeicheleien Gehör und gerieth dadurch in verderbliche Versuchung. Die Feldherren der protestantischen Armeen waren zum Theil deutsche Fürsten und mochten als solche nicht unter schwedischen Generalen stehen, und diese zu stolz, um sich jenen zu untergeben. Dabei regte sich der König von Polen, suchte sich in Schweden eine Partei zu machen, das an Schweden Verlorene wieder zu gewinnen, oder gar Schweden und Polen zu vereinigen.

Allein der schwedische Reichsrath ließ der einzigen

Tochter des Königs, Christina, im ganzen Lande huldigen, schloß mit dem Czaar von Rußland, um Polen im Zaum zu halten, neue Freundschaft, erhielt auch Dänemark um so eher auf seiner Seite, als Christian IV. seinen Sohn mit Christina zu vermählen hoffte. Dabei wurden die Grenzen gut besetzt, die Flotten in den besten Stand gebracht und, so arm das Land war, doch alles nur Mögliche für die Armee gethan. Schon dies mußte den protestantischen Verbündeten, wie eine hohe Achtung, so neues Vertrauen einflößen.

Frankreich selbst erkannte die Nothwendigkeit, mit Schweden im Bunde zu bleiben, wenn dieses nicht genöthigt werden sollte, mit Oesterreich einen, nur für dieses vortheilhaften Frieden zu schließen, und da die Protestanten in Verlegenheit waren, so wollte Frankreich, das heißt der allgewaltige Minister Richelieu, als ein ächter Franzos, die Umstände nützen, um den deutschen Protestanten zwar beizustehen, aber auch Deutschland zu nöthigen, die französischen Absichten auf Erwerbung des ganzen Elsasses auszuführen, das dem deutschen Reiche zu entreißen schon lange ein, Deutschland schwächender, Plan gewesen war. Dieses Unheil hätten die protestantischen Fürsten wohl abwenden und sich unabhängig von Schweden und Frankreich erhalten können, wenn sie Insgesammt, Kursachsen und Brandenburg an der Spitze, in voller Einigkeit in einen großen Gesammtbund zusam-

mengetreten wären, in demselben fest und standhaft zusammengehalten und mit der ihnen zu Gebote stehenden Kraft und Macht ihre heilige Sache verfochten hätten. So aber wußte nur noch mit größter Noth ein Mann von Geist und Kraft so ziemlich das Ganze zusammenzuhalten, es noch erträglich zu leiten und das Vertrauen der Verbündeten zu gewinnen. Und dieser Mann war der mit Gustav Adolphs Geiste und Geheimnissen, wie mit den deutschen Geschäften und europäischen Staatsverhältnissen vertraute, geistreiche und geistesstarke schwedische Kanzler Oxenstierna. Er nur durchblickte alle Verhältnisse mit scharfem Verstande und öffnete den deutschen Fürsten die Augen zur Erkennung ihres wahren Vortheils bei den Versuchen Oesterreichs, sie von dem Bunde mit Schweden abzuziehen. Nur Er wußte die Muthlosen zur Besonnenheit zu bringen, den Umtrieben der feindlichen Mächte zu wehren, die gänzliche Trennung der Bundesgenossen zu verhüten, die Eifersucht der Feldherren zu stillen und die Reichsfürsten dahin zu bringen, sich seiner fernern Führung zu überlassen. Zu diesem Allen wußte sich Oxenstierna am ersten noch zu besinnen, als ihn, auf einer Reise durch Oberdeutschland zur Versammlung der vier obern Kreise, die Nachricht von dem Tode seines Königs zu Hanau überraschte und anfangs nicht weniger, als alle Freunde desselben betäubte. Ehe er aber freilich jenes Alles zu

thun vermochte, ging eine für die Protestanten theure, gute, längere Zeit hin, die sie, mit Geist und Kraft vereint, zum vollen Siege über ihre Feinde möglichst zu nützen alles hätten versuchen sollen, jedoch nun mit unnützem, armseligem Wortstreite unter einander ungenützt vergeudeten, eine Zeit, die nun um so rühriger ihre Feinde mehr als zu gut für sich benutzten. Den gefährlichsten Rath gab Wallenstein dem Kaiser: den ersten Schrecken der Protestanten über den Tod ihres Beschützers zu benutzen, eine allgemeine Vergessenheit des Bisherigen in ganz Deutschland zu verkündigen und den Protestanten mit annehmlichen Bedingungen zum Frieden entgegen zu kommen, wovon sich aber der Kaiser durch den Schein eines neuen Glücks, durch Spaniens und der Jesuiten Einreden zurückführen ließ. Spanien ward äußerst thätig für den Kaiser; es schoß diesem von dem Zehnten, den alle geistliche Güter mit Genehmigung des Papstes von ihrem Vermögen geben mußten, große Geldsummen vor; es bearbeitete den sächsischen Hof für den Kaiser; es sammelte eine Armee für ihn in Italien. Der Kurfürst von Bayern verstärkte beträchtlich seine Kriegsmacht und der unruhige Herzog von Lothringen kam auch in Bewegung für die Ligue. Wider dies Alles zu wirken, versäumte Oxenstierna Nichts, ob er gleich nicht Alles erlangte, was er wünschte.

Der Kurfürst von Sachsen konnte sich nicht mit dem

Gedanken vertragen, daß ein schwedischer Kanzler das Oberhaupt der protestantischen Verbindung sei. Lieber wollte er sich nochmals, zwischen Oesterreich und Schweden mitten inne, zum Oberhaupte einer dritten Partei und der Protestanten in Deutschland erheben. Bei Johann Georg fand zwar Oxenstierna die ehrenvollste Aufnahme, übrigens aber nur schwankende Versicherungen von fortdauernder Freundschaft. Der Kurfürst von Brandenburg hätte gern seinen Sohn mit der Königin Christina vermählt gesehen und war am eifrigsten für den Bund mit Schweden und dessen weitere Fortdauer. Herzog Ulrich von Braunschweig ließ alle schwedische Werbungen in seinem Lande aufhören und die Stände des niedersächsischen Kreises nach Lüneburg zu einem besondern Bunde einladen. Da aber Schweden damals das Erzstift Magdeburg inne hatte, dessen Bischof allein das Recht besaß, diese Stände zusammenzurufen, so redete Oxenstierna mit dem Herzoge ein ernstes Wort und verhinderte dessen gefährliche Absicht. Dennoch brachte er es nur dahin, daß sich einzelne Fürsten der sächsischen Kreise und die schwächere Hälfte des obern Deutschland von ihm in einen Bund vereinigen ließen. In Heilbronn kamen 1633 die Stände der vier obern Kreise zusammen, zu deren Versammlung Frankreich, England und Holland Gesandte sendeten und Oxenstierna in königlicher Umgebung und Pracht erschien. Er führte das

Wort und wußte die Verhandlungen dahin zu leiten, daß er von den Ständen die Zusicherung standhafter Treue, Beharrlichkeit und Eintracht für den protestantischen Bund erhielt, jedoch es nicht dahin brachte, daß dieselben ganz und völlig mit dem Kaiser und der Ligue gebrochen hätten, weil sie sich theils immer noch den Weg zur Versöhnung offen erhalten, theils sich nicht ganz in die Hände der Schweden geben wollten. Die meisten Schwierigkeiten erregten die Forderungen des Geldes, das zur Erhaltung der Armeen und Fortsetzung des Krieges unentbehrlich war, indem die Stände bereits genug erlitten und aufgeopfert zu haben versicherten. Indeß man ihm zwar die Oberaufsicht über die Führung der protestantischen Angelegenheiten übertrug, setzte man ihm doch wider seinen Willen mehre Mitaufseher an die Seite zur Verwaltung der Bundeskasse, zur Betreibung der Werbungen, wie zur Anordnung der Durchmärsche und Einquartierungen, und nur mit Mühe konnte er sich die Freiheit erringen, in Kriegssachen seiner Einsicht zu folgen. Was er also hatte durchsetzen können, war: daß er Director der protestantischen Angelegenheiten wurde, die vier obern Kreise Deutschlands enger und fester vereinigte, und von ihnen zur Führung des Krieges einen jährlichen Beitrag von 2½ Millionen Thalern zugesichert erhielt. Am 16. April 1633 kam man mit diesem Vertrage zu Stande. Damals starb auch der unglücklich

Pfalzgraf Friedrich, und Oxenstierna verhalf dessen Sohne zum neuen Besitz der eroberten und noch zu erobernden pfälzischen Länder; Mannheim allein sollte bis zum vollkommenen Kostenersatz den Schweden verbleiben.

Das Erste, was nach dem großen Siege bei Lützen geschah, war die Vereinigung der Sachsen und Lüneburger mit der schwedischen Hauptarmee, um die kaiserlichen Wüthериche, Wallenstein, Gallas und Holk, mit dem Ueberreste ihrer Raub-, Brand- und Mord-Heere aus ganz Sachsen nach Böhmen zu vertreiben, und alle Orte, die von diesen Würgengeln noch besetzt waren, von denselben zu reinigen, was auch in kurzer Zeit gelang. Hierauf rückten die Sachsen unter Arnheim, die Brandenburger unter Borgsdorf und ein Corps Schweden unter dem Grafen Thurn in die Lausitz und brachen in Schlesien ein, um dieses Land dem Kaiser zu entreißen, Wallensteinen in Böhmen zu beschäftigen und, wo möglich, gegen Oesterreich vorzurücken. Mit einem Theile der Armee marschirten Wilhelm von Hessen und Georg von Braunschweig nach Westphalen, gegen den kaiserlichen General Gronsfeld, der für die Ligue den Rhein schützen sollte. Mit der Hauptarmee aber wendete sich Herzog Bernhard von Weimar nach Franken 1633, wo er sich der Stadt und des Hochstiftes Bamberg bemächtigte.

Am meisten zu schaffen machten den Verbündeten die

nöthigen Unternehmungen an der Donau und am Lech. Was Gustav Adolph hier erobert hatte, konnten währenddessen, daß dieser in Sachsen gegen die Kaiserlichen focht, der Pfalzgraf von Birkenfeld und General Banner nur mit Mühe gegen die Bayern vertheidigen. Als diese sogar von einem Corps Kaiserlicher unter dem tapfern und kriegserfahrenen General Altringer verstärkt worden waren und unterstützt wurden, sahen sich Beide viel zu schwach, um ihre Gegner in deren siegvollem Vorrücken aufhalten zu können. Sie riefen daher den General Horn aus dem Elsaß zu sich. Dieser machte sich auf, eroberte im Elsaß die Städte Benfeld, Schlettstadt, Colmar, Hagenau, übergab dann die Vertheidigung aller dieser Eroberungen dem Rheingrafen Otto Ludwig, und eilte über den Rhein, um den General Banner zu verstärken. Dessen Heer wuchs nun wohl zu einer Stärke von 16,000 Mann an, konnte aber den Feind nicht hindern, sich in Schwaben zu behaupten, Kempten zu erobern und sieben böhmische Regimenter mit sich zu vereinigen. Obschon Rheingraf Otto Ludwig nach Horns Abzuge sich, wenn auch mit Mühe, des aufgebrachten elsasser Landvolkes hätte erwehren können, so mußte man doch das Elsaß gänzlich entblößen, um das Heer an der Donau zu verstärken. Allein auch dies reichte noch nicht aus; auch Herzog Bernhard, der sich Würzburgs zu bemächtigen gedachte, mußte herbeigerufen werden, um dem Gustav

Horn zu Hülfe zu kommen. Ohne Rast setzte sich Bernhard in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs die Bayern unter Johann von Werth, der ihm den Weg verlegen wollte, und setzte sich mit der schwedischen Armee bei Donauwörth zusammen. Eine zahlreiche Armee, befehligt von herrlichen Generalen, bedrohte nun Bayern auf's Furchtbarste. Das Bisthum Eichstädt wurde eingenommen, so wie München, Landsberg, Neuburg und andere Städte Bernharden ihre Thore öffneten. Nur der Schlüssel von Bayern, Ingolstadt, war unüberwindlich. Zwar war dessen Kommandant, Craz von Scharfenstein, der schon 1632 diese Festung gegen Gustav Adolph auf's Tapferste vertheidigt hatte, aber von seinem undankbaren Kurfürsten vielfach zurückgesetzt worden war, heimlich gegen Bernhard erbötig, ihm in der Nacht vom 3. zum 4. Mai um 11 Uhr die Thore zu öffnen; allein Bernhards dazu abgesendete Truppen verspätigten sich durch Umwege in Gehölzen und kamen erst mit Sonnenaufgang vor Ingolstadt an, fanden es aber auf seinen Wällen im vollsten Vertheidigungszustande, worein es Craz, um sich nicht zu verrathen, in aller Schnelligkeit versetzt hatte, ob es gleich sein Ernst gewesen war, die Festung Bernharden in die Hände zu spielen, der ihm zur Belohnung eine Feldmarschallsstelle versprochen hatte.

Altringer hatte plötzlich von Wallenstein Ordre erhalten, nicht angriffsweise zu handeln, und da er auch

von Böhmen aus keine Verstärkung erhalten konnte, so vermochte er auch das Vordringen der vereinigten schwedischen Armee nicht abzuwehren. Wallenstein selbst blieb fest in Böhmen sitzen, schien seiner Pflicht gegen seinen Herrn, den Kaiser, nicht nachkommen zu wollen und überließ Bayern den Schweden und seinen protestantischen Feinden. Alles vereinigte sich, den letztern den Sieg in diesen Gegenden zu verschaffen, als eine Empörung unter den Offizieren ausbrach.

Daß man der Armee, ihrer Tapferkeit und Ausdauer, ihrer Mannszucht und Treue Alles zu verdanken habe, das wußte sie; daß ungeheure Contributionen fort und fort erhoben, die größten Summen davon auf Staatsbedürfnisse verwendet wurden, aber auch zum Theil in einzelne große Hände gefallen waren und der Soldat oft seinen Sold nicht empfing, sondern auf Raub und Beförderung angewiesen war, das wußte sie auch. Zwei vorher schon immer unruhige Offiziere, Pfuhl und Mitschofal, gaben das traurige Beispiel, dem in wenig Tagen fast alle Offiziere nachfolgten. Man verband sich auf's Festeste untereinander, nicht eher einem Kommando zu gehorchen, als bis ihnen der seit Monaten, ja seit Jahren nicht entrichtete Sold gezahlt und jedem Einzelnen noch eine seinen Dienstjahren und Verdiensten angemessene Belohnung an Geld oder liegenden Gründen zu Theil worden sei. Täglich mehrten sich die Mißvergnüg-

ten, und nur dadurch, daß man die an die Armeen am Rhein und in Sachsen abgegangenen Briefe auffing, verhinderte man den Aufruhr auch bei diesen. Herzog Bernhard's Vorstellungen richteten Anfangs nichts aus, und die harten Verweise Horns machten die Sache nur noch ärger. Die Mißvergnügten forderten, daß jedem Regimente gewisse Städte angewiesen würden, um ihren rückständigen Sold zu erheben, und wenn Oxenstierna binnen vier Wochen nicht Rath schaffe, würden sie sich selbst helfen und dann nie wieder einen Degen für die Schweden ziehen!

Die Kriegskasse war erschöpft, der Credit gesunken und unter allen schwedischen Heerführern nur Einer, auf den man höchstens rechnen konnte, daß er den Sturm noch beschwichtigen werde. In der äußersten und peinlichsten Verlegenheit war Oxenstierna, Bernhard von Weimar aber wegen seiner klugen Mäßigung und Sorge für die Soldaten im Besitze des allgemeinen Vertrauens, wegen seiner Kriegserfahrung Gegenstand allgemeiner Bewunderung und der Liebling der Armee. Ihm übertrug man daher die Besänftigung des stürmischen Heeres. Bernhard, sich seiner Unentbehrlichkeit bewußt, machte die Bedingung: daß man ihm als schwedischen Generalissimus das Oberkommando im Kriege übergebe! Im Zorn darüber kündigte ihm Oxenstierna den schwedischen Dienst auf; besann sich aber sogleich, wie unumgänglich

er sich in die Nothwendigkeit fügen müsse. Auf eine sehr anständige Weise brachte man ihn zwar von der Forderung des alleinigen Oberkommando's zurück, übergab ihm aber die fränkischen Bisthümer als Lehen der schwedischen Krone, mit Ausnahme der Festungen Würzburg und Königshofen, die von den Schweden besetzt bleiben sollten. Nun stillte Bernhard, wie durch sein Ansehn, so durch seine Klugheit und Thätigkeit den Aufruhr, indem er dafür sorgte, daß große Summen Geldes an die Offiziere vertheilt und eine große Menge eroberter Ländereien, gegen 5 Millionen an Werth, den Unzufriedenen zu beliebiger Benutzung überlassen wurden. Aber der Zeitpunkt, der zur Ausführung aller beabsichtigten großen Unternehmungen günstig gewesen wäre, war verloren; die Generale waren genöthigt, sich zu trennen, weil bereits Feinde in andern Gegenden sich von Neuem thätig bewiesen, welche zu bekämpfen waren, wenn nicht alle günstig gewordenen Umstände völlig verloren gehen sollten.

Gustav Horn richtete seinen Marsch nach Schwaben, wo die Kaiserlichen Würtemberg mit Verwüstung bedrohten. Dieselben wichen bei seiner Ankunft und retirirten an den Bodensee. Dies gab dem General Horn den Gedanken ein, sich mit den Schweizern in Verbindung zu setzen. Er legte sich deshalb vor Kostnitz, um dieses zu erobern, mußte aber aus Mangel an Bela-

gerungsgeschütz um so mehr abziehen, als ihn eine neue Erscheinung nach Bayern zurückrief.

Hier trat eine italienische Armee unter dem spanischen General Herzog von Feria auf, zu dem mit seinen Truppen zu stoßen General Altringer Befehl erhielt. 30,000 war diese Armee stark. Auf die Nachricht hiervon rief Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld zu Hülfe, vereinigte sich mit diesem bei Stockach und rückte bis auf eine Stunde Entfernung kühn an den Feind an, der über die Donau nach Schwaben vorgerückt war. Allein schnell zogen sich die Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsaß, wobei sie Breisach entsetzten und den Rheingrafen Otto Ludwig in seinen siegreichen Fortschritten aufhielten. Denn dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert, wurde von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreit und den Herzog von Lothringen aus dem Felde geschlagen hatte, zwar unterstützt, um das Uebergewicht in diesen Gegenden zu behaupten, war aber jedoch dem neuen Feinde nicht gewachsen, bis auch Horn herbeikam und sich mit ihm vereinigte. Da mußte dieser Feind aus dem Elsaß weichen. Auf seiner Retirade wurde derselbe von einem rauhen Herbstwetter überfallen, das dem größten Theile der weichen, frostigen Italiener den Tod brachte, welchen auch der Herzog Feria aus Gram über das Mißlingen seiner Unternehmung erlitt.

Herzog Bernhard von Weimar hatte 18 Infanterieregimenter und 140 Schwadronen Kavallerie unter seinem Kommando, mit denen er sich im Herbst 1633 an der Donau also postirte, daß er Franken decken und die kaiserliche Armee beobachten konnte. Kaum aber hatte Altringer sich entfernt, um zu dem Herzoge von Feria zu stoßen, als Bernhard wie ein Blitz über die Donau ging und vor Regensburg stand, das unentbehrlich war, wenn man sich in Bayern behaupten und nach Oesterreich vordringen wollte. Dies war ein großer Schreck für Maximilian; denn die Stadt war wohl mit 15 Compagnien Truppen besetzt, welche dieselbe behaupten konnten; allein sie befanden sich unter einer Bürgerschaft, die nichts eifriger wünschte, als von den Bayern erlöset zu werden. Diese protestantische Bürgerschaft fürchtete der bayer'sche Kommandant, indem er mehr als zu gut wußte, wie ergrimmt die Regensburger waren über des Bayers Herrschaft in ihrer Stadt; ihre Freude über Bernhards Erscheinung war auch so groß, daß dieselbe sich mehr als zu stark äußerte, um den Verdacht eines Tumultes wider die Besatzung zu erregen. Eilboten auf Eilboten sendet der Kommandant an den Kurfürsten, dieser alsbald an Wallenstein, nur um 5000 Mann Hülfe zu erbitten. Sechse sendet der Kurfürst Maximilian umsonst ab, dem siebenten erst giebt der nicht zu enträthselnde Wallenstein die gnädige Verheißung einer Hülfe von

12,000 Mann, die unter Gallas nachkommen würden. Aber dem Gallas verbot Wallenstein bei Lebensstrafe abzumarschiren und er selbst blieb in Böhmen, geplagt von der Gicht, mürrisch über sein gehabtes Unglück und im Geheim mit des Kaisers und Bayerns Feinden in Unterhandlungen begriffen. Mit Besonnenheit hatte der bayer'sche Kommandant in Regensburg die katholischen Bauern bewaffnet, die protestantischen Einwohner entwaffnet und der Wachsamkeit der Besatzung unterworfen. Aber das Bernhard'sche Geschütz wirkte auf's Heftigste, kein Ersatz erschien, der Kommandant sorgte daher für sich und seine Soldaten durch eine anständige Kapitulation, in welcher er die bayer'schen Beamten und Geistlichen der Gnade des Eroberers anheimstellte. Nach Regensburgs Besatzung ging Bernhard 6 Meilen an der Donau weiter fort auf Straubing los, erobert es, indeß ein schwedischer General das nördliche Donauufer unterwirft, bietet aller stürmischen Witterung Trotz und setzt vor den Augen der bayer'schen Truppen unter dem General Werth an der Mündung der Isar über den Strom. Hier erhält er die Nachricht: Wallenstein ist aufgebrochen und im Anmarsch! Denn dieser hatte endlich den stürmischen Bitten und Forderungen des Kaisers nachgegeben, um nach Bayern gegen Bernhard zu ziehen. Sogleich aber eilt dieser über die Isar und Donau, um die Oberpfalz gegen jenen zu vertheidigen und, wenn es

sein müsse, ihm die Stirn zu bieten. Aber kaum freuen sich die Bayern, ihre, ihnen so verhaßten protestantischen Feinde los zu werden, als der unerforschliche Wallenstein wieder nach Böhmen verschwindet und sein Winterlager mit seiner gar nicht ermüdeten Armee in Pilsen geruhlich einnimmt, auch Bernhard den Feldzug endet und seine Truppen die wohlverdienten Winterquartiere im feindlich-bayer'schen Lande beziehen und genießen läßt.

Eben so siegreich entschied sich fast Alles in Niedersachsen und Westphalen, wo der Herzog Georg von Lüneburg und der Landgraf Wilhelm von Hessenkassel die vereinigten schwedisch-deutschen Truppen kommandirten. Herzog Georg griff die Festung Hameln an der Weser im Fürstenthum Calemberg an und ward ihrer, nach der tapfersten Gegenwehr der kaiserlichen Besatzung, Herr. Aber einen der glänzendsten Siege erfocht die vereinigte schwedisch-hessische Armee unter der Anführung des Landgrafen über den kaiserlichen General von Gronsfeld an der Weser bei Oldendorf, wobei sich ein natürlicher Sohn Gustav Adolphs, der Graf von Wasaburg, seines Vaters würdig, auszeichnete. Die Kaiserlichen wurden total geschlagen, verloren 16 Kanonen, ihr ganzes Gepäcke, 74 Fahnen, 3000 Todte, 4000 Mann, die gefangen genommen wurden und einen General. Osnabrück in Westphalen mußte sich an den schwedischen Oberst Knyphausen und Paderborn an den Landgrafen ergeben. Einer

der wichtigsten Punkte für die Kriegführung der verbündet-protestantischen Armee aber ging verloren, Bückeburg in der Grafschaft Schauenburg, auch in Westphalen.

Wer aber mag sich Wallensteins Benehmen enträthseln, auf welchen der Kaiser seine letzte Hoffnung gesetzt hatte und dem er durch sein Verhalten wie ein Feind beinahe erscheinen mußte! In großer Eile hatte er sich nach der Schlacht bei Lützen nach Böhmen zurückgezogen, hier Alle, denen ein niedergesetztes Kriegsgericht eine Schuld beimessen konnte, furchtbar bestraft, Alle, welche sich ausgezeichnet hatten, königlich belohnt und herrliche Denkmale der Erinnerung an diejenigen gesetzt, die in der Schlacht geblieben waren. Aber nicht im Lande des Feindes, nein, in den österreichischen Ländern ließ er seine Armee theure, kostspielige, Alles aufzehrende Winterquartiere halten. Und als der Feldzug von 1633 eröffnet wurde, wo man ihn, seine geistige Ueberlegenheit im Kriegführen und seine überaus gut genährte, gekleidete und bewaffnete und geübte Armee auf der einen Seite als Besiegerin aller Feinde erwartete und auf der andern Seite als die furchtbarste Feindin fürchtete, da lag er erstlich ganz still in Böhmen und sah den schwedisch-deutschen Siegen aus der Ferne düster und finster zu, und als er dann in Bewegung kam, machte er ein kaiserliches Land zum verheerenden Schauplatze des Kriegs. Das konnte freilich großen Verdacht der Untreue gegen

den Kaiser und geheimer, feindseliger Pläne gegen denselben erwecken!?! Sein Benehmen als eine Geistesverwirrung erklären zu wollen, dazu ist kein Grund vorhanden; vielmehr scheint Alles dafür zu sprechen, daß er zwar die Schweden gerne vernichtet, aber auch im Bunde mit Sachsen und Frankreich, das ihm eine Million Thaler und Beistand zur Erringung der böhmischen Krone versprach, um Oesterreich zu schwächen, gern eine neue Macht und für sich ein Königreich gestiftet hätte, wobei er aber freilich mitunter Etwas thun mußte, was dem Kaiser zum Vortheil zu sein schien und ihn vom Verdachte der Untreue gewissermaßen reinigte. Dies Alles wird sich aus dem Folgenden sattsam ergeben.

Nach dem entworfenen Kriegsplan der vereinigten schwedisch-deutschen Gesammtarmee sollten drei zusammengesetzte Corps Schlesien erobern, ein schwedisches unter Graf Thurn, ein sächsisches unter Arnheim und dem Herzoge von Lauenburg und ein brandenburgisches unter Burgsdorf. Diese nahmen zwar mehre feste Plätze weg und zogen selbst Breslau auf ihre Seite. Allein mit der Einigkeit unter einander war es Nichts. Thurn und Arnheim zankten sich um den Oberbefehl. Die Sachsen und ihr immerfort verdächtiger Arnheim standen mit den Oesterreichern auf einem sehr vertraulichen Fuße, so, daß sich die Offiziere oftmals gegenseitige Gastmahle gaben. Die Sachsen und Brandenburger hielten zusammen gegen

die Schweden, die sie als Eindringlinge in die deutsche Sache haßten und verkürzten sie bei jeder Gelegenheit. Viele machten kein Hehl aus den Summen Geldes, die sie von Wien zogen. Arnheim war immer abwesend, und als er kam, um bei der Armee zu bleiben, war Wallenstein, mit dem er immer in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, auch da mit 40,000 Mann, denen sich die unter sich uneinige verbündete Armee nur mit 24,000 Mann entgegenstellen konnte. In seinem verschanzten Lager bei Münsterberg stand aber Wallenstein acht Tage lang wie unbekümmert um den Feind. Endlich brach er auf, zog an dem Lager der Verbündeten vorüber, als wenn sie nicht da wären, und als diese an seiner Seite auch mitzogen, griff er sie nicht an, so oft er auch gekonnt hätte. So zogen beide Armeen neun Tage lang neben einander einher, oder standen ruhig einander gegenüber, als endlich Graf Terzki, von Wallenstein abgesandt, vor dem Lager der Verbündeten erschien und den General Arnheim zu einer Zusammenkunft einlud. Hier schlug Wallenstein, der doch Uebermächtige, einen Waffenstillstand von 6 Wochen vor. Er äußerte den Verbündeten: „Er sei gekommen, um mit den Schweden und Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen und einem Jeden Genugthuung zu verschaffen. Dies stehe in seiner Hand, „und wenn man es in Wien nicht bestätigen wolle, so

„wolle er sich mit den Verbündeten vereinigen und (was „Wallenstein dem Arnheim in's Ohr flüsterte) den Kai„ser zum Teufel jagen!" Ja, in einer zweiten Conferenz, die Wallenstein sogar mit dem, ehedem wider den Kaiser rebellischen Grafen von Thurn hielt, versprach er: „Alle ehemaligen Privilegien der Böhmen zu bestätigen, „die vertriebenen Böhmen zurückzurufen und ihnen alle „verlorenen Güter wieder einzuräumen, womit er für „seine Person selbst den Anfang machen wolle. Alle Je„suiten sollten vertrieben, Schweden solle in Terminen mit „Geld abgefunden werden und mit allen überflüssigen „Truppen wolle man gegen die Türken ziehen. Dies solle „geschehen, wenn Er die böhmische Krone erhalte, wo „dann alle Vertriebene sich seiner Großmuth zu erfreuen „haben sollten. Eine vollkommene Freiheit der Religion „solle im Königreiche herrschen, das pfälzische Haus in „alle seine ehemaligen Rechte eingesetzt werden; Ihm aber „müsse für Mecklenburg Mähren zur Entschädigung die„nen. Dann sollten die vereinigten Armeen unter seiner „Anführung nach Wien ziehen und den Kaiser mit ge„waffneter Hand zwingen, Alles zu genehmigen!!"

Um diesen Plan auszuführen, hatte Wallenstein alle ihm verdächtige Offiziere entfernt, die andern durch königliche Freigebigkeit an sich gefesselt, ihnen Alles gegen die österreichischen Unterthanen nachgesehen, was dieselben gethan hatten, sich zu bereichern, und meinte nun, ein ihm

ganz ergebenes, zuverlässiges Heer für sich zu haben! Allein er hatte sich verrechnet. Schon lange hatte man von spanischer und italienischer Seite den Kaiser gewarnt und angegangen, Wallensteinen aller verliehenen Macht zu berauben, was aber der ungeheure Vertrag nicht zuließ, den der Kaiser mit Wallenstein gemacht hatte, und den er ohne Gefahr, sich denselben zum offenen Feinde zu machen, nicht brechen konnte. Weil aber in diesem Vertrage Wallenstein zum kaiserlichen Generalissimus nur in Deutschland ernannt war, so warb Spanien eine italienische Armee unter spanischem Kommando, schickte sie nach Deutschland, und Wallenstein mußte derselben den General Altringer mit dessen Corps beigeben, so sehr er auch diesem im Geheim die Hände band. Obschon diese Armee in Schwaben und Elsaß nichts ausrichtete, hatte man doch an ihr eine Stütze selbst gegen Wallenstein, den man nach und nach entbehrlich zu machen suchte.

Auf der andern Seite hatten die Generale der verbündeten, protestantischen, schlesischen Armee keine Vollmacht von ihren Fürsten zur Abschließung von Verträgen und konnten daher nichts thun, als den Waffenstillstand auf 14 Tage anzunehmen, um in dieser Zeit Verhaltungsbefehle einzuholen. Diese Zeit nützte zwar Wallenstein, um geheime Unterhandlungen mit dem französischen Bevollmächtigten in Dresden, Feuquieres, zu pfle-

gen, die damit endigten, daß Wallenstein von Frankreich die Versicherung alles Vorschubes und des Vorschusses beträchtlicher Geldsummen erhielt. Aber gerade dies gereichte ihm zum Verderben.

Der französische Gesandte entdeckte, daß Sachsen und Schweden in das Geheimniß eingeweiht seien, letzteres sich mit dem, was ihm zugedacht sei, nicht begnüge und Sachsens Minister auf kaiserliche Seite hingen. Mit seinen Zweifeln und Besorgnissen rückte er endlich gegen den schwedischen Kanzler heraus, der in Allem nur Wallensteins Plan ersah, die schwedische und sächsische Kriegsmacht in die Gewalt des Kaisers zu bringen. Auch kam Arnheim zu Oxenstierna mit dem Antrage, die besten schwedischen Regimenter dem Wallenstein zu überlassen; allein auch diesen machte der Kanzler bedenklich und besorgt. Man entdeckte endlich in Wallensteins Benehmen nichts als Widersprüche. Während er die Schweden in sein Bündniß ziehen wollte, äußerte er gegen Arnheim, daß man die Schweden aus Deutschland jagen müsse. Indem die sächsischen Offiziere vertraulich in Wallensteins Lager gingen, wurden ihnen Versuche, sie zu Gefangenen zu machen, mehr als zu sichtbar. Wallenstein brach auf einmal den Waffenstillstand ohne Weiteres, und erneuerte ihn mit Mühe einige Monate hernach. Er lockte durch die gute Verpflegung seiner Truppen die schlecht unterhaltenen Truppen der Alliirten bis zur Hälfte an sich,

indem sie zum Desertiren verleitet wurden. Erwartete man von ihm einen Schlag, so fing er neue Unterhandlungen an, und sobald er merkte, daß die Alliirten wegen des Waffenstillstandes in voller Sicherheit lebten, erneuerte er die Feindseligkeiten. Allein es mochte wohl bei ihm darauf abgesehen sein, die Schweden zu vernichten, mit Sachsen verbunden und im geschlossenen Frieden den Kaiser zu verderben. Jedoch sah er endlich ein, daß seine Unterhandlungen zu Nichts führten und er Etwas thun müsse, um allen Verdacht von sich zu entfernen.

Vor dem letzten Waffenstillstande, den er geschlossen hatte, gab er 1633 dem berüchtigten Generale Holk Ordre, von Böhmen aus in's Meißnische einzufallen. Dieser ließ durch 500 böhmische Bauern einen Weg durch die Wälder der steilsten und wildesten Gebirge des Erzgebirges hauen und überfiel am 4. August 1633 Schneeberg, das er ausplünderte und wo er die Kirche beraubte und die Bergwerke zerstörte, was auch Eibenstock widerfuhr, dessen Bewohner 3½ Wochen lang in die Wälder und Bergwerke flüchteten. Als er den Paß bei Reitzenhain, Schwarzenberg und Scharfenstein wieder besetzt hatte, wendete er sich wie ein rasender Sturmwind schnell nach Zwickau und in's Voigtland, wo er Alles mit Feuer und Schwert verwüstete, dann den Kurfürsten in seine Festungen zu flüchten nöthigte, indem er Leipzig eroberte. Als der Waffenstillstand in Schlesien geschlossen war,

mußte Holk über das Voigtland zurück nach Böhmen, wo es jenem wieder schrecklich erging. In Zwickau brach eine Pest unter seinen Soldaten aus. Er brach daher in Eile am 18. August 1633 von da nach Reichenbach und Oelsnitz auf. Hier wurde er selbst angesteckt, kam auch nicht weiter, als nach Türschenreith bei Adorf, wo er endete. Derselbe war eigentlich ein Däne und ein Lutheraner, hielt sich aber von seinem Könige zurückgesetzt und beleidigt und ging deshalb in kaiserliche Dienste. Er war einer der schrecklichsten Menschen in diesem Kriege, der vornehmlich, ja durch seinen Namen schon, Furcht und Schrecken in Sachsen erregte. Wohin Er kam, da war es aus mit allem Wohlstande, denn ihm ganz ähnlich waren seine Soldaten. Als er fühlte, daß es aus sei mit seinem Leben, mochte doch sein Gewissen aufwachen und er verlangte nach Absolution durch einen evangelischen Prediger. Er sendete Leute umher, ließ Reiter ausreiten, einen zu suchen und zu bringen, aber es war keiner zu finden, denn sie waren von den grausamen Soldaten vertrieben, aus ihren Gemeinden entwichen und in Städten und Wäldern mit Andern verborgen. Er bot 1000 Thaler Dem, der ihm einen schaffe, und es half ihm nichts. Der Stadtvoigt von Adorf mußte endlich fort und einen Prediger suchen; Der fand endlich einen im Walde, welcher sich bereden ließ, mitzugehen; aber als derselbe ankam, hatte der Wütherich in der Pein

seiner Gewissensbisse sterben müssen. Sein Leichnam wurde in einem zinnernen Sarge nach Dänemark gebracht. Sein Volk fiel haufenweise um, daß von demselben Wenige nach Böhmen zurückkamen. — Wie er dies sein Volk hausen ließ, davon nur dies: Bei Feiburg in Sachsen ergriffen einige seiner Horde einen lutherischen Pfarrer, zerhauten ihn in Stücken und warfen diese den Hunden zum Fraße vor. In ein anderes Dorf der dortigen Gegend fiel Holk'sches Volk ein, als eben Kirche und heilige Communion gehalten wurde. Dasselbe drang in die Kirche, goß den consecrirten Wein aus und steckte den Kelch in einen Sack. Etliche setzten sich auf den Altar, verunreinigten ihn auf's Ekelhafteste und Schmählichste und steckten die consecrirten Hostien in den Unrath. Sieben Reiter drangen dann in die Wohnung des Predigers, hingen diesen an den Beinen auf, erbrachen den verschlossenen Tisch und fanden in demselben Oblaten. Diese legten sie in eine Schüssel, gossen Wein darauf und bestreuten sie dick mit Zucker, den sie in einer Düte fanden, machten sich Alles recht süß und verschluckten es unter lautem Jubel. An dieser Zuckerleckerei aber starben sie Alle, denn der vermeintliche Zucker war mit vielem Zucker zubereiteter Arsenik für die Mäuse.

Als der letzte Waffenstillstand aufgekündigt war, ließ Wallenstein bei einer Bewegung vorwärts das Gerücht aussprengen: General Piccolomini sei aufgebrochen nach

Meißen! Schnell eilt nun Arnheim mit seinen Sachsen dahin und läßt die Schweden, nur 2500 Mann stark, unter Thurn in Schlesien zurück bei Steinau an der Oder. 16 Meilen weit läßt Wallenstein die Sachsen fort, als er mit mehr als 20,000 Mann vor dem Lager der Schweden erscheint und Thurn fragen läßt: ob er sich wehren, oder in einer halben Stunde auf Gnade und Ungnade ergeben wolle? — Und die Schweden mit Thurn müssen sich ergeben, werden Wallensteins Gefangene mit allen ihren Fahnen, Kanonen und Gepäcke! 1633. Wie freute man sich in Wien auf Thurns Einlieferung und Hinrichtung!! Allein den Jesuiten in Wien gönnte Wallenstein diese Freude nicht; und da Thurn ohnehin in Wien sehr unangenehme Dinge verrathen konnte, gab ihm Wallenstein die Freiheit, hinzugehen, wohin er wollte, entließ ihn wieder zu den Schweden, bei denen er wahrscheinlich für ihn wirken sollte. Auf empfangene Vorwürfe hierüber schrieb er nach Wien: „Was sollte ich „mit diesem rasenden Menschen anfangen? wollte der „Himmel, der Feind hätte lauter Generale, wie die„sen, der an der Spitze schwedischer Regimenter bes„sere Dienste für uns thut, als im Gefängniß oder „auf dem Schaffot."

Nun hatte er in Schlesien Alles in seiner Gewalt; Liegnitz und Glogau wurden sein; an der Oder hinunter sandte er ein Corps, das Frankfurt einnahm; seine

Obersten Illo und Götz schickte er nach Pommern vor, die auch Landsberg, den Schlüssel dazu, eroberten. Jetzt würde er wohl gerne mit ganzer Heeresmacht in Sachsen eingefallen sein, um den Kurfürsten zu Dem zu zwingen, wozu sich dieser durch Unterhandlungen, aus gerechtem Mißtrauen, nicht hatte bewegen lassen. Allein die Sachsen erstürmten den Raizenhainer Paß, eroberten das Schloß Scharfenstein, dessen Besatzung sie niederhieben, nahmen die Garnison von Schwarzenberg gefangen, das sie, wie auch Marienberg, Wolkenstein und Annaberg besetzten, und — Bernhards von Weimar Siege in Bayern machten Wallensteins Heer daselbst höchst nöthig. Der Kaiser bestürmte ihn mit Bitten, gegen Bernhard in's Feld zu ziehen Wollte er nun nicht im offenen Lichte eines Rebellen erscheinen, so mußte er des Kaisers dringender Mahnung nachgeben. Er zog sich daher mit aller Macht gegen die Oberpfalz hin, und mit seinem Abzuge war Obersachsen von ihm auf einmal befreit.

So langsam aber, als nur möglich, rückte er durch die Oberpfalz an die bayer'sche Grenze und umlagerte das von den Schweden eroberte am Regenflusse liegende feste Schloß Chanck. Kaum aber kam ihm die Nachricht zu: der schwedische Kanzler werde eine Armee in Böhmen einrücken lassen, als er unter dem Vorwande: „Böhmen „sei das Land, das man nicht in die Hände der Feinde

„Oesterreichs kommen lassen dürfe," alsbald nach Böhmen zurückging und, trotz aller Aufforderungen, den Herzog Bernhard aus der Nähe der österreichischen Grenze zu vertreiben, den Feldzug endigte und seine Armee die Winterquartiere in dem bereits ausgesaugten Böhmen immer wieder beziehen ließ.

Da konnte man kaum mehr an Wallensteins Verrätherei und Treulosigkeit zweifeln und man mußte auf Maaßregeln dagegen denken. Mit der größten Entrüstung drangen daher die Minister zu Wien in den Kaiser, den widerspenstigen, trotzigen Mann zur Strafe zu ziehen, der einen völligen Abfall von ihm und eine unabhängige Herrschaft für sich zu erlangen vorhabe. Verzweiflungsvoll drohte der Kurfürst von Bayern, wenn der Vertrag mit Wallensteinen nicht aufgehoben werde, sich mit den Schweden zu vergleichen. Auch drohte Spanien, es werde die versprochenen Hülfsgelder nicht weiter zahlen, wenn Wallenstein nicht beseitigt werde. Da sah sich der Kaiser genöthigt, den ihm trotzenden Mann erst zu schwächen, dann den Samen der Zwietracht und des Mißvergnügens mit ihm unter seinen Generalen auszustreuen, diesen große Belohnungen aus der Ferne zu zeigen, wenn sie den Gewaltigen beseitigen helfen würden, wozu wohl einige auch als eifrige Katholiken bereit waren, und auf diese Weise den Furchtbaren des Kommando's zu berauben und unschädlich zu machen. Von allen Seiten wurde

er von Spionen und Verräthern umstellt, die kaiserlich gesinnt waren.

Ein untergeordneter Feldherr Wallensteins, dem dieser bei Kopfabhacken verboten hatte, dem Kaiser zu gehorchen, erhielt von Wien aus den strengsten, gemessensten Befehl, dem Kurfürsten von Bayern zu Hülfe zu gehen. An Wallenstein selbst erging die bestimmteste und unbedingte Ordre, einige Regimenter an eine spanische Armee unter dem Cardinal-Infanten sogleich abgehen zu lassen, die aus Italien im Anmarsche war. Dies eröffnete dem Wallenstein den Plan, ihn nach und nach zu entwaffnen und dann fallen zu lassen. Dagegen sich zu sichern, das beschäftigte zwar seinen Geist, sein Gemüth, dazu setzte er Alles, was ihm zu Gebote stand, in Bewegung, und doch vergriff er sich in allen Maaßregeln und Werkzeugen hiezu. Denn er zauderte, mit dem Kaiser öffentlich zu brechen, weil er als innigster Freund der Astrologie oder Sterndeutekunst noch auf die ihm holde Sternstunde hoffte, die nach seiner und seines Sterndeuters Seni Meinung noch nicht erschienen war, und welcher er noch harrte. Aber gerade dies ward sein Unglück! Dazu kam, daß er immer seiner Armee nicht völlig gewiß war; denn, wenn auch der eine Theil an ihm nicht zum Verräther werden wollte, weil er allein vertragsmäßig ihr Oberfeldherr war, so wollte ein anderer Theil auch nicht am Kaiser zum Verräther wer-

den, weil dieser immer der Herr und Gebieter Wallensteins war und blieb, und dem dieser Gehorsam und Treue zu beweisen hatte. Und eben durch diesen zweiten Theil der Armee ward er betrogen und gestürzt.

Aus dem Stande der Sterne hatte er vermeintlich mit Hülfe Seni's die Versicherung erhalten, daß der Graf Octavio Piccolomini sein vorzüglichster Freund sei, und schenkte daher allen erhaltenen Warnungen vor dessen Falschheit keinen Glauben. Diesem eröffnete er seine Absicht, da man in Wien seine Absetzung und Erniedrigung beschlossen habe, so werde er mit seinen besten Truppen zu dem Feinde übergehen und dann den Kaiser so lange bekämpfen, bis er diesen und dessen Länder in seiner Gewalt habe und im Stand sein werde, das Haus Oesterreich auszurotten. Um sich zunächst Böhmen als sein Königreich zu sichern, trat er mit den schwedischen Generalen von Neuem in Unterhandlungen, die, nicht unbekannt mit dem, wie es um ihn in Wien stehe, jetzt ihm mehr traueten, als ehedem, und daher nicht abgeneigt waren, mit ihm in Verbindung zu treten. Nur beruhte Alles darauf: ob man auf die Armee und auf welche Corps derselben man rechnen könne und rechnen dürfe? Um dies zu erfahren, wurde er mit denen, welchen er vor allen traute und denen er seine Pläne mittheilte, als seinem Schwager Tersika oder Trzcka, dem Marschall Illo und dem Grafen Piccolomini, einig, alle

Generale nach Pilsen zu einem Kriegsrath zusammenzurufen. In dieser Versammlung machte Illo Allen bemerklich, wie der Kaiser ihren Obergeneral auf's Undankbarste behandle, dieser demnach abdanken wolle, was man nicht zugeben dürfe, ihn vielmehr ersuchen müsse, seine Stellung zu behaupten. Dazu sei es aber durchaus nöthig, daß sie sich Alle unter einander fest vereinigten, demselben treu zu bleiben, sich von ihm nicht trennen zu lassen und ihn auf's Aeußerste zu vertheidigen. Zu diesem Behufe legte ihnen Illo eine Schrift vor, worin ausdrücklich stand, daß sie dies Alles thun wollten, so lange Wallenstein in des Kaisers Dienst verbleibe, und verlangte, daß sie dieselbe unterzeichnen möchten. Unter jener Bedingung, äußerten Alle, würden sie unterzeichnen. Ehe dies geschah, ging's zur Tafel, wo tüchtig gezecht wurde. Hier gab Illo, als er meinte, daß alle sattsam betrunken wären, jene Schrift zur Unterzeichnung an der Tafel herum. Viele unterschrieben, wie sie es eben vermochten; allein Einige lasen erst, ehe sie schrieben, und als sie jene erst aufgestellte Bedingung nicht in dieser Schrift fanden, verweigerten sie die Unterzeichnung. Als Illo und einige Obersten deshalb die Degen zogen und ein Tumult entstand, unterschrieben endlich Alle, aber die meisten fast unleserlich. Auch waren die drei bedeutenden Generale Gallas, Altringer und Colloredo nicht gegenwärtig. Als dies Wallensteinen be-

unruhigte, erbot sich ihm Piccolomini, den Gallas zu holen. Wallenstein gab ihm dazu seinen eigenen Wagen und Piccolomini fuhr ab, kam aber — nicht wieder, berichtete vielmehr Alles, was er wußte, in Gemeinschaft mit Gallas an den Kaiser. Da ließen die Minister im heftigen Schrecken den Kaiser einen Befehl unterschreiben, in welchem Gallas angewiesen wurde, den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen, den Wallenstein, Terzka und Illo als Hochverräther gefangen zu nehmen, oder auf andere Weise unschädlich zu machen. An die Armeen selbst brachte General Gallas zur rechten Zeit den Befehl des Kaisers: den vom Kaiser für vogelfrei erklärten oder geächteten Verräther Wallenstein zu verlassen und sogleich dem Gallas als ihrem Obergeneral zu gehorchen. Durch ein besonderes Gesetz erklärte der Kaiser am 11. Februar den Wallenstein „außer Gesetz" 1634. Als nun jetzt die Soldaten hörten: Wallenstein habe sich mit den Ketzern verbunden und wolle die ganze Armee den Schweden in die Hände liefern, so empörte dies die römisch-katholisch und kaiserlich Gesinnten und diese fielen von ihm ab. Als man öffentlich bekannt machte, daß Wallenstein als ein Verräther abgesetzt und ein arm und flüchtig gewordener Mann sei, verließen ihn sogleich alle Abentheurer, denen es einerlei war, wem sie dienten, wenn es nur Beute setzte.

Da Piccolomini nicht wieder kam, auch ein Oberster

nach dem andern, wie es gehen wollte, sich aus dem Staube machte, erkannte Wallenstein, daß er verrathen und es mit ihm aus sei. Da er mehr als zu bald Niemanden weiter um sich sah, als den Illo, Tersika, den Grafen Kinski, den Rittmeister Neumann und einige unbedeutendere Leute, auch fürchtete, dem Gallas in die Hände zu fallen, so schrieb er an den Kaiser, um seine Schuldlosigkeit an's Licht zu stellen. Da aber seine Briefe weggenommen wurden und gar nicht an den Kaiser kamen, was er bald wahrnahm, so flüchtete er in einer Sänfte nach Eger. Denn hier glaubte er an dem Commandanten Gordon einen zuverläſſigen Freund zu haben, auch der sächsischen Grenze recht nahe zu sein, an welcher er die Schweden erwartete. Mit seinen Verschworenen kam er am 24. Februar 1634 an und die mitgebrachten Truppen, unter denen sich aber auch die wider ihn Verschworenen befanden, lagerten sich vor der Stadt. Unter diesen Truppen wurden die Verschwörungen wider ihn durch Menschen im Stillen weiter und weiter vermehrt, die von der jesuitischen Partei gewonnen und auf alles Nöthige vorbereitet worden waren und nun diese Gelegenheit benutzten, vom Kaiser recht reichlich belohnt zu werden. Einer der Obersten Buttler, ein Irländer, hatte es auf sich genommen, den Wallenstein entweder gefangen zu nehmen, oder zu tödten. Dieser ging zu Leslie, dem Oberstwachtmeister, auch

einem Irländer, und entdeckte ihm des Kaisers Befehle. Leslie zeigte sich zu Allem bereit, konnte aber darüber sich nicht entscheiden, ob man dem Gordon, der ein Schotte war, Alles entdecken dürfe? Indem sie dies noch überlegten, pochte man an's Stadtthor. Man öffnete, und ein kaiserlicher Courier brachte eine Schrift an Wallenstein. Man brachte sie diesem und er las darin — seine Absetzung und Aechtung. — „Das ist nun der Lohn meiner Dienste," sagte er zu Leslie, „es bleibt mir nichts übrig, als für meine Sicherheit zu sorgen; ich werde Eger den Schweden überliefern!" Leslie erzählte dies Buttlern, und beide waren darüber einig, weil in zwei Tagen die Schweden da sein könnten, so müsse man eiligst handeln und die wider den Kaiser Verschworenen umbringen. Noch in der Nacht setzten sie den Gordon von Allem in Kenntniß und fragten ihn: ob er für des Kaisers Dienst mitwirken wolle? — Gordon wußte wohl, wie ihn Wallenstein vom gemeinen Soldaten bis zum Obersten erhoben und ihm immer sein Vertrauen geschenkt habe und wollte nicht undankbar sein; gab aber dem Andringen jener Beiden nach, fiel mit diesen auf die Kniee, zog, wie diese, seinen Degen und alle Drei schwuren: Wallenstein zu ermorden!

Am andern Morgen, 25. Februar 1634, ward Wallenstein mit seinen Vertrauten einig, Gordon, Leslie und Buttler von seiner Verschwörung wider den Kaiser zu

unterrichten. Diese wurden daher vorgeladen und Illo forderte sie auf, dem Kaiser abzusagen. Dadurch in Verlegenheit gebracht, verlangten sie Bedenkzeit bis zum folgenden Tage. Aber noch in der Nacht zuvor den Wallenstein zu ermorden, das beschlossen sie. Gordon erbot sich, den Illo, Tersika, Kinski und Neumann zu sich in die Citadelle zum Abendschmause einzuladen und da sollten diese ermordet werden, hernach Wallenstein. Diese Viere versprachen, der Einladung zu folgen. Abends 5 Uhr theilten die drei Verschworenen dem Oberstwachtmeister Geraldin ihren Vorsatz mit. Dieser, ein verwegener, roher Mensch, versprach: sechs sichere Soldaten zur Ausführung des Vorhabens zu stellen. Noch vier andere Hauptleute wurden gewonnen, Deverour, Macdonald, Bioch, Pestalutz, welche die folgende Nacht die Wache in der Citadelle hatten. — Die Geladenen erschienen. Bei Tische wird Alles fröhlich. Die lallenden Zungen schimpfen auf den Kaiser und seine Minister. Wallensteinen läßt man hoch leben! In drei Tagen, rief man, wird's Anders sein!

Zwei von jenen Hauptleuten hatten das Thor der Citadelle besetzt. Niemand wird eingelassen. Die Zugbrücken sind aufgezogen. Geraldin kommt, mit ihm 30 Dragoner, lauter Irländer, diese werden eingelassen und Geraldin führt sie in das Schloß. Sie besetzen alle Thüren und mit sechsen postirt sich Geraldin in ein

Nebenzimmer am Speisesaale. Als der Nachtisch aufgetragen ist, werden alle Bedienten in ein abgelegenes Zimmer abgerufen zum Essen, und — in dasselbe eingeschlossen. Da winkt Leslie. Die Saalthüre fliegt auf! Geraldin mit den Dragonern tritt herein, ruft: „Holla, wer ist gut kaiserlich gesinnt?“ Von der andern Seite her bricht der Rittmeister Deverour unter demselben Rufe mit 24 Dragonern in den Speisesaal. Gordon, Leslie und Buttler springen auf, nehmen jeder ein Licht, schreien: „Es lebe Ferdinand!“ und machen Platz den Dragonern. Diese werfen den Tisch um und hauen ein. Kinski fällt alsbald; Illo ist gleich niedergehauen; Tersika'n schützt sein Koller von Elenshaut, aber auch er ist bald erstochen; Neumann entkommt in den Vorsaal, und da er die Losung nicht weiß, stechen ihn die Dragoner nieder. Die Bedienten hören das Geschrei ihrer Herren und wollen zu Hülfe eilen, aber können nicht. Einige springen daher zu den Fenstern hinaus und werden niedergehauen. Es war Abends 9 Uhr und Buttler ließ Wallensteins Haus umringen mit zuverlässigen Soldaten.

Während dessen beschlossen Gordon, Leslie und Buttler nochmals nach kurzer Berathung Wallensteins Tod.

Leslie eilt in die Stadt auf die Hauptwache, wo Macdonald kommandirt und giebt den Soldaten die Weisung, sich nicht zu rühren, was auch geschehen und vorgehen möge. Dann läßt er zwei Compagnieen Dra-

goner mit ihrem schottischen und irländischen Hauptmann durch das Thor in die Stadt, welche die Gassen besetzen, um Niemanden aus irgend einem Hause zu lassen. Leslie giebt im Schlosse die Versicherung: die Stadt sei in Ruhe. „Gut," sagt Buttler, „nun den Hauptstreich!" Er, Leslie, Geraldin und Deverour gehen mit 30 Dragonern in die Stadt. Indem sie über die Zugbrücke gehen, wischt einer der Bedienten zwischen ihnen durch und kommt, trotz der Kugeln, die man nach ihm abschoß, ins Schloß, wo er den Gräfinnen Kinski und Treczka den Tod ihrer Männer meldet. Durch die Schüsse kommt die Hauptwache in Alarm und greift zum Gewehr. Leslie beruhigt sie und geht mit den Soldaten in die Wachstube und bleibt bei ihnen, wie Gordon bei den Wächtern im Schlosse geblieben war. — Als es 11 Uhr war, hatte Wallenstein seinen Sterndeuter Seni entlassen und war zu Bette gegangen.

Jetzt kommen Buttler, Geraldin und Deverour mit den Dragonern an die Thüre zur Wohnung Wallensteins, hören das Jammergeschrei der Gräfinnen, fürchten, Wallenstein werde es hören und aus dem Schlafe erwachen und indeß Buttler unten bei der Wache bleibt, Geraldin die Hinterthür besetzt, läßt die Wache den Deverour mit seinen Dragonern ein, die mit Hellebarden bewaffnet sind. Dieser stürmt mit ihnen die Treppe hinauf. Zwei Kammerdiener fragen: was sie wollen? Aber der Eine wird

sogleich niedergestochen, der Andere schreit: „Rebellen, Rebellen!" und entflieht. Wallenstein hört den Lärm, springt im bloßen Hemde aus dem Bette, hin an's Fenster, fragt hinaus die Wache: was es gebe? indem er die Gräfinnen heulen und schreien hört, läuft er nach der Thüre und da diese in demselben Augenblicke von den Dragonern eingerannt wird, zieht er sich zurück in ein vergittertes Fenster. Deveroux stürzt wüthend auf ihn zu, schreit ihn an: „Bist Du der Schelm, der des Kaisers Volk zum Feind überführt und der kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Jetzt mußt Du sterben!" — Wallenstein hebt die Arme zum Himmel empor und Deveroux stößt ihm die Hellebarde mit solcher Gewalt durch die Brust, daß sie zum Rücken wieder hinausfährt. Ohne Laut fällt der sonst Allgewaltige und wälzt sich in seinem Blute, womit er Wand und Fußboden färbt. 50 Jahre ist er erst alt! Deveroux wickelt den Todten in einen Tischteppich, läßt ihn zu den andern vier Todten tragen, wo er den folgenden ganzen Tag im Hofe lag. Gordon versammelt hier alle Offiziere, erzählt ihnen das Geschehene, zeigt und liest ihnen des Kaisers Befehle vor und läßt sie dem Kaiser Treue schwören. Dies thaten sie im starren Hinblick auf den Ermordeten.

Der Kaiser erlaubte der trostlosen Gemahlin Wallensteins, dessen Leichnam in der von ihm gestifteten

Karthause zu Gitschin in Böhmen beizusetzen und ließ ihr die Herrschaft Neuschloß zum Wittwensitz. Alle übrige Güter Wallensteins wurden eingezogen und an die Generale Gallas, Piccolomini, Altringer und Colloredo verschenkt; nur Sagan in Schlesien behielt der Kaiser für sich. 3000 Seelenmessen ließ Ferdinand für die fünf Ermordeten lesen. Die Mörder wurden reich belohnt, von denen aber, die zur Wallensteinischen Verschwörung gehört hatten, viele der Angesehensten enthauptet. Unter den letztern wurde der Graf Schaffgotsch hingerichtet, ob er gleich nichts gestanden, man keinen eigentlichen Beweis wider ihn aufgebracht hatte, nur der Schein gegen ihn war, der ihn verdächtig machte.

So war er beseitiget, der vorher unerforschlich Furchtbare! — Sein Stolz hatte sich über Kaiser und Fürsten erhoben; nun lag er am Boden als ein Verachteter, den die Protestanten nicht beklagten, die Katholiken aber schmähten. Seine Herrschsucht und der innere Drang, diese durch alle zu Gebote stehende Ungerechtigkeiten zu befriedigen, war seine höchste Leidenschaft, zu deren Stillung auch der grausamste Krieg für ihn nur ein sein Gemüth und Gewissen nicht rührendes Mittel war. Religion galt ihm Nichts; wenn er nur ein Reich hätte erwerben können, mochte es von Katholiken oder Protestanten bewohnt sein! Zu diesem zu gelangen, ließ er seine wilden Heere Deutschland aussaugen, alles Bürgerglück ver-

nichten, alle Sittlichkeit zerstören, wo er oder seine ausgesendeten Generale zu Felde lagen. Der Fluch von Millionen Deutschen ruht auf ihm, so groß auch sein Ruhm ist, den er als Feldherr hat.

Fünfter Zeitraum des dreißigjährigen Krieges von 1634 bis 1642.

Durch den Tod Wallensteins erhielt Kaiser Ferdinand II. freie Hand und Gewalt, über seine Armeen zu verfügen, die eben so bedeutend waren, als sie die Protestanten mächtig nunmehr und ernstlich bedrohten. Wie die Spanier und Jesuiten längst gewollt hatten, erhob er seinen Sohn Ferdinand zum Generalissimus. Derselbe war König von Ungarn. Im Grunde aber gab dieser Prinz nur den Namen her, und mit diesem der ganzen Sache das rechte Ansehen, denn eigentlich, obschon dem Namen nach unter ihm, führte der General Gallas das Kommando. Man mußte sich freilich wundern, daß der Kaiser gerade diesem General das Hauptkommando übergab, da sich derselbe nie als ein dazu mit besonderem Genie begabter Mann gezeigt hatte. Auch in der Folge zeichnete er sich mehr durch sein Unglück, als durch sein Glück im Kriege aus. Dennoch ge-

schah es. Da der Kaiser die Wallensteinische Armee in seine Gewalt bekam, so vermochte er nunmehr eine sehr ansehnliche Macht zusammenzuziehen, welcher auch der so oft geschlagene und vielmal verjagte Herzog von Lothringen eine neue, starke Schaar und der spanische Cardinal-Infant, der Bruder des Königs von Spanien, Philipps IV., 10,000 Mann spanische und italienische Truppen von Italien herauf zur Verstärkung herbeiführte. An der Donau wollte man sich wieder freie Hand schaffen, aber auch den Kurfürsten von Sachsen beschäftigen, damit dieser nichts zum Vortheil der Schweden thun könne. Denn dieser hatte am 21. April 1634 Bautzen in der Lausitz in Brand stecken lassen, und schon war seine Armee auf dem Marsch, um Görlitz und Zittau den Kaiserlichen abzunehmen, als er die Nachricht bekam: ein starkes, kaiserliches Armeecorps sei in's Voigtland eingefallen und werde Meißen angreifen. Da eilte der Kurfürst nach Dresden, um mit allem Kriegsvolke, das er im Lande zusammenraffen konnte, Leipzig zu decken und zu vertheidigen. Den General Arnim ließ er mit der Hauptarmee zurück, damit dieser, wenn er Görlitz und Zittau weggenommen haben würde, den Kaiserlichen eine Diversion machen und in Schlesien einfallen möchte. Görlitz verließen die Kaiserlichen sogleich, aber Zittau vertheidigten sie. Dies sollte nun belagert werden. Durch Spione aber erfuhr Arnim, daß der kaiserliche General

Colloredo von zwei Seiten anrücken und Zittau entsetzen wolle, sich aber noch bei Liegnitz in Schlesien mit 112 Compagnieen Reiterei und 4 Infanterieregimentern verschanzt hätte. Diesem ging Arnim sogleich entgegen. Am 3. Mai früh um 2 Uhr brach er von Goldberg auf und machte, nach feierlich abgehaltener Armee-Betstunde, die sämmtlichen Obersten zu Roß und zu Fuß mit seinem Bataillen-Plan bekannt, worauf das ganze Armeecorps aufbrach und bei Liegnitz das verschanzte österreichische Lager antraf, welches auch alsbald angegriffen wurde. Als die Oesterreicher ein wohlgeordnetes Kanonenfeuer auf die sächsische Cavallerie machten, daß diese zu weichen anfing, da stürzte Arnim mit dem Feldgeschrei: „Gott ist unsere Hülfe" hervor und bewirkte, daß die Soldaten mit neuem Muthe wieder in den Kampf gingen. Eine ganze Stunde lang avancirte die sächsische Infanterie, erreichte aber ihren Zweck nicht eher, als bis ein ganzes Regiment, Karl Boso, auf einmal eine Generalsalve gab, durch welche ein ganzes kaiserliches Regiment so erschreckt wurde, daß es floh. Sogleich griff der Oberst von der Pforde die österreichische Infanterie in der Mitte und auf dem rechten Flügel an und die sächsische Cavallerie stürmte den linken österreichischen Flügel. Sich zu helfen und sich zu retten, griff Colloredo mit seiner ganzen Cavallerie den rechten Flügel der Sachsen mit aller Gewalt an. Allein Arnim hatte nach Gu-

stav Adolphs Kriegsmanier für einen solchen Fall sein zweites Treffen im Rückhalt, das bisher unthätig und dem Feinde verborgen geblieben war. Von dieser Reserve kamen 500 Reiter den Kaiserlichen in die Seite oder Flanke. Da sammelte sich auch der erst zurückgedrängte sächsische Flügel von Neuem und — stürzte sich auf seinen Feind; dies entschied die Bataille. Colloredo mußte nach einem dreistündigen, hartnäckigen Treffen weichen und konnte bei Glatz erst sich wieder setzen, hatte 4000 Todte, 1400 Gefangene, 36 Fahnen, 27 Standarten und 13 Stück grobes Geschütz, wie auch die ganze Bagage verloren. Die Sachsen hatten 400 Todte, 200 Blessirte, aber dagegen eine unermeßliche Beute erobert. So ruhmvoll diese Bataille für die Sachsen war und der Kurfürst sich über dieselbe freute, so hatte sie doch den Erfolg nicht, den sich letzterer davon versprach. Denn das in's Voigtland eingefallene kaiserliche Armeecorps rückte dennoch vor und wüthete auf seinem Marsche nach Meißen hin auf's Fürchterlichste. Ueberall wurden hier die sächsischen Truppen zurückgedrängt, die Stadt Sayda niedergebrannt, und außerdem, daß Tausende an Brandschatzungen von den Städten bezahlt werden mußten, erlitt vor allen die Stadt Zschopau das schrecklichste Schicksal. Es war nach der Nördlinger Schlacht, die weiterhin beschrieben werden wird, am 21. November, wo die Besatzung dieser Stadt überfallen

wurde. Die Gassen füllten sich bald von den Leichen der gefallenen Soldaten, Bürger und Bauern, die sich hieher geflüchtet hatten. Ehe man sich's versah, stand die Stadt aller Enden in Feuer, welches also überhand nahm, daß Alles, es mochte Freund oder Feind sein, wenn es nicht verbrennen oder ersticken wollte, aus der Stadt flüchten mußte. Am andern Morgen zog man außer den vielen im Kampf Gefallenen noch 90 Personen aus Kellern und Winkeln hervor, wo dieselben im Feuer und Qualm ihren Tod gefunden hatten. Solche Greuel richteten die Kaiserlichen in Sachsen noch an vielen Orten an, obgleich schon bereits am 2. Juni 1634 kaiserliche und sächsische Gesandte zu Leutmeritz in Böhmen zur Vermittelung eines Friedens zusammengetreten waren, ihren Verhandlungssitz aber, der allgemeinen Unsicherheit wegen, nach Pirna verlegten und auch gewisse Punkte festsetzten, die nur der Ratifikation der betreffenden Regierungen bedurften.

An der Donau rückte Ferdinand bei Eröffnung des Feldzuges vor und vor Regensburg. Er belagerte diese Festung mit solchem Ernste, daß er sich durch den Herzog von Weimar nicht irre machen ließ, als dieser tief in Bayern vordrang, um die kaiserliche Macht von Regensburg abzuziehen, das Ferdinanden nach tapferer Gegenwehr seine Thore öffnen mußte. Alsbald rückte dann die kaiserliche Macht vor Donauwörth, das sich auch zu

ergeben gezwungen und darauf sogleich Nördlingen, in der Grafschaft Oettingen in Schwaben, belagert ward. Unmöglich konnte die schwedische Armee dies so hingehen lassen, weil ihr die Verbindung mit den Reichsstädten unentbehrlich war zu ihrer Behauptung und dieselben in der Noth zu verlassen wider ihre Ehre stritt. Nördlingen zu entsetzen, und wenn es auch nicht ohne Schlacht geschehen könnte, setzte sich noch im Monat August die schwedische Armee dahin unter Bernhard und Horn in Bewegung und kam Anfangs September daselbst an.

Horn merkte sogleich bei der Ansicht der Gegend, welch' ein gewagtes, ja tollkühnes Unternehmen es sei, hier eine Schlacht zu liefern, weil der Feind im Besitz der besten Positionen und Stellungen, auch bedeutend stärker war als die schwedische Armee, man auch erfuhr, daß sich die italienischen Hülfstruppen von der feindlichen Armee trennen und nach den Niederlanden abgehen sollten. Horn wollte demnach, daß man zur Deckung Nördlingens eine starke Stellung nehmen, dem Feinde die Zufuhr abschneiden und jene Trennung abwarten sollte. Siegestrunken von vorigem Feldzuge, wollte man dies als Furcht auslegen; Horn mußte dem gültigern Worte Bernhards weichen und wider seine Ueberzeugung in die Lieferung einer Schlacht willigen, die nach seiner Ansicht und Erfahrung nicht gewonnen werden konnte. Wollte man sich schwedischer Seits Hoffnung zum Siege machen,

so mußte eine gewisse Anhöhe vor Nördlingen, von der man das kaiserliche Lager beschießen konnte, besetzt worden sein. Noch in der ersten Nacht wollte man dies thun; allein von Hohlwegen und Gehölzen aufgehalten, konnte man nicht schnell genug vorwärts kommen, und als man in der Mitternachtsstunde vor der Anhöhe ankam, war dieselbe schon von den Kaiserlichen besetzt und durch Schanzen gedeckt. Wollte man sie dennoch haben, so mußte sie mit Anbruch des Tages erstürmt werden. Die schwedischen Brigaden brechen auch durch und in die mondförmigen Schanzen ein. Indem sie aber von den entgegengesetzten Seiten zugleich eindringen, stoßen sie auf einander und verwirren sich. In diesem gefährlichen Augenblicke springt ein Pulverfaß in die Luft und bringt die Schweden in volle Unordnung, wie vor zwei Jahren die Wallensteiner bei Lützen. Da — bricht die kaiserliche Reiterei in die verworrenen Glieder; Alles stürzt sich in die unordentlichste Flucht und kein General ist im Stande, die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Von Neuem kommandirt Bernhard frische Truppen, den wichtigen Posten zu erobern; allein noch einige spanische Regimenter haben ihn bereits stärker besetzt, als zuvor, und jeder Versuch, ihn zu nehmen, wird vereitelt. Ein neues vorgeschicktes schwedisches Regiment setzt siebenmal an und wird eben so oft zurückgetrieben. Das Kanonenfeuer der Kaiserlichen bestreicht nun den zunächststehenden Armee-

flügel der Schweden auf's Fürchterlichste und richtet eine völlige Niederlage an, so daß Horn retiriren muß. Bernhard kann diese Retirade nicht decken, denn er selbst wird von einer ihm weit überlegenen Macht von jener Anhöhe herab in die Ebene gedrängt, wo seine Reiterei flüchtig wird und die Horn'schen Truppen vollends in gänzliche Unordnung stürzt. Nun erliegt Alles, und Was nicht fällt, flieht! Fast die ganze Infanterie der Schweden ist niedergehauen oder gefangen. 8000 Mann derselben bedecken als Leichen das Schlachtfeld; die Kaiserlichen erobern 80 Kanonen, 4000 Wagen, 300 Standarten und Fahnen. Erst in Frankfurt sammeln sich zu Bernharden die traurigen Ueberreste der unglücklichen Armee. Horn selbst ist mit noch drei Generalen in feindlicher Gefangenschaft! Dies geschah am 27. August 1634, oder nach neuerer Calenderrechnung am 7. September.

Unterdessen war auch ein kaiserliches Corps an der Weser in ganz gewohnter Weise nicht unthätig, eroberte die Stadt Hörter mit Sturm, hieb wüthend die schwedische Garnison und auch die Bürger bis auf etwa 30 Mann nieder, schlug selbst Kinder von 12 Jahren todt, warf dann 1500 Leichname in die Weser und plünderte die Stadt rein aus.

Aber welch' ein Schlag für die Sache der Protestanten war die Nördlinger Schlacht! welch' eine Niederlage aller ihrer Angelegenheiten ging aus ihr hervor! Aus

dem Felde geschlagen war die protestantische Kriegsmacht und verloren waren alle Siegesvortheile der vergangenen Feldzüge! Nur durch die Siege der schwedisch-deutschen Armeen waren ohnehin die protestantischen Bundesgenossen zusammengehalten worden; die Betäubung, in welche alle durch jene verlorne Schlacht versetzt wurden, würde sie meistentheils zum Kaiser zurückgeführt haben, wenn dieser Selbst und auf seinen Befehl seine Generale und Heere mit einer gewissen Mäßigung und Milde gegen die Protestanten verfahren hätten. Denn Alles sehnte sich nach Frieden und den Meisten schien auch ein nachtheiliger Friede, wenn er nur allgemein und sonst noch erträglich war, etwas Besseres zu sein, als die Fortsetzung des Krieges. Aus diesem Grunde hatte Johann Georg von Sachsen Alles auf seiner Seite, der bereits an einem Frieden mit dem Kaiser arbeitete. Denn wie groß war das Elend in ganz Deutschland, wie schrie man im stillen Kämmerlein und im Tempel gen Himmel nach Frieden! Die Fürsten waren ihrer Länder nicht mehr mächtig, denn der Soldat, wie des Feindes, so des Freundes herrschte darin und riß an sich, was er nur habhaft werden konnte. Der Adel sah seine Schlösser zerstört, der Bürger seinen Wohlstand zerrüttet, der Bauer seine Fluren verwüstet. Ganze meilenlange Strecken wurden nicht mehr angebaut und verwilderten. Was half's, im Herbste und Frühjahre Felder zu bestellen auf eine

neue Ernte? Der erste Durchzug einer feindlichen oder befreundeten Armee machte aller Hoffnung auf eine neue, dringend nöthige Ernte ein schreckliches Ende, und wo diese auch zur Reife gekommen war, stand ihr dennoch ein gleiches Schicksal bevor. Ausgesogen und ihrer Habe beraubt, von allem Nothwendigen entblößt, verließen Tausende von Bauern ihre leeren oder verbrannten Güter, ihre geschändeten Weiber und Töchter, ihre erschlagenen Angehörigen, ihre Heimath und fanden zu ihrer Erhaltung kein anderes Mittel, als auch Soldaten zu werden und an Fremden das Schreckliche auszuüben, was sie selbst in ihrer Heimath ausgestanden und dadurch zu begehen erlernt hatten. Eine große Zahl Dörfer waren längst von der Erde verschwunden und ihre Bewohner waren dahin, oder Niemand wußte die Entlaufenen zu suchen und zu finden. So war z. B. 1636 das Dorf Töllstedt bei Eckartsberga fast öde geworden, daß sich in diesem Jahre nur noch zwei Eheleute darin befanden, kein Geistlicher daselbst war, ein hergenommener wieder davon ging und erst nach erfolgtem Frieden sich das verlaufene Volk wieder einzufinden und die wüsten Aecker wieder anzubauen begann. Die Städte seufzten und jammerten unter der schrecklichen Geißel ihrer Besatzungen, denn wo eine Besatzung lag, da hatte das Quälen und Martern, das Plündern und Rauben, auch wohl das Todtschlagen Einzelner kein Ende, und aller Wohlstand, der

sonst da zu finden war, verwandelte sich in die schmählichste und jammervollste Armuth. Wo Freund und Feind Winterquartiere hielten, da verließen sie bei Eröffnung des neuen Feldzuges nur elend gewordene Menschen. Wo nun die Felder wüste lagen, die Saaten zerstört waren, die Armeen haus'ten, da entstanden Mangel, unerträgliche Theurung, greuliche Hungersnoth und aus dem erzwungenen Genusse unverdaulicher Pflanzen und Kräuter oder gar des Fleisches von gefallenem Vieh entwickelten sich Krankheiten, Seuchen, Pest und allgemeines Sterben. Da hörte denn alle Ordnung auf, Jeder half sich, wie er konnte, kein Landesgesetz mit sammt der Obrigkeit galt mehr etwas! Das wüste, lasterhafte, räuberische und gefühllose Wesen der Soldaten, vor denen sich oft selbst die Anführer nicht genug in Acht nehmen konnten, verdarb alle Sitten, und diese wurden überall nur schändlich und abscheulich! List und Trug ward allgemein, Treu und Glauben verschwand und die Religion ward geschändet an weltlicher und heiliger Stätte! Die Grundfesten der menschlichen Wohlfahrt alle, sie waren entweder schon gesunken oder wankten und waren in Gefahr, zu stürzen überall! Wer hätte da nicht den Frieden gewünscht? Aber nur einen allgemeinen und erträglichen wünschten Fürsten und Unterthanen. Und hätte der Kaiser sich mit überall hinwirkender Mäßigkeit und Milde insbesondere gegen die Protestanten benommen und

einen gerechten Frieden gestiftet, alle Welt würde ihn gesegnet haben. Aber ein Kaiser, von Jesuiten erzogen, geleitet, gereizt, aufgeregt, auf's Neue vom Kriegsglück angelächelt, erfüllt mit römisch=katholischen Gedanken, Grundsätzen und Gesinnungen, vermochte nur einen Frieden zu schenken wie höchstens den Prager, den der Kurfürst von Sachsen mit dem Kaiser endlich abschloß und von welchem bald die Rede sein wird, mit dem aber weder Katholiken noch Protestanten zufrieden waren. Ja, als sich einige protestantische Fürsten dem Kaiser unterwarfen, aber auf's Schnödeste und Härteste behandelt wurden, so entschlossen sich die andern zum verzweifeltsten Widerstande, und eben der Prager Friede war es, der den schrecklichen Krieg auf's Neue verlängerte und auf Seiten der Schweden und ihrer Verbündeten auch noch zu einem wahren Rachekrieg machte, der zuweilen Alles überbot, was bisher Entsetzliches geschehen war.

Wer dem protestantischen Bunde treu bleiben wollte, suchte Rath und Hülfe bei Oxenstierna, und dieser Direktor der protestantischen Angelegenheiten suchte Rath und Hülfe bei den protestantischen Ständen. Die Hauptarmee war vernichtet; eine neue zu errichten, kein Geld da. Oxenstierna geht den niedersächsischen Kreis darum an, und dieser beruft sich auf die Nothwendigkeit, für sich selbst sorgen zu müssen, ja, der Herzog Georg von Lauenburg mag nicht herbeikommen, denn er belagert

Minden, um es für sich selbst zu behalten. Der Kurfürst von Sachsen soll Geld und Leute schaffen, und dieser hat schon seinen Gesandten in Pirna, um mit dem Kaiser zu unterhandeln. England, Holland und Venedig, um Beistand angesprochen, wollen nicht hören; Oxenstierna bleibt Nichts übrig, als Frankreichs Forderungen zu bewilligen und von diesem Hülfe zu empfangen, als dem entschiedensten Feinde Oesterreichs. Mit ihm treten im traurigen Verein die oberdeutschen protestantischen Stände an Frankreich das ganze Elsaß, das Besatzungsrecht von Breisach und vielen Festungen ab, die von Deutschen erbaut worden waren, um Deutschland gegen das unersättliche Frankreich zu schützen. Dafür versprach Frankreich: die Spanier zu bekriegen, und wenn es darüber mit dem Kaiser zerfalle, was nicht anders erwartet werden konnte, 12,000 Mann mit den Schweden und Deutschen gegen Oesterreich zu vereinigen und agiren zu lassen. Dies hatte zur Folge, daß sich nur Schweden und die vier obern deutschen Kreise von Neuem mit einander verbanden, und am 2. März 1635 dem Herzog Bernhard von Weimar auf dem evangelischen Conventstage zu Worms das Oberkommando über eine neue Armee auftrugen.

Mit Spanien war der Krieg bald herbeigeführt. Der Kurfürst von Trier hatte sich in französischen Schutz begeben und in seine Residenz eine französische Besatzung

aufgenommen. Von den Niederlanden aus überfielen die Spanier Trier, machten die französische Besatzung nieder und führten den Kurfürsten als Gefangenen nach Flandern. Da der Cardinalinfant dafür keine Genugthuung geben wollte, ward ihm der Krieg angekündigt und drei französische Armeecorps rückten, das eine in Italien in's Mailändische, das andere in's Veltlin in der Schweiz, das dritte in die niederländische Grafschaft Flandern ein, und nach einigem im Stillen lauernden Zaudern ging ein viertes über den Rhein nach Deutschland, um mit dem Herzog Bernhard gegen Oesterreich, ohne vorausgehende Kriegserklärung, zu Felde zu ziehen.

War der Verlust der Nördlinger Schlacht für die Protestanten einer der größten Unglücksschläge, der sie nur betreffen konnte, so stellte sich diesem das Unglück des Abfalls Sachsen vom protestantischen Bunde ganz an die Seite. Sachsen, wo die Reformation und die evangelisch-protestantische Kirche unter dem Schutze seines Kurfürsten entstanden, Sachsen, wo die größten Siege für die Aufrechterhaltung der Rechte und Freiheiten der evangelischen Stände und Kirche erfochten worden waren, Sachsen war im ganzen dreißigjährigen Kriege auch immer der Punkt, wo sich die Gefährdung jener Rechte und Freiheiten entspann. Der Kurfürst Johann Georg war immer erfüllt mit entschiedener Abneigung gegen die Herrschaft der Schweden in Deutschland, und so oft

Oxenstierna Forderungen machte, wuchs diese Leidenschaft in ihm. Das unendliche Elend, das der Krieg vornemlich über sein Land gebracht hatte und von dem sich jetzt mehr eine Zunahme als eine Abnahme in Aussicht stellte, wenn er ein Feind des wieder siegreichen Kaisers blieb, gab jener Abneigung neue Nahrung. Die immer durch spanische Anregungen von Seiten des Kaisers an Sachsen ergangenen Anträge und Anerbietungen begannen von Neuem nach der Nördlinger Schlacht, wo für die Protestanten Alles verloren schien, und Johann Georg dachte, jene Anerbietungen um so weniger aus den Händen gehen lassen zu dürfen, als Oxenstierna auf der Versammlung der Stände in Frankfurt wieder Viel zur Fortsetzung des Krieges verlangte, der Kaiser dagegen von Wien aus den Frieden antrug nicht allein, sondern auch noch Anerbietungen machte.

Der Kaiser Ferdinand und Kurfürst Johann Georg wurden unter Vermittelung des Königs Christian IV. von Dänemark, des Landgrafens Georg von Hessen-Darmstadt und der Spanier vor's Erste Eins, weil der Kurfürst nicht den Schein haben wollte, als verließe er die protestantische Sache, alle Reichsstände, selbst die Schweden, zu einer Friedensversammlung einzuladen. Johann Georg brachte allerdings auch die Beschwerden der protestantischen Reichsstände zur Sprache, und wollte über deren Rechte und Verhältnisse, wie über das Schicksal

der Religionsbekenntnisse mit dem Kaiser eine Uebereinkunft treffen, an welche sich die Andern anschließen sollten. Ein allgemeiner Friede sollte abgeschlossen, dessen Inhalt durch ein Reichsexecutionsheer in Vollziehung gesetzt, und wer ihn nicht annähme, sollte als ein Feind des Reichs angesehen werden. Auf der Zusammenkunft Anfangs des Jahres 1634 in Leutmeritz und, weil Böhmen dem Anfall der Schweden ausgesetzt war und keine Sicherheit gewährte, vom 2. Juni an in Pirna, wurde über die vorläufigen Friedenspunkte verhandelt, was sich aber also in die Länge zog, daß erst am 10. Mai zu Prag 1635 der Friede zwischen dem Kaiser und Sachsen abgeschlossen, am 20. Mai, nach Andern am 30. Mai vom Kaiser Ferdinand und Kurfürsten Johann Georg ratificirt wurde. Drei Exemplare wurden, als Urkunde abgefaßt, von jenen beiden Fürsten jedes eigenhändig unterschrieben und mit dem eigenen Fürstensiegel behangen. Das eine Exemplar bekam der Kaiser, das andere der Kurfürst und das dritte der Kurfürst von Mainz für die Reichskanzlei, weil dieser Friede, ob er gleich ohne Zustimmung und Theilnahme der Reichsstände an den Verhandlungen geschlossen worden war, dennoch ein Reichsfriede sein und den Reichskrieg vermeintlich endigen sollte. Der Inhalt war folgender:

1) Das Erzstift Magdeburg verbleibt dem Prinzen August von Sachsen und der bisherige Administrator

Christian Wilhelm von Brandenburg wird auf andere Weise abgefunden. Vom Erzstifte aber werden die vier Aemter Querfurth, Jüterbogk, Dahme und Burg abgetreten und zu Kursachsen geschlagen und dürfen diesem nicht abgefordert werden, als bis sie der Kurfürst selbst gegen ein gleichkommendes Aequivalent auswechseln wolle.

2) Die Lausitz, welche Kursachsen seit 1632 wegen Kriegskosten unterpfändlich inne gehabt, wird an dasselbige mit vollem Eigenthumsrechte abgetreten (was auch der Kaiser 1636 wirklich that).

3) Brandenburg, in den Frieden aufgenommen, empfängt die Anwartschaft auf Pommern, wenn der betagte Herzog dieses Landes, der letzte slavische Fürst desselben, sterbe.

4) Der Herzog von Mecklenburg behält seine Lande, wenn er diesem Frieden beitritt (was auch geschah und dessen Beispiele aus Furcht und aus Sehnsucht nach Frieden auch Braunschweig, Lüneburg, Anhalt und mehre Städte folgten).

5) Was der Kaiser, die Ligue und die protestantischen Stände in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurückgegeben.

6) Was die auswärtigen Mächte Schweden und Frankreich sich vom Reiche zugeeignet haben, wird ihnen mit gesammter Macht wieder abgenommen.

7) Die Kriegsvölker der diesen Frieden abschließen-

den und demselben beitretenden Theile werden in eine einzige Kriegsmacht vereinigt, vom Reiche unterhalten und bezahlt, um diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken.

8) Uebrigens wurde ausgemacht: daß das ehemalige kaiserliche Restitutionsedikt auf 40 Jahre hinaus aufgehoben werden, dann noch vor deren Verlauf ein friedlicher Vergleich der Religionsparteien versucht werden sollte, und wenn dieser nicht zu Stande käme, so sollte jeder Theil in den Besitz derjenigen Rechte wieder eintreten, die er vor der Bekanntmachung des Restitutionsedikts besessen und ausgeübt habe.

9) Allen Reichsständen wurde eine gänzliche Vergessenheit des Vergangenen zugesichert, mit Ausnahme der pfälzischen, böhmischen Sachen, wenn sie diesem Frieden beiträten.

10) Baden und Würtemberg, deren Länder der Kaiser inne hatte, die eigenen protestantischen Unterthanen des Kaisers, welche wider ihn die Waffen geführt hatten, und diejenigen Stände wurden vom Frieden ausgeschlossen, die unter Oxenstierna den Rath der oberdeutschen Kreise ausmachen würden und deren Lande man besetzt halten wollte, bis Alles in seinen vorigen Zustand zurückgebracht sein würde.

11) Die Schweden sollten mit 2½ Millionen Gulden entschädigt werden und alle Gedanken an den Besitz von Pommern aufgeben.

Diesen Frieden bot man allen evangelischen Ständen zur Annahme an. Wohl hätten der Krieg geendigt und schreckliche Uebel für die Folge abgewendet werden können, wenn der Kaiser und die Häupter der Protestanten dabei einzig das allgemeine Wohl und nicht ihren ganz besondern Vortheil im Auge gehabt und behalten hätten. Allein der Kaiser war nicht Willens, Alle, die bisher wider ihn gestanden hatten, mit Schonung zu behandeln; nur einem Theile derselben gab er in Manchem nach, um den andern desto gewisser zu vertilgen. Er schloß schlechterdings die Pfalz, Baden und Würtemberg vom Frieden aus, die von ihren Glaubensgenossen aufgegeben wurden. Die Ausgeschlossenen konnten nun nicht anders, als in Verzweiflung sich an die noch übrigen Häupter der Protestanten, Bernhard von Weimar und Wilhelm von Hessenkassel anzuschließen. Ganz Deutschland mißbilligte den Prager Frieden. Die Katholiken schrieen: man habe der wahren, alleinseligmachenden Kirche ihre Rechte vergeben, indem man der Sekte der Protestanten die geistlichen Güter, welche sie eingezogen hätten, wieder zum freien vierzigjährigen Genusse überließe. Die Protestanten klagten, daß man sie von Neuem einschränken wolle und eine neue Verrätherei an der evangelischen Kirche begangen worden sei, indem man den österreichischen und böhmischen Glaubensbrüdern alle Religionsfreiheit geraubt habe. Ueber Niemanden aber klagte,

schrie und jammerte man mehr, als über den Kurfürsten von Sachsen, gegen den man in Zorn und Leidenschaft sich so weit verging, daß man ihn in öffentlichen Schriften als einen Mitverschwornen des Kaisers, einen treulosen Ueberläufer zu diesem, als einen Verräther der Religions- und Reichsfreiheit arg genug schalt und schmähte. Leider war freilich nichts mehr geeignet, als dieser Friedensschluß, um Schweden und Frankreich nur desto enger und fester mit einander zu verbinden und dadurch dem Kriege neue Nahrung zufließen zu lassen, so sehr man sich auch in Dresden schmeichelte, mit diesem Frieden den deutschen Krieg zu beendigen, was man wohl beabsichtigt haben mochte. Am 12. Juni ließ der Kurfürst zu Dresden den Frieden in seinem Schlosse im Beisein des ganzen Hofes und aller Regierungscollegien publiciren und dann durch Kanonenschüsse verkündigen. Am 24. Juni, dem Tage Johannis, wurde in Dresden und im ganzen Kurfürstenthume ein mit allen Herrlichkeiten des Kanonendonners, Trompeten- und Paukenklanges, so wie mit Absingung des „Herr Gott dich loben wir" ausgeschmücktes Friedens- und Freudenfest gefeiert. Ach aber, es war kein Friede und keine Freude für Deutschland, am wenigsten für Sachsen, gestiftet worden. Alle Reichsstände fühlten sich beleidigt, indem keiner beigezogen und um seine Einwilligung in die Friedenspunkte befragt worden war, sondern der Kaiser und der Kurfürst von

Sachsen allein Alles verhandelt hatten und dann dieses den Uebrigen zur Annahme vorlegten. Nothgedrungen traten daher diesem Frieden nur der Kurfürst von Brandenburg, die Fürsten von Anhalt, Herzog Wilhelm von Weimar am 5. Juli, die Herzöge von Braunschweig, Lüneburg, Mecklenburg, die Hansestädte und die mehrsten Reichsstände bei, die auch insgesammt ihre, etwa bei dem schwedisch-deutschen Armeecorps befindlichen Truppen sämmtlich abriefen, wie dies z. B. der Herzog von Weimar am 18. August seinen sämmtlichen Landständen durch ein gedrucktes Rescript bekannt machte. Der Landgraf von Hessenkassel hatte schöne Ländereien in Westphalen erobert, die ihm seine Kriegsbedürfnisse lieferten; derselbe zog daher seine Einwilligung in den Frieden in die Länge, um erst zu sehen, welchen Ausgang die Sache noch nehmen werde. Diesen dachten sich die meisten der vorher alliirten protestantischen Fürsten nicht anders, als daß nun Schweden ganz unterliegen und, was von seinem Heere noch übrig sei, entweder schon als verloren angesehen werden müsse, oder bald vertrieben sein werde. Nichts schien heller in Aussicht zu stehen, als daß der Kaiser und die Ligue die volle Oberhand behaupten und ihre Absicht, den Protestantismus zu überwältigen, erreichen würden. Denn Augsburg wurde durch Hunger zur Uebergabe genöthigt, und das unter harten Bedingungen, wie auch Bamberg und Würzburg sich an die

Oesterreicher ergeben mußten. Fast ganz Oberdeutschland unterlag dem Kaiser, und auf diesen gestützt, forderte der Kurfürst von Sachsen, daß Thüringen, Magdeburg und Halberstadt für ihn geräumt werde. Die Oesterreicher hatten den Waffenplatz und Stützpunkt der Franzosen, als Schwedens Verbündeter, die Festung Philippsburg überfallen und mit allen darin aufgehäuften Kriegsbedürfnissen erobert, was die Franzosen in gewünschter Führung des Krieges sehr hinderte. Dazu ging der Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen zu Ende, und letzteres konnte durch die schlimme Lage der Schweden leicht bewogen werden, den Krieg gegen dasselbe von Neuem zu beginnen und seine verlornen Länder wieder zu erobern.

Bedrängter konnte kaum eine Lage sein, als die, in welcher sich die Protestanten nach dem Prager Frieden befanden. Von ihren beiden Hauptstützen, Sachsen und Brandenburg, waren sie verlassen, — denn wie bald gingen jene 40 Jahre um, und wer leistete Gewähr, daß man dann mit ihnen auf eine für sie günstige Weise unterhandeln werde? — Die Nördlinger verlorne Schlacht schien die betrübtesten Folgen nach sich zu ziehen. Ihren Verlust schoben die, auf Bernhard von Weimar ohnehin eifersüchtigen schwedischen Generale diesem deutschen Prinzen in den Busen und das Gewissen, und dieser selbst mußte müssig liegen, denn er hatte kein Heer. Nur —

leider! — die Franzosen standen in Aussicht noch zu erlangender Hülfe; aber man wußte schon, wie theuer diese Deutschland werde zu stehen kommen. Bernharden an sich zu ziehen, ihm ein Heer schaffen zu helfen, dies wollten dieselben wohl, forderten aber auch, daß er ganz in ihre Dienste träte. Obschon die Schweden einen kühnen Löwen am General Banner zum Führer hatten, so waren sie doch in einem fremden Lande, von den mächtigsten Glaubensgenossen verlassen und selbst in der Lage, daß sie nur durch verzweifelte Tapferkeit den Weg nach Schweden für sich frei machen konnten, so wüthend sie auch waren, die Nördlinger Niederlage am Feinde zu rächen. Nur ein Mann schien den Verhältnissen noch gewachsen zu sein, Oxenstierna! Und dieser? —

Oxenstierna, obwohl von den meisten Verbündeten verlassen, bot, wie in Verzweiflung, aber dennoch mit aller Besonnenheit und Benutzung der noch übrigen Hülfsquellen den entsetzlichen Verhältnissen Trotz und wollte lieber mit den Waffen in der Hand streitend und kämpfend Deutschland, wenn es sein müßte, verlassen, als muth- und kampflos hinausweichen, und sich der Furcht beschuldigen lassen. Insbesondere zog er Frankreich in sein Interesse, von dem er wohl wußte, wie gierig dieses nach mehren Landen an seiner Grenze war und wie es nun durch Aufopferung derselben gewonnen werden müsse, um Schweden gegen Oesterreich, seinen alten

Feind nicht unterliegen zu lassen. Und siehe da! Frankreich wird ganz gewonnen; zwei französische Flotten erscheinen zur See; sechs französische Heere brechen gegen Oesterreichs Verbündete los; mit großen Geldsummen unterstützt es mehre deutsche Fürsten; durch seinen Gesandten, den Grafen von Avaux, bringt es am 7. Oct. 1636 Polen dahin, den Waffenstillstand mit Schweden auf 26 Jahre zu verlängern, und weil Schweden den deutschen Krieg als einen Ehrenkrieg ansah, so willigte es darein, daß die Polen ihr vordem verlornes Preußen von Neuem besetzten. Zugleich schloß Frankreich mit Schweden und Hessenkassel am 20. März und wiederholt am 12. October 1636 einen Hülfsvertrag, nach welchem zur Erhaltung einer Armee von 18,000 Mann dem Herzoge Bernhard die nöthigen Erhaltungsgelder verabfolgt werden sollten. Mit Spanien hatte Frankreich schon im Mai 1635 den Krieg erneuert, wie bereits oben erwähnt worden ist, und dadurch dem Kaiser die Hülfe aus den spanischen Niederlanden entzogen. Den Landgrafen Wilhelm von Kassel und den Herzog Bernhard von Weimar setzte es in den Stand, an der Elbe und Donau wieder freier zu agiren, indeß es selbst die Kaiserlichen am Rhein beschäftigte, und so den Kaiser zwang, seine Macht zu theilen.

Dem Kurfürsten von Sachsen hatte der Prager Frieden die Verbindlichkeit auferlegt, die Schweden aus Deutsch-

land entfernen zu helfen, die seit 1631 seine Bundesgenossen gewesen waren, und das — treue Bundesgenossen! Sie zu vermögen, Deutschland zu verlassen, machte er ihnen zunächst alle mögliche Vorstellungen, die er für triftig hielt. Als diese nichts wirkten, suchte er sie durch das Anerbieten von 25 Tonnen Goldes dahin zu bringen, und als auch diese bei ihnen nicht verfingen, so sollten es die Waffen erzwingen. Er rief daher alle seine Unterthanen zurück, welche im schwedischen Heere dienten, das an der Elbe gelagert war, und die ohnehin wegen des Soldes unzufriedenen Offiziere gingen insgesammt ab und nach Sachsen. Dem Prager Frieden gemäß versammelte sich nun die sächsische Armee im August bei Leipzig, vereinigte sich, 32,000 Mann stark, mit einer kaiserlichen, um zunächst Magdeburg zu nöthigen zur Uebergabe und den sächsischen Prinzen August als Administrator des Erzstiftes einzusetzen. Um den Krieg von Sachsen und den schwedischen General Banner von der Elbe zu entfernen, so marschierte eine aus Sachsen und Kaiserlichen zusammengesetzte Armee unter dem General Baudissin auf Mecklenburg zu, um Dömiz wegzunehmen und den Schweden den Rückzug nach Pommern und der Ostsee abzuschneiden. In Eilmärschen ging Banner nach und entsetzte Dömiz, indem der General Rüdwen hier die Sachsen am 22. October 1635 völlig schlug, daß diese 1000 Todte auf dem Wahlplatze und 1000 Ge-

fangene in den Händen der Schweden ließen. Auch wurde ein Corps Kaiserlicher vom General Kniphausen bei Haselung am 1. Januar 1636 geworfen. Durch den neuen Vertrag mit Polen waren alle in Preußen gestandene schwedische Truppen anderweit anwendbar geworden. Durch diese bedeutend verstärkt, ging Banner 1636 nach Sachsen zurück und überfiel dies unglückliche Land mit Heeresmacht. Vorher von den Sachsen immer mit einem gewissen Uebermuthe behandelt und nun durch des Kurfürsten Anschluß an den Kaiser auf Höchste erzürnt und erbittert, ließen die Schweden diesem Lande alle grauenvolle Wuth und gräßliche Rachsucht widerfahren, wie sie denn z. B. in Merseburg und Zeitz, in Jena, Weißenfels und Naumburg jämmerlich hausten und die fürchterlichsten Drohungen verbreiteten. Sie schnaubten vor Rache gegen Sachsen und behandelten dessen Bewohner ohne Schonung und Erbarmung. Allein die neuen alliirten Oesterreicher und Bayern, kamen diese nach Sachsen, in dies Ketzerland, so machten diese es um kein Haar besser. Hatten sie irgendwo die plündernden Schweden vertrieben, so traten sie nur als räuberische, rohe, wilde Plünderer genau an deren Stelle und Platz. Sie brannten 1636 Aue, 1637 Dahlen völlig nieder, trieben von Leisnig alle Kühe und Ochsen weg und verheerten alle Fluren dermaßen, daß wegen entstehenden Futtermangels kein Mensch einen Ochsen für eine Kanne

26*

Vier und fünf Kühe für eine geringe Quantität Salz kaufen wollte, denn man mußte das Vieh, wo es noch ein Stück gab, verhungern lassen oder todtschlagen; auch hieben sie sogar alle Obstbäume um, damit die Ketzer gar nichts mehr haben möchten! Zahllose Menschen wurden zugleich gemißhandelt oder gar ermordet. Ja selbst die inländischen Truppen machten es nicht besser mit ihren Landsleuten, wovon hier nur ein Beispiel stehen mag. Der Magistrat zu Marienberg hatte sich von dem kaiserlichen Kommandanten zu Raitzenhain eine Schutzwache von zwei Mann erbeten. Um diese zu fangen, stürmte der sächsische Oberstlieutenant Ungar am 2. Januar 1635 (also kurz nach dem Friedensschluß) ein Thor der Stadt, ehe es ihm geöffnet werden **konnte**, und drang mit 300 Dragonern ein, wie in eine erstürmte feindliche Stadt. Ohnerachtet der Magistrat ihm alle Vorstellungen machte und sein Verfahren als wider alles Völkerrecht darstellte, ließ er dennoch den einen Schutzwächter erschießen, und weil der andere entflohen war, so mußte ihm der Magistrat für denselben 28 Thaler bezahlen, indeß seine Dragoner die Stadt plünderten und alle Pferde, die den feindlichen Plünderern entgangen waren, vollends wegführten. So ging es in Sachsen zu, wie vor, so nach dem Prager Frieden.

Der Kaiser konnte Sachsen nicht weiter zu Hülfe kommen, weil er durch den Landgrafen von Hessen und

den Herzog Bernhard von Weimar am Rhein und in Westphalen vollauf beschäftigt wurde. Endlich konnte der Kurfürst den General Hatzfeld an sich ziehen. Mit diesem rückte er vor Magdeburg, das Banner nicht zu entsetzen vermochte, indem sich diese Festung am 5. Juli 1636 durch Kapitulation ergab. Von da aus ging die sächsisch-kaiserliche Armee durch Brandenburg und nahm den Schweden eine Stadt nach der andern weg, die daher völlig gezwungen zu sein schienen, an die Ostsee zu entweichen. Da raffte sich der schon verloren gegebene Banner auf und erreichte Wittstock in Brandenburg. Hier griff er am 24. September 1636 die vereinigten Sachsen und Kaiserlichen an. Der Anfang der großen Schlacht war furchtbar, denn die ganze Macht der Vereinigten fiel über den rechten Flügel der Schweden her, den Banner selbst kommandirte. Wie in Verzweiflung fochten die Schweden, unter denen jede Schwadron, zehnmal zurückgeworfen, eben so oft wieder ansetzte. Banner mußte weichen, aber sein linker Flügel setzte die Schlacht fort, bis in die Nacht hinein. In dieser rückte die schwedische Reserve, die im Hintertreffen gestanden hatte und nicht zur Action gekommen war, nun völlig vor, um nächsten Morgen die Schlacht von Neuem zu beginnen. Aber auch die Sachsen waren völlig erschöpft und ihre Trainknechte mit den Pferden davongeritten, daß die Kanonen nicht gebraucht werden konnten. Der Kurfürst und Hatz-

feld ergriffen daher noch in dieser Nacht die Flucht, ließen, wie einst Wallenstein bei Lützen, Alles stehen und liegen und das Schlachtfeld in der Gewalt der Schweden. Diese fanden 5000 gebliebene Sachsen und Kaiserliche auf demselben und Viele wurden von den nachsetzenden Schweden und von den ergrimmten Bauern noch erschlagen. Ueberdem kamen 2000 Gefangene, 23 Kanonen, 150 Fahnen und Standarten in ihre Gewalt, wie auch die ganze Armeebagage und des Kurfürsten silbernes Tafelgeschirr. Das Ansehen der schwedischen Tapferkeit war wieder hergestellt und die mit den Schweden verbundenen Deutschen schöpften neuen Muth und neue Hoffnung. Banner war wie ein Blitz über die Elbe und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen nach Westphalen. Dann brach er gegen Sachsen auf. Am 2. Januar 1637 kam der Kurfürst von der Armee nach Dresden, und schon dies verbreitete um so mehr ein allgemeines Schrecken, als von der Armee selbst sich nach und nach nur traurige Trümmer und Ueberbleibsel einfanden. Da aber alsbald auch Banner da war und sich allgemein die Nachricht verbreitete: Banner habe die sächsischen Stände zur Verpflegung seiner Armee aufgefordert, die übrige sächsische Armee bei Eilenburg geschlagen, habe Torgau am 6. Januar eingenommen und sich daselbst verschanzt, sei Herr der Elbe und selbst zwei sächsische Regimenter seien zu ihm übergegangen, da geräth Alles in Zittern

und Beben. In Dresden suchte Alles Schutz, und vom 7. bis zum 10. Januar 1637 waren über 12,000 Wagen mit Menschen und Gut in die Residenz gekommen. Banner bezog aber die Winterquartiere in Sachsen, die diesem Lande tiefe Wunden schlugen, welche also bluteten, daß man das Jahr 1637 die rechte böse Sieben nannte. Denn alle Städte und Dörfer umher, Leisnig, Colditz, Wurzen, Döbeln u. s. w. erlitten unsäglichen Schaden. In Colditz blieb der schwedische General Schlange mit seinen Truppen so lange auf dem Markte halten, bis er völlig überzeugt war, daß nun der ganze angezündete Ort in Flammen stehe! Das Schloß hatte kaiserliche Garnison und blieb von solchem Greuel verschont. Auch Altenburg mußte eine furchtbare Contribution an Banner bezahlen. Hie und da herrschte zugleich Hungersnoth und Pest, daß man Katzen- und Hundefleisch, ja sogar Aas zu essen allen Ekel überwand. Meißen wurde am 6. Juni überfallen, rein ausgeplündert, Manns- und Weibspersonen wurden schändlich gemißhandelt, geprügelt, gerädelt und barbarisch behandelt; zuletzt, weil die Schweden das Schloß nicht einnehmen konnten, wurde die Stadt an mehren Orten in Brand gesteckt und alle gemachte Beute von den Schweden nach Torgau geschleppt. Daß jedoch Banner als Sieger in Sachsen saß, hatte er zum Theil auch dem Kriege am Rhein zu danken, den Bernhard von Weimar und die Franzosen führten.

Bernhard, ein großer, ehrenwerther, deutscher Mann, treu dem Vaterlande, voll Schmerz über dessen traurige Verhältnisse, fühlte seine Kraft zu helfen, wenn sie gehörig unterstützt würde, zeigte sich nie stolz, als nur gegen Frankreichs Uebermuth, dessen Bündniß er doch nöthig hatte, denn im Grunde war er das herrische Wesen des Kanzlers Oxenstierna überdrüssig, und sehnte sich nach größerer Freiheit in Führung des Krieges. An diesem war ihm allein gelegen, weil er sein fränkisches Herzogthum in Folge der Nördlinger Schlacht verloren und ein neues zu erhalten nur durch den Krieg zu hoffen hatte, den mit Hülfe der Schweden jetzt glücklich zu führen gar wenig zu hoffen oder nicht zu erwarten war. Er brauchte nur Geld, daran es den Schweden mangelte, aber wenn er dieses hatte, war ihm um eine Armee und deren Ausrüstung gar nicht bange. Frankreich war es daher, auf das er seine Augen richtete, und Frankreich wollte Schweden in einer gewissen Abhängigkeit von sich erhalten und sah daher das Anschließen der bedeutendsten Generale an Frankreich gern, mit deren Hülfe es die Oberhand in Führung des Krieges zu erlangen hoffte. Bernhard ging nach Paris und schloß im October 1635 zu St. Germain en Laye in seinem eigenen Namen mit der französischen Regierung einen Vergleich. Nach diesem erhielt er für seine Person täglich 1000 Laubthaler Tafelgelder, 4 Millionen jährlich zur Unter-

haltung einer Armee, die er unter königlichem Befehle kommandiren sollte. Zugleich bot man ihm im Geheim Elsaß als Herzogthum an, wenn er es völlig erobert haben würde. Nach der Nördlinger Schlacht hatte er die Trümmer seiner Armee in der Wetterau gesammelt, aber aus Mangel an Allem nichts unternehmen können. Jetzt schuf er eine Armee unter französischer Hoheit, die er aber so gut wie unumschränkt kommandirte und mit welcher er auch nicht ohne alle Verbindung mit Schweden agirte. Am Rhein schlug er den Schauplatz seiner Thaten auf, wo bereits seit 1635 eine französische Macht unter La Valette, einem Kardinal, der sich wohl besser auf's Messelesen, als auf's Kommandiren verstand, gegen den Kaiser zu Felde gezogen war. Auf diese stürzte sich das kaiserliche Hauptheer unter Gallas nach der Nördlinger Schlacht. Nachdem es Franken und Schwaben unterworfen hatte, trieb es die Franzosen bis Metz, machte den Rhein von ihnen frei und zwang die Schweden in Mainz und Frankenthal zur Uebergabe dieser Festungen. Doch konnte Gallas bei dem Widerstande, den er fand, nicht in Frankreich eindringen, mußte vielmehr den Winter über nach Schwaben und in's Elsaß zurückgehen, wo es in beiden eben nicht viel zu leben gab. Den Feldzug im folgenden Jahre fing Gallas mit einem Einfall in die Grafschaft Burgund an, indeß die Spanier aus den Niederlanden her in die Picardie siegend

einbrachen und der liguistische berühmte General und Parteigänger Johann von Werth mit seinem Freicorps Champagne durchstreifte und sogar einmal durch seine Erscheinung Paris in Schrecken setzte. Aber in der Franche Comté mußten die Kaiserlichen zurückweichen und ihr Vordringen in Frankreich nochmals aufgeben.

Herzog Bernhard ward in seinen Entwürfen und Unternehmungen durch den ihm beigegebenen französischen Cardinal-General sehr gehindert, so wie dadurch, daß der geschlossene Vertrag schlecht gehalten wurde. Er beschloß daher, nach Paris zu reisen, was er auch aller Einrede La Valette's ohnerachtet, daß man besser Alles schriftlich abmachen könne, that und am 11. März 1636 in Paris erschien. So ungern man ihn jetzt daselbst sah, ward er doch prachtvoll empfangen und das Zeughaus ward seine Wohnung, wo er mit allem Luxus bewirthet wurde. Seine Tafel kostete täglich 2000 Gülden. Richelieu besuchte ihn oft und beschenkte ihn mit sechs kostbaren Pferden. Im königlichen Staatswagen wurde er zur Audienz bei Ludwig XIII. abgeholt. Als dieser ihn jedoch nur als Feldherrn empfangen wollte, Bernhard aber, weil der König sich beim Beginn der Audienz bedeckte, auch als deutscher Reichsfürst ebenfalls den Hut aufsetzte, was in ähnlichen Fällen schon von Andern geschehen war, so sagte der König: „Vetter, wir werden schon Gelegenheit haben, einander zu sprechen,“

zog den Hut ab und ging in sein Zimmer. Er erhielt darauf Audienzen in St. Germain, die sehr trocken waren. Doch erreichte er es, daß die Hülfsgelder nach seiner Abreise richtiger eingingen, als vordem. Damit vermehrte Bernhard seine Armee und eröffnete den Feldzug mit der Eroberung von Elsaß-Zabern in Nieder-Elsaß am Flusse Sorr. Allein die Zahlungen blieben wieder aus; Bernhards Truppen, aus Mangel an Geld und Brod, liefen haufenweise davon; er konnte sich daher am Rhein nicht behaupten, von dem die französische Macht vertrieben worden war. Daher ging er 1637 nochmals nach Paris, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen und Geschenken überhäufte. Er aber benahm sich dem Bewußtsein seiner Kraft und Thaten angemessen. Als ihm einmal in Gegenwart des Königs und Richelieu's der Kapuziner Joseph auf einer Landcharte den Angriffspunkt einer Festung mit dem Finger zeigen wollte, sagte er zu diesem: „Recht gut, mein Herr Pater, nur schade, daß Ihr Finger keine Brücke ist.“ Diesmal aber erlangte er Alles, was er begehrte, Geld und freies Kommando. Daher 1638 aller Einschränkung und Hinderung überhoben, in Allem freie Hand, nahm Alles mit ihm im Feldzuge dieses Jahres eine andere Wendung. Im Bisthum Basel hatte er die Winterquartiere gehabt, als er schon im Januar über den Ober-Rhein setzte, den Feldzug in rauher Jahreszeit eröffnete und damit den Feind

überraschte. Die Waldstädte am Rhein, Waldshut, Laufenburg und Seckingen nahm er weg und belagerte Rheinfelden, die größte unter den vier Waldstädten in Schwaben am Rhein, einen Platz, der von Natur und Kunst sehr befestigt war und von einer starken, tapfern Besatzung vertheidigt ward. Allein Bernharden galt dieser Ort nicht allein als Festung viel, sondern er wußte auch, daß darin 5000 Scheffel Getraide aufgehäuft waren. Er ließ daher Minen sprengen, Mauern niederschießen und gelangte bis an's innerste Thor. Noch ein paar Tage, und die Festung mußte sein werden. Da aber raffte der kaiserliche General, Herzog von Savelli, seine Armee zusammen, eilte mit den Generalen Werth, Enkefort und Sperreuter vier Tage und vier Nächte in Eilmärschen herbei, Reinfelden zu entsetzen, und trieb am 18. Februar 1638 den Herzog Bernhard wirklich von Rheinfelden ab, der am 19. nach Laufenburg zurückkam. Im Genusse des Sieges ruhten die Kaiserlichen aus, sandten Siegesboten nach Wien, sangen: Herr Gott, dich loben wir! Unterdessen zog Bernhard seine Truppen zusammen und auf einmal den dritten Tag darnach, am 21. Februar, wurden die Sieger durch Bernhards plötzliche Wiederkehr erschreckt und zu einer neuen Schlacht genöthigt. Ein Theil der Kaiserlichen, von Werth kommandirt, hatte schon zwei Nächte unter freiem Himmel bivouakirt, weil man die ohnehin erbitterten Bauern nicht durch Ein-

quartierung noch rebellischer machen wollte, als sie es schon waren. Daher war Alles ermüdet und hungrig, als es hieß: Bernhard ist da! Werth postirt schnell seine Truppen im Gebüsch am Rhein, in dem nahen Wald, in und hinter einem tiefen Graben. Bernhard aber läßt durch den General Taupadel die kaiserliche Reiterei und den im Walde versteckten Feind angreifen, indeß Er das feindliche Fußvolk in den Gebüschen überfällt und wirft. Dreimal läßt er die Artilleristen ablösen, um das Kanonenfeuer lebendiger zu machen und rückt selbst mit vier Regimentern Infanterie und Kavallerie auf jenen Graben los. In und hinter diesem ist Alles voll Oesterreicher, deren Fußvolk sich tapfer wehrt, bis Bernhards Truppen demselben so nahe kommen, daß sich Mann für Mann das Gewehr auf die Brust setzen und kein Schuß fehlen kann. Von Schrecken ergriffen, fliehen die Oesterreicher, auch ihre Kavallerie, die nur einmal ihre Karabiner abfeuert, flieht. Dem Werth fällt das Pferd unterm Leibe und er flüchtet zu seinem Regimente in den Wald. Taupadel fällt ihn im Rücken an, er muß sich ergeben und Alles wird geworfen und Alles flieht. Da gerathen mit Werth, Savelli, Enkefort und Sperreuter mit fast allen Offizieren, mit mehr als 3000 Mann in Gefangenschaft, die großentheils in Bernhards Dienste treten und dessen Armee verstärken, und über 1500 bedecken als Leichname das Schlachtfeld. 42 Standarten,

22 Fahnen und 3 Kanonen fielen zugleich in Bernhards Gewalt. Dieser, fromm und tapfer, stieg nach der Schlacht vom Pferde, dankte knieend mit gefaltenen Hän en Gott für den errungenen Sieg, was zugleich sein ganzes Heer that. Als die dem Feinde nachsetzenden Regimenter denselben vollends zerstreut hatten und zurück kamen, ließ er am 22. Februar ein Dankfest feiern, Victoria schießen, Herr Gott, dich loben wir und: Eine feste Burg ist unser Gott, singen und den 46sten Psalm verlesen mitten unter Leichen, denn die Verfolgung des Feindes gestattete erst das Begraben derselben am vierten Tage nach der Schlacht, wo bereits viele Körper von Vögeln und wilden Thieren angefressen waren. Die eroberten Standarten und Fahnen wurden mit den Generalen Werth und Enkefort nach Paris gebracht. In der Kirche Notre Dame daselbst wurden die Standarten und Fahnen vor dem Hochaltare dreimal geschwungen, ein Hochamt gefeiert und dann die gefangenen beiden Generale in Paris im Triumph aufgeführt. Den General Sperreuter setzte Bernhard auf die Bergfestung Hohentwiel im Würtembergischen und ließ ihn, als er zu entfliehen versuchte, in Ketten legen. Savelli bekam sein Gefängniß im Rathhause zu Laufenburg. Mit Hülfe eines Weibes, das ihm täglich das Essen brachte, verkleidete er sich als Priester und entkam nach Costnitz. Dafür ließ Bernhard Savelli's Wächter und noch acht dabei interessirte Lau-

fenburger Bürger enthaupten. Den Tag nach der Schlacht ergab sich die Festung Hüningen am Rhein an Taupadel. Rheinfelden wurde von Neuem belagert. Tapfer wehrte sich die Besatzung und ergab sich erst am 12. März, nachdem sie Bernharden Karthaunen auf dem Rhein herbeischaffen sah und alle Hoffnung des Entsatzes aufgegeben hatte. Nach Rheinfeldens Besetzung ergaben sich auch Röteln bei Basel und nach zehntägiger Belagerung am 1. April Freiburg im Breisgau an Bernhard, welcher sich nun zur Aufgabe stellte, das sonst unbezwingliche Breisach, an der Morgenseite des Rheins, zwischen Basel und Straßburg, zu erringen. Diese Festung war der Schlüssel zum Elsaß und galt für Oesterreich als der Hauptstützpunkt seiner Behauptung am Rhein und jenseits dieses Stromes. Daher war Breisach bei seiner vortheilhaften Lage so befestigt, daß sein Angriff seiner Werke mehr als tollkühn zu sein schien, zumal da alle kaiserliche Generale die gemessensten Befehle hatten, diese Festung zu schützen, es koste, was es wolle. Eine starke Garnison der zuverlässigsten Truppen lag darin und Kriegs- wie Mundvorrath in ausreichender Menge. Nur durch Hunger allein konnte diese Festung zum Fallen gebracht werden. Bernhard, voll Hoffnung, zu bewerkstelligen, was man für unausführbar hielt, umschloß diese Veste. Und siehe! der habgierige Kommandant, im Vertrauen, daß kein General in der Welt sich an seine Stadt wagen

werde, hatte seine Getraidehaufen verkauft und die Festung konnte nun einer langwierigen Belagerung nicht widerstehen. Da dies dem kaiserlichen Obergeneral nicht verhehlt werden konnte, sondern durch Geheimboten angezeigt werden mußte, so wurde der General Götz beordert, der Festung mit 12,000 Mann, 3000 Wagen mit Proviant zuzuführen und diese während eines Gefechts in die Festung zu werfen. Aber er ward am 30. Juli von Bernhard bei Wittweyer angegriffen, verlor von seinem Corps 9000 Mann und die ganze Zufuhr. Der Herzog von Lothringen zog mit 6000 Mann zum Entsatz der Festung heran; aber diese wurden am 4. October bei Thann auf dem sogenannten Ochsenfelde nicht allein geschlagen, sondern auch völlig vernichtet. Götz rückte noch einmal vor, Breisach zu retten, fiel in Verbindung mit dem General Lamboy Bernhards Lager mit aller Gewalt an; Alles umsonst; er mußte mit ziemlichem Verlust weichen. Vom schrecklichsten Mangel und Hunger überwältigt, mußte sich Breisach nach einer Belagerung von vier Monaten am 7. December 1638 an Herzog Bernhard ergeben, an welchem Tage die Kapitulation abgeschlossen wurde. Schrecklich war es zuletzt in der Festung hergegangen und entsetzliche Noth, Mangel, Hunger und Elend herrschend gewesen. Vertheidigungsmittel waren noch da, denn man fand 435 Kanonen, 150 Doppelhaken, 250 Centner zerbrochenes Metall, 556 Centner

Pulver, 772 Centner Lunten und eine große Anzahl Granaten und Kugeln; an Lebensmitteln aber fast Nichts! Im Stockhause waren 30 Gefangene verhungert; Leichen hatte man ausgescharrt und verzehrt, sogar Kinder sollen gestohlen, geschlachtet und verzehrt worden sein. Die Generale hatten zuletzt nur noch Haferbrod, die übrigen Offiziere Brod aus Eichenrinde. 1 Malter Kleien hatte 132 Gülden, 1 Pfd. Kleienbrod 36 Batzen, 1 Laibbrod 4 Thaler, 1 Ei 1 Gülden, 1 Huhn 5 Gülden, 1 Pfd. Butter 4 fl. 9 Batzen, 1 Pfd. Käse 1 Gülden, 1 Viertel Kalbfleisch 8 fl., 1 Pfd. Pferdefleisch 7 Batzen, 1 Pfd. Hundefleisch 7 Batzen, eine Ratte 1 fl., 1 Maaß Wein 10 Stüber gekostet. Kein Hund und keine Katze war mehr zu sehen. 2000 Thierhäute waren, jede für 5 fl., verkauft, gekocht und verzehrt worden. Beim Auszuge zeigten Soldaten der Garnison dem Herzog Bernhard noch Stücken Menschenfleisch, das sie bei sich und davon gegessen hatten. Von der ganzen Garnison aber zogen nur noch aus 400 gesunde und 50 kranke Soldaten, die noch gehen konnten, mit 19 Fahnen, 70 Pferden, 20 Maulthieren, 6 Kutschen und 3 Bagagewagen. — Am 30. December ergab sich an Bernharden auch die Festung Landscron in der Unterpfalz. Breisachs Fall setzte Spaniens und Oesterreichs Häupter in ungemeine Furcht vor Bernharden. Sie gaben sich daher große Mühe, ihn gegen Frankreich auf

ihre Seite zu ziehen, machten ihm Aussicht auf Vermählung mit einer Erzherzogin und auf den Besitz eines andern Landes statt des Elsasses. Das wußte er zu beurtheilen und verfolgte seinen entworfenen Plan. Er besetzte Breisach mit deutschen Truppen, ließ keinen Franzosen hinein, setzte aber einen falschen Schweizer, den General Erlach, als Oberbefehlshaber hinein, der ein heimlicher Anhänger Frankreichs war, das den Besitz Breisachs, eines so wichtigen Schlüssels zum Besitz des Rheins, wohl zu würdigen wußte.

Bernhard ließ die Einwohner Breisachs huldigen! Wem? — Niemandem. Ihm mußten sie huldigen! Denn mit dem Besitz Breisachs lag ihm Elsaß offen. Am Rhein für sich ein Reich zu schaffen, mit seiner Armee, die ihm mit aller Begeisterung als einem unüberwindlichen Feldherrn ergeben war, die bedeutende landgraf-hessische Macht mit sich zu vereinigen, indem er die Wittwe des verstorbenen Landgrafen, Amalia, eine Frau von männlichem Geiste und heldenmüthiger Entschlossenheit, die eine der besten Armeen, schöne Eroberungen und ein herrliches Land im Besitz hatte, heirathen wollte, dies soll Bernhards Plan gewesen sein! Die unzweideutige Art, mit welcher es Bernhard nicht verhehlte, Breisach für sich zu behalten, setzte den französischen Principalminister Richelieu in die größte Verlegenheit, indem er trotz seines Versprechens an Bernharden das Elsaß für Frank-

reich nicht missen, doch aber auch den Herzog im französischen Interesse behalten wollte. Man lud ihn zur Feier seiner Siege nach Paris ein und er antwortete: er könne und dürfe jetzt die Armee nicht verlassen. Man bot ihm eine Nichte des Cardinal Richelieu zur Gemahlin an und der sächsische Reichsfürst wollte nichts davon wissen. Nun entzog man ihm die Hülfsgelder; man bestach den Kommandanten von Breisach und dessen vornehmste Offiziere, daß sie, wenn der Herzog etwa stürbe, —? die Festung in französische Hände liefern möchten! Bernhard wußte von Allem und traf seine Vorkehrungen dagegen. Er ging gegen Burgund vor 1639. Als er da die Stadt Pontarlie von Deutschen und Franzosen plündern und anzünden sah, rief er: „Bei solchem gottlosen Wesen verdrießt es mich, länger zu leben.“ Wohin er kam, verehrte man ihn über alles Maaß als Retter. Da rief er: „Ich werde Gustav Adolphs Schicksal theilen; sobald ihn das Volk wie Gott ehrte, mußte er sterben.“ Da er aber sah, daß er sich nunmehr gegen Frankreich decken und gegen den Kaiser vertheidigen müsse, war er genöthigt, seine Macht zu theilen und wegen des Außenbleibens des französischen Geldes sein Erscheinen im Felde zu verzögern. Dennoch wollte er über den Rhein zurückgehen, den Schweden beispringen, an der Donau gegen Bayern und Oesterreich den Krieg beginnen und hatte sich bereits mit Ban-

nern darüber in Einverständniß gesetzt, als ihn am 4. Juli 1639 in der Hönninger Schanze ein böses, hitziges Fieber überfiel. Er ließ sich nach Neuburg am Rhein bringen und seine Aerzte rufen. Vergebens suchten diese der Krankheit zu steuern. Am 8. Juli früh um 6 Uhr ließ er seinen Beichtvater zu sich kommen und sich von demselben nach abgelegter Beichte das heilige Abendmahl reichen, durch seinen Geheimrath Dr. Rehling von Leder seinen letzten Willen niederschreiben. Nachdem er die Urkunde mit schwacher Hand unterschrieben hatte, sprach er zu den um ihn versammelten Stabsoffizieren und Kammerdienern: „Ihr Brüder, geht hinaus, mit Euch habe ich nun ausgeredet; zu reden habe ich jetzt mit Gott!" Als er mit seinem Beichtvater gebetet hatte und sein Ende herannahen fühlte, bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, schloß seine Hände fest zusammen, streckte seine Beine gerad aus und fing an das Lied zu beten: „Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott" u. s. w., entschlief bei vollem Verstande und ohne ein Zeichen von dem in ihm vorhandenen Leiden und Schmerzen von sich zu geben, am 8. Juli früh nach 7 Uhr. Also überraschte ihn an diesem Tage des Jahres 1639 zu Neuburg am Rhein der Tod! und setzte seinem Heldenleben ein Ziel. 34 Jahre, 11 Monate, 2 Tage war er erst alt und doch einer der größten Feldherrn und unbezwinglichsten Helden! Eine pestartige Krankheit hatte

in seinem Lager binnen zwei Tagen 400 Menschen getödtet und wahrscheinlich auch ihn ergriffen. Mag man aus den schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam entstanden, aus einigen seiner Aeußerungen und aus der Entziehung der französischen Gunst den Schluß einer erlittenen Vergiftung auch nicht ziehen, indem man nicht gern Abscheuliches denkt, wo natürliche Ursachen Aufklärung geben, so haben doch bei der Section sich mehre auffallende Dinge wahrnehmen lassen. Auf der rechten Seite des Halses fanden sich schwarze und unter dem Kinn rothe, feuerfarbige Blattern und der ganze Leib überzog sich mit schwarzen Flecken. Nach der Section entstand ein durchdringender, übler Geruch und die Eingeweide wurden braun. Das Herz war zusammengeschrumpft und die Herzkammer voll Wasser. Der Magen hatte sich innen mit einem schwarzen, verbrannten Schleim überzogen. Die Lunge war voll eiternder Blattern, der hohle Leib voll Wasser, in welchem sich eine gelbe, gallerige Materie befand. Bei der Section verletzte ein Feldscheerer an des Herzogs Hirnschale seine Hand; diese fing sogleich an zu schwellen, und die Geschwulst nahm dermaßen überhand, daß sie tödtlich wurde und der Mann am 11. Tage daran starb. In seinem Testamente hatte der Herzog das Kommando seiner Armee dem Generalmajor von Erlach, dem Obersten Oehm, dem Grafen von Nassau und dem Obersten von Rosa anvertraut,

so lange, bis dieselbe an seinen Bruder Wilhelm nach seinem Willen übergeben worden sei. Sein Leichnam ward von seiner Leibwache in Begleitung dreier Infanterieregimenter nach Breisach gebracht, hier in der Domkirche in einer besonders mit Trauerzeichen bekleideten Kapelle beigesetzt und bewacht. Zu seiner Abholung nach Weimar stellte Kaiser Ferdinand **III.** einen besondern Paß aus; dieselbe erfolgte jedoch erst nach etlichen Jahren.

Mit Bernhdrd war Viel, Viel verloren für die evangelisch-protestantische Sache, was keiner weitern Erörterung bedarf.

Von großer Bedeutung und Wichtigkeit war seine Armee. Seinem Bruder Wilhelm hatte er dieselbe sammt seinen Rechten auf Elsaß vermacht. Schweden machte Anspruch auf ihren Besitz, weil sie in seinem Namen geworben worden war und ihm gehuldigt hatte. Frankreich forderte sie, weil sie mit seinem Gelde unterhalten worden war. Der Pfalzgraf Ludwig hätte sie gern zur Vertheidigung seiner Rechte gegen den Kaiser an sich gebracht; als er aber zu diesem Zwecke nach Breisach reisen wollte, beging er die Unüberlegtheit, seinen Weg durch französisches Gebiet zu nehmen; denn hier wurde er gefangen genommen und so lange gehalten, bis nichts mehr für ihn zu thun war. Selbst der Kaiser ließ einen Versuch machen, — denn damals war der Soldat feil, — diese Armee für sich zu gewinnen.

Alle überlistete und überflügelte aber Frankreich. Richelieu hatte den Kommandanten von Breisach, den General von Erlach und die bedeutendsten Anführer erkauft. Diese lieferten Breisach an Frankreich aus und spielten ihm die Armee in die Hände, die es in Sold nahm, bis auf einen kleinen Theil, der aus weimarischen Landeskindern bestand, die sich, kühn und tapfer, nicht zu Frankreichs Söldlingen brauchen lassen wollten, sondern sich in ihr Vaterland zurück durchschlugen. Aber auch noch viele Andere gingen nach und nach und in der Folge zu den Schweden über.

In Oesterreich regierte der verhängnißvolle Ferdinand **II.** nicht mehr, er war bereits im Februar 1637 gestorben. Sein, auch zum römischen König erwählter Sohn, Ferdinand **III.**, war auch als Kaiser sein Nachfolger. Derselbe ließ sich wohl weniger von Jesuiten und Spaniern lenken und leiten, hatte daher auch billigere, duldsamere Ansichten hinsichtlich anderer Religionsbekenntnisse, auch das Elend und den Jammer Deutschlands mehr mit eigenen Augen gesehen; allein dennoch dauerte der Krieg noch 11 Jahre, und auch diesen Kaiser vermochte nur der fruchtlose Widerstand von seiner Seite und eigene zwingende Noth, endlich in einen allgemeinen Frieden zu willigen. Aber ehe es dahin kam, welch' unsägliches Elend hatte da die Menschheit in Deutschland noch zu dulden!! Wir wollen nur einige Scenen aus

dieser Zeit uns vorführen, um eine Vorstellung von diesem Elende zu erlangen.

1637 stand Banner nach dem Abzuge von Leipzig in Torgau von Mitte Februar bis Mitte Juni. Von Torgau aus verübten seine Truppen alle Greuel an den kursächsischen Unterthanen. Um Geld zu erpressen, die Entdeckung verborgener Schätze zu erzwingen, zu verborgenen Pferden zu gelangen, banden sie den Leuten Hände und Füße, warfen sie auf den Rücken, sperrten ihnen mit Hölzern den Mund auf und gossen ihnen Düngerjauche oder Seifenwasser ein. Erfolgte kein Bekenntniß, so stürzten sie die Gemarterten auf den Kopf oder traten ihnen auf den Leib, um das Eingefüllte mit Gewalt wieder herauszutreiben, und folgte noch kein Bekenntniß, so wiederholte man dieses zwei- und dreimal. Daß dies den Meisten lebenslängliches Siechthum und Vielen den Tod zuzog, läßt sich leicht denken. Man nannte diese Quälerei den Schwedentrunk. Quälereien anderer Art bestanden darin, daß die Menschen verkehrt aufgehenkt, in Backöfen gesteckt, darin bis auf den Tod geängstiget oder gar erstickt, Kinder auf Spiesen gespiest, an die Thorwege genagelt und Pistolen auf sie abgefeuert, Bauern, an Pferdeschwänze gebunden, mit fortgeschleppt, Schwefel auf die bloßen Leiber getropft, die Fußsohlen aufgeschnitten und mit Salz und Pfeffer bestreut, hölzerne Pflöcke zwischen die Nägel an Händen

und Füßen eingetrieben wurden. Dies thaten die Soldaten und sprachen, wenn man sie zur Barmherzigkeit ermahnen oder um dieselbe bitten wollte: „Wir sind keine Christen mehr, wir sind Teufel geworden."

Von solchen Greueln zeugt die in den Chroniken sogenannte Wurzner Kreuz- und Marterwoche. Vom 4. bis 7. April 1637 suchten die Schweden Wurzen heim. Banner, den man gewöhnlich des Teufels Vicedom (Vicestatthalter) nannte, hatte im Januar 1637 Eilenburg und Torgau eingenommen. Wie gewöhnlich in die Festungen, flüchteten auch jetzt eine Menge Adeliche, Beamte und Landleute von Wurzen in dieselben. Doch die Mehrzahl mit Rath und Geistlichkeit blieb. Am 3. Januar erschien ein schwedischer Rittmeister mit einer sogenannten Sicherheitswache und brachte Banners Forderungen: eine Kontribution von 20,000 Thalern, die Hälfte binnen 20, den Rest nach 10 Tagen zahlbar. Für den Weigerungsfall wurden am 10. Januar Reiter in die Stadt gelegt, die sich Alles erlaubten, und, indem Durchmarsch auf Durchmarsch erfolgte, so fielen große Erpressungen und Mißhandlungen vor. Die Soldaten trieben mit den Bewohnern ihren Spott, stellten sich, als zögen sie ab und forderten, unter Androhung der Zerstörung und des Anzündens aller Häuser eine Menge Geld, so daß mancher Reiter 5, 10, 20, 30, 60 Thaler erpreßte. Wenn man den Offizieren

die Wagen und die Packpferde mit Lebensmitteln und Leckereien beladen hatte, zogen sie fort — und kamen in kurzer Zeit wieder und — lachten. Die meisten Dörfer umher wurden eins nach dem andern verbrannt. Kam Klage, so schoben die Offiziere alle Schuld auf das „Papagy-Gesindlein" (Troß- und Stückknechte), welches die Wachtfeuer nicht in Acht nehme, und das man, wenn man es namhaft machen könne, in's Feuer werfen lassen wolle. Das konnten die Bauern nicht, fürchteten sich auch vor Rache und das Papagy-Gesindlein machte, was es wollte. Also dauerte die Noth fort, bis zum 3. März. Da fing man an, in Etwas wieder aufzuleben, auch Felder und Gärten zu bestellen. Allein es begann mit dem 4. April, Dienstag vor Ostern, eine wahre Marterwoche! Gegen 11 Uhr erschienen schwedische Reiter vor zwei Thoren, und indem sie noch Fütterung forderten, zerhieben sie auch schon mit Aexten die Pforten, als man zu denselben die Schlüssel holte. Der ganze Markt füllte sich jetzt mit Reitern, die um sich her schossen und hieben, den Leuten Pistol oder Säbel auf die Brust setzten, um Geld zu erpressen. Alles wurde geplündert und schändlich geprügelt, gerädelt, verwundet, gebunden, geschraubt; was über die Mulde flüchten wollte, wurde in die Stadt zurückgeschleppt und die Einwohner mußten alle ihnen geraubte Sachen selbst in's Lager nach Torgau schaffen. Den Superintendent, einen alten schwachen Mann, hol-

ten sie sammt dessen Söhnen aus der Domkirche heraus, nahmen ihm Alles und einen seiner Söhne zur Geißel, bis er ein starkes Lösegeld geschafft haben würde. Einem Offizier mußte er die Pferde halten, und als er es diesen nicht wehren konnte, in einander zu springen, wurde er von dem Offizier mit Flüchen beladen und sogar mit Schlägen bedroht. Die ersten Räuber wurden zum Schein von einigen hundert andern Schweden verjagt, die aber, nachdem sie sich erst glimpflich benahmen, es nachher auch nicht besser machten, als jene. In der Nacht wollte Rath, Geistlichkeit und Bürgerschaft fliehen. Aber es war nur ein Kahn zum Ueberfahren über die Mulde da. Was noch diesseits war, als die Schweden mit dem Säbel in der Faust nachkamen, wurde wieder in die Stadt zurückgetrieben. Neue Rotten kamen an und plünderten vollends Alles. Endlich am Charfreitage früh zwischen 9 und 10 Uhr zündeten diese die Stadt an fünf Orten zugleich an. Das Schloß, die Domkirche und einige Häuser blieben stehen, alles Uebrige ward Schutt und Asche! Auch diese durchstörten die Soldaten noch, die sogar in den Spitälern den Kranken den letzten Bissen und Lumpen wegnahmen, weshalb sich diese lieber halbtodt auf dem Schubkarren fortschaffen ließen, als daß sie sich den Mißhandlungen preisgeben wollten. Die Abgebrannten verliefen sich in noch stehende umliegende Orte, vornemlich nach Leipzig, das damals „des Landes bestes

Asylum (Zufluchtsort) und der armen Verjagten, Dürftigen und Kranken Apothek und Brodkammer" genannt wurde. Auch die Ruinen konnte man nicht besuchen, denn Alles war von umherstreifenden Räubern unsicher gemacht. Selbst sächsische Soldaten der nahen Garnisonen gruben noch im Schutt nach Sachen von Werth, und wenn Bürger herbeikamen und suchen wollten, jagten sie diese mit Gewalt fort, nahmen die kupfernen Dachrinnen von der Schulwohnung mit und ließen sich nur durch die Androhung einer Anzeige beim Kurfürsten abhalten, auch die Stiftskirche alles Kupfers zu berauben. Erst im Juli konnten die Vertriebenen anfangen, ihre Häuser nothdürftig wieder aufzubauen. Allein bis zum allgemeinen Frieden wurden sie noch oft geplündert, gequält, zu Kontributionen und Schaffen von Lebensmitteln gezwungen, an denen sie selbst den schrecklichsten Mangel litten. Nun kann man es sich denken, wie es damals zuging; wie hier, so überall, wo Armeen hinkamen und lagerten. — Nun zu Bannern zurück und dessen Feldzug von 1637.

Als Banner mit seinen Schweden die Winterquartiere in Sachsen beendigt hatte, begann er den Feldzug 1637 damit, daß er vom 12. Januar bis 6. Februar Leipzig belagerte, dessen Kommandant sich tapfer wehrte. An diesem Tage stellte er seine Armee wie zu einem Generalsturm auf, um den Kommandanten zu schrecken.

Plötzlich aber marschirte er über Konnewitz ab, weil eine kurfürstlich-kaiserliche Armee unter Hatzfeld von Weißenfels her über Pegau heranrückte. Er mußte sich, mit Hinterlassung von vielen Vorräthen an Getraide, Heu, Stroh und Vieh, vielen Wagen und 7 Stück Geschütz mit zerhauenen Rädern, nach Torgau zurückziehen, um sich nicht von der Elbe abschneiden zu lassen. Als er aber auch diesen Stützpunkt zu verlassen genöthigt war, ließ er in der Nacht des 18. Juni die dasige Brücke in Brand stecken, wie auch alle Gebäude und Häuser in den Schanzen und ebenfalls die Meißner Elbbrücke. Obschon Flüsse und Hunger, ein Schwarm von feindlichen Truppen, die ihn von allen Seiten belästigten, ringsum Gefahren vor, hinter und neben ihm bereiteten, mußte er dennoch Alles versuchen, um nach Pommern zu kommen, wo er sich an den General Wrangel anschließen und dann wieder Front gegen den Feind machen und diesem die Spitze bieten wollte. Er kam glücklich zurück nach Fürstenberg in der Niederlausitz. Hier aber hielt ihn die Oder auf. Jedoch fand seine Armee eine seichte Stelle, durchwatete bis an den Hals im Wasser den Strom, und weil die Pferde hier nicht anziehen wollten, schleppten sie auch selbst die Kanonen hindurch. Banner fand keinen Wrangel, wohl aber ein kaiserliches Corps bei Landsberg, das ihm den Weg verlegte. Hinter sich hatte er die Oder, ein ausgehungertes Land und ein

kaiserliches Heer; zur Linken hatte der kaiserliche General Buchheim die Oder besetzt; vor sich hatte er die Wartha, Landsberg, Küstrin und ein Heer Feinde; zur Rechten lag ihm Polen, dem er nicht traute. Das hatten die Franzosen verschuldet, die wortbrüchig am Rhein nichts thaten und den Kaiser alle seine Macht gegen die Schweden brauchen ließen. Eingeschlossen war Banner, verloren, wenn ihn nicht eine Kriegslist rettete. Was sollte er aber thun? Er schickte auf einmal Bagage nach Polen zu, ließ selbst seine Gemahlin mit Gefolge dahin abgehen, erregte den Verdacht: daß er sich durch Polen zurückziehen und durchschlagen wolle. Die Kaiserlichen brachen sogleich auf, ihm den Weg dahin zu verlegen, selbst Buchheim verließ die Oder und ging auch dahin. Da war die Oder frei und in der Nacht ging Banner mit seiner Armee hindurch, wie vorher bei Fürstenberg, mit Kanonen, Munition und Bagage, eine Meile oberhalb Küstrin, und erreichte ohne Verlust Pommern, das zu vertheidigen er sich mit Wrangeln zusammensetzte, um sich zu behaupten und mit Schweden in Verbindung zu erhalten, was er auch eben so klug als tapfer vollführte. Beides war höchst nöthig. Denn Gallas fiel Pommern mit überlegener Macht an, eroberte Usedom, Wolgast, Demmin und drängte die Schweden nach Hinterpommern zurück. Und doch kam jetzt Alles auf die Behauptung Pommerns an, wo der letzte Herzog Bogeslav XIV. am

19. März 1637 gestorben war, und auch der Kurfürst von Brandenburg seine Ansprüche auf dieses Land nicht allein vom Prager Frieden her, sondern auch von Erbverträgen seit 1330 und 1499 geltend machen konnte. Da aber den Schweden Alles daran gelegen war, den Kurfürsten hieran durchaus zu hindern, indem ja Pommern ihre bleiben sollte, so trafen sie alle mögliche Anstalten, um sich hier zu behaupten. Es schaffte die schwedische Regierung mit aller Anstrengung ihren Generalen Geld und Soldaten, um ihre Absicht zu erreichen. Dies war auch nöthig, denn in Sachsen hatten sie nach und nach Alles verloren. Halle mit der Moritzburg besetzten die Sachsen und den ganzen Saalkreis, worauf sich der sächsische Prinz, Herzog August, in Magdeburg als Administrator des Erzstiftes dem Prager Frieden zufolge huldigen ließ. Mecklenburg neigte sich gezwungen zu Oesterreich hin und der Herzog von Lauenburg kehrte den Spieß um. Am Rhein hatten die Oesterreicher die Oberhand und die Spanier Glück gegen die Franzosen, die ungünstig für Schweden gestimmt waren. Der siegende Bernhard allein gab der Sache eine andere Wendung.

Die Irrungen mit Frankreich wurden ausgeglichen und der alte Tractat wurde vortheilhaft für Schweden zu Hamburg erneuert. Die staatskluge Amalia von Hessen hatte durch Unterhandlungen den Kaiser hingehalten,

bis sie sich nach Herzog Bernhards Siegen am Rhein offen wieder für Schweden aus Anhänglichkeit an den Protestantismus erklärte. Auch der Kurprinz von der Pfalz hatte mit engländischem Gelde ein Armeecorps geworben, ein Magazin in Meppen errichtet und sich in Westphalen mit schwedischen Truppen verbunden. Obschon ihn Hatzfeld schlug und ihm sein Magazin weggenommen wurde, hatte er doch eine Zeit lang eine österreichische Macht von den Schweden entfernt gehalten und so ihnen einige Hülfe geschafft.

Mit Benutzung dieser Umstände und verstärkt durch 14,000 Mann aus Schweden und Liefland, eröffnete Banner den Feldzug von 1638, um wieder in Sachsen einzudringen, und von da den Weg nach Böhmen zu finden. Pommern war auf's Schrecklichste ausgeplündert, auf's Aergste ausgehungert und lieferte keine Lebensmittel mehr. Als es die Kaiserlichen auch deswegen verlassen mußten, liefen von denselben ganze Schaaren zu den Schweden über; ja Banner selbst mußte der ausgehungerten Lande wegen einen Umweg nach Niedersachsen machen, wo man ihm Alles schaffte, um ihn nur wieder los zu werden, um durch Halberstadt nach Sachsen zu kommen. Mit den niedersächsischen Lieferungen schaffte er Brod für seine Armee im Magdeburgischen, wo der Hunger sogar Menschenfleisch nicht verschmäht hatte. In Sachsen drang er in's Pleißnerland vor und

von da in's Voigtland. Hier schlug er am 20. Februar 1639 den kaiserlichen General von Salis bei Reichenbach und nahm ihn gefangen. 800 kaiserliche Musketiere nahmen hier schwedische Dienste. Von hier ging er nach Zwickau, wo er am 21. Februar ankam, das ohne Besatzung, aber verschlossen war. Er läßt durch einen Trompeter um Nachtquartier bitten. Das schlägt der Rath ab. Da umlagert er die Stadt. Tollkühn bewaffnen sich Bürger, Bürgerssöhne und Handwerksbursche, verrammeln die Thore mit Dünger und Bretklötzen, feuern mit Musketen und Doppelhaken auf die Schweden und schleudern brennenden Speck und Schwefel auf sie. Da zerhauen die Schweden die Schlagbäume und pflanzen Schanzkörbe auf der Brücke zum Hauptthor auf. Nun fällt den Zwickauern der Muth, und als sie durch eine Deputation Bannern um einen Akkord bitten, erhalten sie die Antwort: „Eine Stadt ohne Militär kann nicht kapituliren, „dies mit Tuchmachern und Schmieden zu thun, ist der „Schweden Reputation und Ehre zuwider." Da müssen sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Unter Stahlhantsch und Pful rücken 1000 Schweden ein. Erst muß die Plünderung abgekauft, dann Brandschatzung gezahlt, die Glocken, welche die Schweden schmelzen wollen, müssen theuer gelöset, alle Getraidevorräthe, Pferde, Waffen und was für Dinge von Eisen da sind, müssen abgeliefert werden. Was sich keiner Sicherheitswache zu er-

freuen hatte, wurde geplündert. Von hier ging Banner nach Freiberg, das er bis zum 20. März belagerte, stürmte, aber nicht erobern konnte, und nachdem ihm diese Belagerung an 1000 Mann und mehre gute Offiziere gekostet hatte, wurde er von einer 8000 Mann starken sächsisch=österreichischen Armee angegriffen und er mußte über Oederan und Chemnitz zurückgehen. Als er sich aber bei Altenburg mit dem General der Artillerie, Leonhardt Torstensohn, vereinigt hatte, ging er wieder vorwärts, griff die sächsische Armee am 4. April bei Chemnitz an und zersprengte sie völlig, so, daß die sächsische Reiterei bei Freiberg in völliger Unordnung ankam. Dieses „Rattennest," wie es Banner nannte, berannte er von Neuem, beschoß es mit glühenden Kugeln, konnte aber den tapfern Kommandanten Haubitz, die wackern Bürger, Bergknappen und Landleute drinnen nicht zur Uebergabe nöthigen, sondern zog in aller Stille ab am 15. April und ließ blos ein Blokadecorps unter dem Obersten Wittenberg zurück des Fouragirens wegen, das aber auch am 17. April abmarschirte. Er ging vor nach Dippoldiswalda und Pirna, das er am 23. April mit Sturm eroberte, wobei fast der ganze Ort abbrännte und was übrig war, rein ausgeplündert wurde. Bis zum 25. September blieb er hier. Nach Zerstörung der Festungswerke und Vollendung aller nöthigen Vorbereitungen und Zurüstungen drang er mit Umgehung Dres=

dens unaufhaltsam in Böhmen ein, besetzte die Elbe und bedrohte Prag, indeß der General Stahlhantsch Schlesien angriff. Dem Böhmerlande aber erging es dermaßen schlimm, daß das Hausen der Schweden in Sachsen noch mild dagegen erschien. Nachdem er Brandeis und Leutmeritz erobert hatte, schlug er den General von Hofkirchen mit 10 Regimentern. Nun ward Böhmen der Schauplatz der gräßlichsten Verwüstungen. Unter ihrem wilden Anführer begingen die Schweden zügellose Ausschweifungen und befriedigten nicht blos ihre Beutesucht, sondern auch ihre Rachgier wegen des Friedens, der zwischen dem Kaiser und Sachsen in Prag geschlossen worden war. Nachdem sie vorher alle Entbehrungen erduldet, Hunger und Feindesschwert bekämpft hatten, wollten sie sich hier wieder einmal des Lebens nach damaliger Soldatenweise erfreuen und dies in unmäßigen Schwelgereien. Waren sie seit Jahren aus ihrer Heimath entfernt und von allem Eigenthume entblößt, so sollte sich auch hier Niemand seiner Wohnung und seines Eigenthums zu erfreuen haben, und wie sie täglich des Todes gewärtig sein mußten, so galt ihnen auch hier alles Leben der Einwohner Nichts. Was fortgebracht werden konnte, ward genommen, was nicht, zerstört. Die Aehren des Getraides wurden abgeschnitten und eingesackt, das Stroh wurde verbrannt. Bald lagen mehre tausend Schlösser, Flecken und Dörfer — man sagt

6000 (?) — in der Asche, denn oft sah man ganze Reihen Dörfer und Ortschaften in Flammen. Dabei wurden auch Schlesien und Mähren, so weit man konnte, ausgeraubt. Ueberall nur rauchender und von Blut getränkter Boden! — Oesterreich sollte nun an die Reihe kommen und in Oesterreich fürchtete schon Alles die — schrecklichen Schweden!

Da mußte der unbeholfene Gallas abtreten und der Kaiser setzte den Erzherzog Leopold Wilhelm, seinen Bruder, der Armee vor, rief auch den General Hatzfeld aus Westphalen und den General Piccolomini aus den Niederlanden herbei mit ihrem Volke. Aber auch Banner rief im Januar 1640 den General Königsmark mit seinem fliegenden Corps aus Henneberg herbei, der durch den Thüringer Wald hervorbrach, alle sächsische Regimenter, die im voigtländischen und meißner Kreise lagen, verscheuchte, bis Chemnitz trieb, Alles ausplünderte und von hier aus eiligst nach Böhmen ging, Bannern zu verstärken. Als aber die vereinte österreichische Macht nicht säumte, die Schweden anzugreifen, 1640, da hatten diese vollauf zu thun, ihre ungeheure, schwere böhmische Beute in Sicherheit zu bringen, mußten aber aus einer Stellung in die andere weichen und sich in die meißnischen Gebirge nach Sachsen zurückziehen. Allein auch hier von den Kaiserlichen verdrängt, mußten sie weiter retiriren. Sie stellten sich zwar zwischen Chemnitz

und Zwickau wieder auf, rückten aber weiter, daß ihr Centrum bei Zwickau und ihr linker Flügel unter dem General Wittenberg bei Plauen im Voigtlande stand. Diesen letztern überfiel am Osterheiligenabend der kaiserliche General Breda, schlug ihn so gänzlich, daß dieser Flügel fast ganz ruinirt wurde. Deshalb mußte Banner bei Zwickau, das er aber mit einer Garnison versah, aufbrechen auf's Eiligste und sogar 400 Finnländer in Chemnitz im Stiche lassen, welche kapituliren mußten, jedoch noch abziehen durften, aber mit Hinterlassung ihrer Standarten, Pferde und Obergewehre. Nun retirirte Banner eilig nach Thüringen, kam sehr geschwächt in Erfurt an und hier erst mit fremder Hülfe wieder zum Stehen. Denn hier führten ihm die Herzöge von Lüneburg und Lauenburg, die dem Prager Frieden abwendig geworden waren, weil man ihnen den Theil von Hildesheim, den sie besaßen, entrissen und diesen dem Herzoge von Braunschweig zuschanzen wollte, ihre Truppen wieder zu, an die sich auch ein Hülfscorps aus Hessen anschloß und endlich kam auch der französische General Guebriant mit der ehemaligen Bernhardt'schen Armee bei Bannern an, 1640. Dadurch wurde dieser den Kaiserlichen wieder überlegen. Daher drang er wieder vor und suchte diese bei Saalfeld zum Schlagen zu bringen. Allein Piccolomini wußte dem auszuweichen und nahm eine so feste Stellung an, daß er nicht leicht angegriffen werden konnte.

Das kaiserliche und schwedische Lager standen einige Zeit lang, vom 8. Mai bis zum 6. Juni, einander gegenüber und beschossen sich gegenseitig auf's Heftigste. Dennoch kam es zu keinem Haupttreffen, obschon in vielfältigen Scharmützeln bei 3000 Mann den Tod fanden. Allein auch alle Dörfer umher wurden rein ausgeplündert, daß unter Menschen und Vieh eine entsetzliche Hungersnoth entstand, auch an vielen Orten kein Vieh mehr anzutreffen war. Vornehmlich schrie Alles über die Pommern, die ärger als Türken gehaust haben sollen. Die Felder und selbst Saalfeld wurden verwüstet, Ziegenrück, Saalburg, Pausa, Tanna weggebrannt. Der Mangel an Lebensmitteln wurde so groß, daß man Lieferungen bis aus der Gegend von Ronneburg her und von dieser Stadt selbst schwedischer Seits durch Reiterhaufen erzwang. Von den Kaiserlichen trennten sich endlich die Bayern unter dem General Mercy und wandten sich nach Franken zu. Nun wollte Banner diese angreifen, aber Mercy vereitelte dies durch kluge Anordnungen und Piccolomini durch schnellen Herbeimarsch. Beide Armeen wandten sich in das ausgehungerte Hessen und bezogen wiederum nicht weit von einander befestigte Läger. Um nicht zu verhungern, ging Piccolomini mit seinem Heere an die Ufer der Weser, wo ihn aber Banner überflügelte und die Winterquartiere in Franken zu suchen nöthigte,

indeß die Banner'sche Armee in dem nahrungsreichen Weserlande die ihrigen einnahm.

Um diese Zeit wurde ein Kurfürstentag und darauf vom Kaiser ein Reichstag im Winter 1640 zu Regensburg gehalten, wo man den Klagen und Beschwerden der Reichsstände abhelfen, über die Beruhigung des Reichs und einen allgemeinen Frieden verhandeln wollte. Da aber hier der ganze Anhang des Kaisers und von den Protestanten nur ein Theil erschienen war, auch Alles nach der Zahl der Stimmen entschieden werden sollte und die Evangelischen deshalb immer in der Minderheit waren und überstimmt werden mußten, weil von ihnen Viele fehlten, auf Seiten der Katholischen aber insbesondere eine große Menge katholischer Bischöffe gegenwärtig waren, so betrachteten die Protestanten diesen Reichstag mehr als eine Versammlung von, gegen ihre Sache Verschworenen, denen man auf irgend eine andere Weise, als hier geschehen konnte, entgegen arbeiten müsse. Da starb der Kurfürst von Brandenburg Georg Wilhelm am 21. November 1640, und dies brachte eine große Veränderung in die protestantische Angelegenheit. Denn dieser Kurfürst, sagt man, war ein ängstlicher, schwacher, in seine vielbewegte Zeit nicht passender Mann, dessen Günstling, der Graf Adam von Schwarzenberg, ein heimlicher Anhänger Oesterreichs war, dem er gern die Mark Brandenburg zugeschanzt hätte, und als Mi-

nister den Kurfürsten immer in einer für Oesterreich günstigen Stimmung erhielt. Sein Sohn dagegen, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der ihm in der Regierung folgte und jenen Günstling zur Rechenschaft gezogen haben würde, wenn nicht derselbe zu Warschau baldigst gestorben wäre, wendete sich dadurch erst auf die schwedische Seite, daß er kräftig für seine Vertheidigung gegen Oesterreich sorgte. Zugleich wurden die Spanier um diese Zeit von großen Unglücksfällen betroffen und dadurch Oesterreich zu unterstützen verhindert. Selbst viele deutsche Reichsstände änderten ihre Ansichten von den wahren Gesinnungen des österreichischen Hofes, und dies durch Wirkung einer berühmt gewordenen Schrift des eben so berühmten B. P. von Chemnitz, der in seinem Buche: Hyppolitus von Stein Untersuchung der wahren Beschaffenheit des römischen Reichs, den Reichsständen die Augen öffnete.

Da der Kaiser mit allen hohen und höchsten Ständen in Regensburg auf dem Reichstag gegenwärtig war, so entwarf Banner im Stillen den Plan: diesen Reichstag aufzuheben, im Vertrauen auf die zugefrorne Donau. Im strengsten Winter brach er auf, im angebrochenen Jahre 1641, mit ihm der französische General Guebriant, der die französisch-weimarische Armee kommandirte. Durch Thüringen, durch's Voigtland, um die kaiserliche Armee herum ging's nach der Donau zu, und

ehe man in Regensburg nur Nachricht davon hatte, stand er dieser Stadt gegenüber. Ein ungeheurer Schrecken ergriff alle Gesandte am Reichstage, denen die schnellste Flucht das einzige Rettungsmittel schien. Nur, als der Kaiser fest erklärte: er fliehe nicht! da blieben auch Jene. Auf einmal fiel Thauwetter ein und ein furchtbarer Eisgang machte allen Uebergang über die Donau unmöglich. Daß Banner die Stadt mit 500 Kanonenkugeln beschenkte, half ihm gar nichts. Nun wollte er nach Bayern und hier seine Armee verpflegen und bereichern lassen. Allein Guebriant schöpfte Verdacht, daß Banner die weimarische Armee vom Rhein entfernen und dann auf seine Seite bringen wolle. Er trennte sich daher trotz aller vernünftigen Vorstellungen, die man ihm machte, von Bannern und ging an den Mainstrom zurück. Jetzt war Banner der ganzen kaiserlichen Macht preisgegeben, die sich schnell zwischen Ingolstadt und Regensburg zusammengezogen hatte und ihm vornehmlich an Reiterei überlegen war. In einem rings umher feindseligen Lande befand er sich zwischen Wäldern und Strömen. In möglichster Eile zog er sich nach Neuburg vor dem Walde und in diesen hinein, um durch Böhmen nach Sachsen zu entrinnen. Drei Regimenter opferten sich für ihn auf, die hinter einer schlechten Stadtmauer in Neuburg die ganze feindliche Macht vier Tage lang aufhielten, wodurch Banner einen Vorsprung gewann. Dennoch eilte

ihm Piccolomini auf einem nähern Wege über Schlackenwalde rüstig nach und wäre Banner nicht eine halbe Stunde früher durch den böhmisch Prießnitzer Päß entkommen, ehe Piccolomini bei diesem ankam, so war es um ihn geschehen. So aber war er noch glücklich genug, nach Annaberg zu gelangen, von wo er nach Zwickau ging, wo auch der thörige Guebriant wieder zu ihm stieß. Von da ging Banner mit seiner Armee über Altenburg, und Guebriant mit der seinigen über Ronneburg hinab der Saale zu, bei welchem Rückzuge diese Gegenden entsetzlich litten, namentlich wurde Ronneburg am 26., 27., 28. März rein ausgeplündert, die Gegend umher aller Pferde und einer Zahl von 1400 Stück Rindvieh beraubt. Man schätzte den Schaden zu 500,000 Gulden. Beide Generale wollten sich an der Saale halten und den Oesterreichern den Uebergang verwehren, vermochten aber dies nicht und brachen auf nach Halberstadt. Schon in Altenburg war Banner erkrankt; dennoch ging er mit nach Merseburg, wo sich seine Krankheit verstärkte. Weil er aber von den Kaiserlichen immer noch verfolgt wurde, so mußte er nach Halberstadt aufbrechen, hier starb er plötzlich, am 10. Mai 1641, wie man den Verdacht aussprengte, an Vergiftung, einer Todesart, an welcher man in diesem Kriege viele wichtige, vornehmlich protestantische, Personen hat vermeintlich sterben lassen. Bei der ausschweifenden Lebensart

und oftmaligen Völlerei Banners, verbunden mit ausgestandenen unzähligen Strapazen, konnte es leicht geschehen, daß sein Tod schnell eintrat. Doch war es diesmal auffallend, daß Herzog Georg von Lüneburg und mehre Personen auch starben, die auf einem Gastmahle des Herzogs versammelt gewesen waren.

Banner war einer der ausgezeichnetsten Feldherrn aus Gustav Adolphs Schule. Immer wußte er Rath, den er, im Geheim gefaßt, mit Kraft vollführte, und dies am Auffallendsten, wo man ihn seinem Untergange nahe glaubte. Abgehärtet, rauh, stolz, gegen Fürsten übermüthig, tapfer, war er nicht weniger der Wollust und Schwelgerei ergeben. Man zählt 80,000 Mann, die da gefallen sind in den Schlachten, die er geliefert hat, und 600 feindliche Standarten und Fahnen verkündigten zu Stockholm, wohin er sie gesendet hatte, seine Siege. Mit seinem Tode schien alles Glück zu weichen. Die Städte in Sachsen, die noch besetzt waren, mußten kapituliren. Zwickau z. B. wurde durch ein kaiserlich-sächsisches Corps gezwungen, sich zu ergeben am 8. Juli 1641, und die Garnison, ob sie schon abziehen durfte, mußte alle Standarten, Fahnen, Pferde und Obergewehre zurücklassen. Auch Görlitz wurde nach zehnwöchentlicher Belagerung von den Sachsen am 23. September wieder eingenommen, deren höchst tapfern Besatzung der Kurfürst Johann Georg freien Abzug ge-

währte. Dieselbe zog, 1200 Mann Fußvolk und 100 Mann Reiterei stark, ihren Kommandanten Wenken an der Spitze, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiele, brennenden Lunten, Kugeln im Munde, Ober- und Untergewehr, mit Sack und Pack und Bagage aus der Stadt. In der schwedischen Armee aber selbst riß Unordnung ein und allerlei Unwesen. Die Offiziere forderten mit furchtbarem Zusammenhalten ihren rückständigen Sold und die vier Generale, die das Kommando übernahmen, richteten nichts aus. Der Mangel nahm überhand. Kaiserliche Abberufungsschreiben trugen zur Verminderung der Armee bei. Die Fürsten des Hauses Braunschweig hatten sich mit dem Kaiser ausgesöhnt. Die Lüneburger Truppen verließen das Heer und mit diesen auch die Hessen, um in Westphalen Brod und Nahrung zu suchen. Die Kaiserlichen benutzten den Wirrwarr und machten, wenn schon zweimal geschlagen, z. B. beim Kibitzerdamm im Wolfenbüttel'schen am 19. Juni 1641, große Fortschritte in Niedersachsen, belagerten Wolfenbüttel, mußten aber die Belagerung aufgeben, als endlich der von der schwedischen Regierung neu ernannte Generalissimus ankam, — Bernhard Torstensohn, und zwar mit Soldaten und Geld. Mit diesem beginnt eben so ein neuer Zeitraum unseres verhängniß- und elendsvollen Krieges, als man diesem merkwürdigen Manne von Seiten der Protestanten Viel, Viel, ja zuletzt die Rettung

zu danken hat, was aber immer nicht recht in's Licht gestellt worden ist, so sehr er es verdient, dies zu erwähnen. Ja, es ist ihm dieses um so höher anzuschlagen, als er, ein Feldherr aus Gustav Adolphs Schule, mit Ueberwindung großer körperlicher Schmerzen in Schweden von seinem Krankenlager sich aufmachte, um in Deutschland als Retter aufzutreten. Doch mit ihm beginnt, wie gesagt, ein neuer Zeitraum des dreißigjährigen Krieges.

Sechster Zeitraum des dreißigjährigen Krieges von 1642 bis 1648.

Bernhard Torstensohn, eine neue, große Erscheinung in diesem verhängniß- und elendsvollem Kriege, der große General, dem das protestantische Deutschland im Grunde noch seine Rettung zu verdanken hat und dessen Verdienst, wie bereits gesagt, bei Weitem nicht genug beachtet worden ist. Er war es, der dem Kaiser das Gefühl des Grausens erweckte, das ein Fürst empfinden muß, wenn seine Lande die Geißel des Kriegs fühlen und seine Unterthanen in Jammer über denselben ausbrechen; denn dies half hier den Frieden erzwingen. Indeß die deutschen Lande gänzlich von allem Nothwendigen entblößt, völlig erschöpft waren, hatten die hir-

tern Länder Oesterreichs den Krieg nicht gesehen, oder noch sehr wenig empfunden. Torstensohn versetzt ihn dahin, durch Schlesien hindurch nach Mähren und verbreitet die Schrecken desselben bis an das Schloß des bisher nicht erweichten Kaisers und seiner jesuitisch geleiteten Räthe. Kein Nachfolger Gustav Adolphs, dessen Zögling er war und dem er schon im polnischen Kriege als Page gedient hatte, ist so glücklich gewesen, wie dieser. Was man von ihm gar nicht hätte erwarten sollen, das that er; denn von der schrecklichen Gicht und dem peinlichen Podagra geplagt, daß er nicht auf den Füßen stehen konnte, war er genöthigt, sich in einer Sänfte tragen zu lassen. Und dennoch war es Schnelligkeit, mit welcher er den, von ihm gebotenen kühnen Bewegungen seiner Armee Tag und Nacht folgte und die Feinde besiegte. In einer neuen Weise führte er mit seiner von Neuem an Kriegszucht gewöhnten Armee den Krieg, wie die Noth es eben gebot und der Erfolg zeigte, daß es nun eben also geschehen mußte, wenn man zum Ziele kommen wollte, wornach die protestantischen Deutschen, ja selbst katholische, sich sehnten, zur Vermittelung des Friedens.

Er fand die Armee in einer höchst zerrütteten Verfassung, die Generale uneinig, das Offiziercorps schwierig, den Soldaten im Mangel. Mit neuen Geldsummen, aber auch mit neuen Truppen, die mit ihm ankamen,

half er den schreienden Bedürfnissen ab. In Schlesien vermochte der schwedische General Stahlhantsch der überlegenen Macht des Kaisers nicht zu widerstehen und mußte daselbst nach Neumark entweichen. In Lüneburg hatte sich Torstensohn mit der schwedischen Hauptarmee vereinigt und hieher zog er nun Stahlhantsch an sich. Der große Kurfürst von Brandenburg hatte zwar angefangen, eine bewaffnete Neutralität zu behaupten; allein Torstensohn mußte sich, von der Nothwendigkeit gedrängt und gewiß im Stillen von jenem mit Nachsicht behandelt, darüber hinwegsetzen, brach daher 1642 durch das Land dieses Kurfürsten hindurch und drang in Schlesien ein; den Königsmark mit seinem Streifcorps ließ er, sich den Rücken zu decken, im Meißenschen zurück, wo derselbe viel Unruhe verursachte und mit seiner flüchtigen und behenden, trefflich eingeübten Reiterei die Sachsen gar nicht zu Athem kommen ließ. In Schlesien erstürmten die Schweden im ersten Anlauf Glogau. Ihnen setzte sich wohl der zweideutige Herzog Franz Albrecht von Lauenburg mit einer kaiserlichen Armee entgegen, ward aber am 21. Mai 1642 bei Schweidnitz geschlagen und er selbst erschlagen. Indem es nun Torstensohns Grundsatz war, den Krieg möglichst in Feindes Land zu versetzen und dem Kaiser so viel als möglich unters Angesicht zu rücken, so drang er bis in's Innerste von Mähren vor, nachdem er Schweidnitz und Schlesien

diesseits der Oder erobert hatte. Hier, wo Alles seither vom Kriege, von dessen Forderungen und Drangsalen verschont geblieben war, hier bemächtigte er sich der Festung Ollmütz, und die Kaiserstadt Wien fürchtete schon, ihn vor ihren Mauern zu erblicken. Da aber hatten der Erzherzog Leopold und Piccolomini eine übermächtige Armee gesammelt, vor welcher sich Torstensohn aus Mähren und, weil er Brieg nicht durch einen Handstreich wegnehmen konnte, auch aus Schlesien zurückziehen mußte. Er zog den General Wrangel mit dessen Armeecorps an sich, ging von Neuem wieder vor, entsetzte das von den Oesterreichern berannte Großglogau, konnte aber seinen Feind weder zu einer Schlacht bringen, noch auch nach Böhmen kommen. Die Lausitz mußte nun die Schwere des Kriegs empfinden, und, obschon die kaiserliche Macht in der Nähe war, Zittau sich an Torstensohn ergeben. Dieser hielt sich jedoch hier nicht lange auf, sondern zog sich nach Sachsen, über welches er wie ein Sturmwetter hereinbrach, und wo er Alles, was er alsbald bewältigen konnte, ausplünderte oder durch auferlegte Contributionen ausleerte, bei Torgau die Elbe passirte, um das seit zehn Jahren von jedem Feinde verschonte und reiche Leipzig anzugreifen; denn hier gedachte er zu erhalten, was er Alles bedurfte; er bedrohte daher diese Stadt mit einer Belagerung, ließ sie am 17. October blockiren und schon am 20. beschießen.

Alsbald aber waren Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini, der Feldherr, ihm mit ihrer beträchtlichen Armee nachgeeilt, um Sachsen zu retten und, über Dresden einher bei der Hand, setzten sie Torstensohn der Gefahr aus, zwischen der kaiserlichen Armee und Leipzig eingeschlossen zu werden. Dieser aber, unerschreckt, wacker und muthig, ließ seine Armee in voller Schlachtordnung seinem Feinde entgegengehen, und auf den Feldern bei Leipzig, bei Breitenfeld, wo 11 Jahre vorher Gustav Adolph einen der merkwürdigsten Siege erfochten hatte und wo die Geister der dort gefallenen Brüder den Schweden die größte Tapferkeit einflößten, kam es zu einer der wüthensten und merkwürdigsten Schlachten dieses Krieges, am 23. October 1642 (oder am 2. November).

Noch nicht war der linke Flügel der Oesterreicher ordentlich aufgestellt, als schon die schwedischen Generale Stahlhantsch und Sillenberg über denselben mit einem solchen Ungestüm herfielen, daß die ganze österreichische Reiterei, welche diesen Flügel decken sollte, über den Haufen gerannt und zur fernern Theilnahme ganz unfähig gemacht wurde. Allein dem linken Flügel der Schweden wäre es beinahe eben so ergangen, wenn ihm nicht der siegende rechte Flügel zu Hülfe gekommen wäre. Da aber faßten die Schweden ihren Feind im Rücken und auf den Seiten. Die österreichischen Linien wurden ge-

trennt. Doch wie Mauern standen die Fußvölker auf beiden Seiten einander gegenüber, schlugen, als alles Pulver verschossen war, mit den Flintenkolben auf einander los, bis die Kaiserlichen das Feld räumten, weil sie sich von allen Seiten umringt und eingeschlossen sahen. In die Flucht stürzten sie sich. Leopold und Piccolomini vermochten durch alle ihre Bravour nichts auszurichten, konnten ihr Volk weder sammeln, noch zum Stehen bringen; wie aber Leopold mit seinem Regimente der Erste im Angriff gewesen war, so war er auch der Letzte mit demselben auf der grauenvollsten Retirade. 5000 Todte und Verwundete ließen die Oesterreicher auf dem Wahlplatze, 5000 Mann gefangen in Feindes Gewalt, mußten ihre ganze, 46 Geschütze starke Artillerie und Bagage und Leopold seine ganze Kanzlei und sein Silbergeschirr den Schweden zurücklassen. Die unordentlichste Flucht der Kaiserlichen ging über's Erzgebirge, das entsetzlich von denselben leiden mußte durch Plünderung, Sengen und Brennen. In Böhmen erst sammelten sich die Flüchtigen, wo Leopold im höchsten und brennendsten Zorn das Kavallerieregiment, welches sich hatte über den Haufen werfen lassen und den ersten Anlaß zur frühen Flucht gegeben hatte, im Angesicht der Armee zu Rackowitz für ehrlos erklärte, es aller Pferde, Waffen und Ehrenzeichen berauben, dessen Standarten zerreißen, mehrere Offiziere und von den Gemeinen allemal den zehnten Mann heraus-

nehmen und erschießen ließ. Dieser schreckbare Zorn Leopolds darf nicht auffallen, denn der Verlust seiner Armee war von der Art und Größe, daß sich die Oesterreicher von demselben im Laufe dieses Krieges nie recht haben wieder erholen können.

Aber auch bei den Schweden waren zwei bedeutende Generale, Schlangen und Lilienhoek, gefallen und mit ihnen 3000 Mann. Leipzig wurde alsbald wieder am 24. October berannt und beschossen. Die Schlacht selbst aber hatte Torstensohn außer Stand gesetzt, den fliehenden Feind zu verfolgen. Er blieb also vor Leipzig liegen, dessen Kommandant, Schleiniz, sich nur einige Tage halten konnte. Derselbe unterhandelte mit Torstensohn, kapitulirte, übergab Schloß und Stadt und erhielt freien Abzug. So nahm Torstensohn, — ohne daß der Magistrat zur Kapitulation von Schleiniz zugezogen und in dieselbe eingeschlossen worden war, was diesem Kommandanten schwere Verantwortung zuzog, welcher er nur durch den Tod entging, — Leipzig ein. Diese Stadt mußte die ganze schwedische Armee neu kleiden, sich von der Plünderung mit drei Tonnen Goldes loskaufen, wozu die fremden Handlungshäuser, die Waarenlager daselbst hatten, nach geschehener Taxe das Ihre beitragen mußten. Noch im Winter aber eilte Torstensohn in's Feld. Wittenberg, mit einem Corps voran, nimmt am 20. December Chemnitz weg, legt auf Kosten der Umgegend

Magazine daselbst an und besetzt die Stadt mit starker Garnison. Ihm nach rückt Torstensohn vor **Freiberg** am 27. December, vor dessen Umgebungen er am 29. December 104 Kanonen und 5 Mörser aufpflanzte. Drinnen aber war ein wackerer Kommandant, Georg Hermann von Schweinitz, welcher die Bürger und Bergleute und die Hüttenmannschaft mit der Garnison vereinigte, die nur aus drei Compagnieen Fußvolk, einer Compagnie Dragoner und der nöthigen Artillerie bestand. Torstensohn forderte ihn auf, sich zu ergeben, erhielt aber von demselben die Antwort: „Er heiße Schweinitz und der Feldmarschall werde einen Soldaten an ihm finden." Da begann das schwedische Artilleriefeuer, das aus der Stadt tapfer erwidert wurde, mit jedem Tage heftiger, indem an manchem Tage 1300 Kugeln, Feuerballen und Granaten in die Stadt flogen, welcher die Laufgräben der Belagerer immer näher rückten. Am 1. Januar 1643 wurde die Stadt nochmals aufgefordert, sich zu ergeben, was Schweinitz abschlug. Am 2. Januar wurde die Stockmauer von den schwedischen Kugeln durchlöchert an mehren Stellen. Schweinitz versah sich nun eines Sturms, ließ daher des Nachts diese Breschen mit Petardirkästen ausfüllen, Häuser zur Vertheidigung durchbrechen, die Gassen durch Abschnitte verbarrikadiren und zur Gegenwehr Alles in rechten Stand setzen, auch den Stadtgraben durch Bergleute von den Steinen und Schutt der

zerschossenen Mauern reinigen. Am 3. Januar liefen um Mittag die Schweden richtig Sturm und wurden abgeschlagen, wie ihnen auch alle Minen, die sie springen ließen, wenig halfen, weil die Bergleute immer wieder ausbesserten, was beschädigt ward. Torstensohn ließ Schweinitzen wiederum auffordern, da er als Kommandant rechtschaffen das Seine gethan, einen Sturm abgeschlagen hätte, auch Bresche geschossen sei, die Stadt zu übergeben, um sich und die Bürger keinem Generalsturm auszusetzen, zu dem schon Alles in Bereitschaft sei. Allein Schweinitz, obschon selbst blessirt, antwortete: Er werde als Soldat mit der Garnison und jeder Bürger und Bergmann als rechtschaffener Unterthan des Kurfürsten seine Schuldigkeit thun. Alsbald ließ Torstensohn die Wrangel'schen und Mortainnischen Brigaden mit fliegenden Fahnen, vollem Spiel und vielen Sturmleitern unter gräßlichem Geschrei anrücken, um an der einen Seite zu stürmen, indeß auf der andern Seite andere Truppen die Stadt beschossen und, wo etwa die Wachen und Besatzungen der gestürmten Seite zu Hülfe geeilt sein möchten, die Mauern zu ersteigen versuchen sollten. Die letztern wurden mit blutigen Köpfen abgewiesen und die Stürmenden durch die tapferste Gegenwehr abgetrieben, so daß auch diese retiriren mußten und dabei durch Beschießung aus der Stadt großen Verlust erlitten. — Auf beiden Seiten kam man über einen Waffenstillstand

zum Begraben der Todten überein, welche kostbare Zeit in der Stadt benutzt wurde, die Breschen auszubessern, außer der Stadt aber auch von den Schweden zur Weiterführung der Laufgräben und Aufstellung von Schanzkörben angewendet wurde. Auch machten die Bergleute Gegenminen gegen die Belagerer, vertieften den Stadtgraben und leiteten den Münzbach hinein. Auch die Schweden vermehrten und verstärkten ihre Belagerungsarbeiten, mußten jedoch aus Leipzig neue Munition herbeiholen und litten bei der fast gänzlichen Entleerung der Umgegend bald Mangel an Lebensmitteln. Am 13. Januar brachten heimlich nach Dresden geschickte Bergleute von daher dem Kommandanten die Nachricht: es sei kaiserlicher Succurs von Pilsen her im Anmarsch, darum möge man sich ferner ritterlich halten. Dies geschah auch einen Tag wie den andern durch Ausfälle, Anzünden der schwedischen Schanzkörbe und Zerstörung der Minen. Am 22. Januar marschirte die ganze schwedische Armee vor der Stadt auf; indem man aber einen Generalsturm befürchtete, erfuhr man durch Spione, daß es wegen Annäherung der kaiserlichen Armee geschehen sei. Am 23. Januar brachte ein nach Böhmen geschickter und sich dahin durchgeschlichener Bergmann, der auf dem Rückwege zwar gefangen wurde, aber seinen Vortheil ersehen und sich gerettet hatte, ein Schreiben des Generals Piccolomini an den Rath und Kommandanten, des Inhalts:

daß er in wenigen Tagen die nöthige Artillerie und Infanterie erhalten und dann mit 12,000 Reitern und 7—8000 Mann Fußvolk zu Hülfe kommen werde. Wie die Schweden in Bekämpfung, so fuhren die Garnison, Bürger und Bergleute in Vertheidigung der Stadt tapfer fort. Am 10. Februar meldete Piccolomini dem Kommandanten Schweinitz, daß er in 6 bis 8 Tagen anlangen werde und gab die Feuerzeichen an, die dies verkündigen sollten. Am 16. Februar machte Torstensohn mit vielem Lärmen Anstalt zu einem Generalsturm, um die Stadt zu schrecken, daß sie sich ergäbe. Allein da dieses nicht geschah, so ging er am 17. Februar, ehe es noch früh recht tagte, mit seiner ganzen Armee nach Kleinwaltersdorf ab, und in fünf Stunden war er mit seiner ganzen Artillerie und Bagage nicht mehr zu sehen. Daß um die Stadt herum fast Alles, auch in den Bergwerken, beschädigt, ruinirt und zu Grunde gerichtet war, läßt sich von selbst denken. Es ist aber diese Vertheidigung Freibergs ein wahrer Glanzpunkt in diesem Kriege, ob es gleich für die protestantischen Interessen und Angelegenheiten besser gewesen wäre, daß alle deutsche, protestantische Fürsten und Stände immerdar so einig, so ein Herz und eine Seele gewesen wären, wie hier Kommandant, Garnison, Bürger und Bergleute!

Obschon dieser Winterfeldzug den Oesterreichern außer den Menschen allein 3000 Pferde kostete, so hatte doch

durch die strenge Kälte auch Torstensohn viele Leute verloren und war genöthigt, sich vor seinem Feinde zurückzuziehen. Von Freiberg aus marschirte er nach manchem Hin- und Herzug gegen die Oder, zog aus Schlesien und dann aus Pommern Garnisonen an sich und durch diese verstärkt, war er wie ein Blitz wieder an der Grenze von Böhmen, das er wie durchflog, und entsetzte das von den Kaiserlichen hart bedrängte Ollmütz in Mähren. Zwei Meilen von Ollmütz setzte er sich in seinem Lager bei Dobitschau fest, erpreßte von Mähren Alles, was er brauchte und ließ seine Schaaren streifen bis an die Brücken von Wien. Der Kaiser konnte sich nicht helfen, und weil der ungarische Adel, der ein Privilegium hatte, außerhalb Ungarn nicht zum Kriegsdienst gefordert werden zu können, nicht aufsitzen wollte, so ward Mähren den Schweden zum Raube, indessen sich ein anderes schwedisches Armeecorps unter dem Grafen von Königsmark mit gleichem Erfolge und in gewohnter Ernährungsweise in Franken behauptete. Hätte nun damals auch Guebriant mit seinem Heere zu gleicher Zeit in Bayern einbrechen können, so würde sich wahrscheinlich jetzt der Krieg ganz zum Vortheil der Protestanten entschieden haben. Allein Guebriant blieb in einem Treffen bei Rottweil, und ein anderer französischer General, Rosa, wurde bei Tuttlingen von dem Bayer Johann von Werth völlig besiegt. Jedoch wir müssen hierauf näher hinblicken und auch hö-

ren, was, während Torstensohn jenes Alles siegreich hinausführte, seine Verbündeten gethan hatten. Auch diese hatten sich nicht etwa der Ruhe überlassen.

Der Graf von Eberstein und Marschall von Guebriant hatten sich mit den Hessen und der Weimarischen Armee in's Kurfürstenthum Köln gezogen, um hier Winterquartiere zu halten. Der Kurfürst aber vereinigte seine Truppen mit dem schnell herbeigerufenen Armeecorps des kaiserlichen Generals Hatzfeld, wurde aber von Eberstein und Guebriant im Januar 1642 in seinem eigenen Lande bei Kempen dermaßen geschlagen, daß 2000 Mann von seiner mit den Kaiserlichen vereinten Armee auf dem Wahlplatze liegen blieben und 4000 zu Gefangenen gemacht wurden. Dadurch fiel das ganze Kurfürstenthum den Hessen und Weimaranern anheim, und diese hielten nicht allein ihre Winterquartiere darin, sondern verstärkten sich auch hier mit Mannschaften und Pferden.

Von da an aber benahm sich auf schwedischer Seite Niemand sonderbarer, unbestimmter, unzuverlässiger und für's Ganze schädlicher, als der Franzose Guebriant. Er überließ es jetzt den Hessen, sich allein gegen Hatzfeld zu halten und zog sich mit seiner Armee nach Thüringen, um vorgeblich Torstensohn in Sachsen zu unterstützen. Kaum hier angekommen, besinnt er sich wieder eines Andern und eilt an den Main und Rhein zurück, an welchen er wie gebannt zu sein schien. Hier aber ver-

legten ihm die Bayern unter Johann von Werth und Mercy den Weg, und er mußte, dem Grimm des Winters preisgegeben, unter freiem Himmel umherziehen, bis er mit Mühe und Noth im Breisgau, so gut es gehen wollte, wie ein Bettler, ein dürftiges Unterkommen fand. Im Frühjahre ließ er sich zwar wieder sehen, aber auch vom Feind in's Elsaß zurücktreiben, wo er auf Verstärkung lauerte. Zu seiner Entschuldigung konnte er freilich den am 4. December 1642 erfolgten Tod des Ministers Richelieu und das am 14. Mai 1643 sich ereignete Ableben des Königs Ludwig XIII. anführen, indem er da unter diesen Umständen, wo die Regierungscollegien alle in Paris wechselten und nicht an ihn gedacht wurde, keine bestimmten Verhaltungsbefehle erlangen konnte. Nun aber erhielt Frankreich an Mazarin, auch einem Cardinal, einen neuen Principal-Minister, der während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit Frankreich regierte, mit Schlauheit und Kraft Richelieu's Pläne verfolgte, daher den deutschen Krieg zu Frankreichs hohem Vortheil für durchaus nöthig und ersprießlich erachtete. Dieser sendete zu Anfange des folgenden Jahres ein neues französisches Heer dem Guebriant zu Hülfe. Mit dieser Verstärkung und mit bestimmten Verhaltungsbefehlen versehen, that er alsbald, um seine Ehre zu retten, was er vermochte, und dies um so mehr, als er in dem Prinzen von Enghien, dem nachherigen Prinzen von Condé,

einen tapfern und klugen Gehülfen erhielt. Er eilte über den Rhein zurück nach Schwaben, bemächtigte sich Rottweils am Neckar, wo er ein bayerisches Magazin fand, mit dessen Hülfe er sich in der rauhen Jahreszeit zu halten hoffte. Hier aber hatte er eine Wunde bekommen, welche durch die Ungeschicklichkeit seines Wundarztes am 23. November 1643 seinen Tod herbeiführte, der alsbald zeigte, was man an ihm gehabt hatte. Durch die ungünstige, harte Witterung litt die Armee sehr und ging daher zu ihrer Erholung, nach der Einnahme von Rottweil, in die Gegend von Tuttlingen an der Donau, wo ihre Generale glaubten bei der rauhen Winterzeit in voller Sicherheit rasten zu können, indem sie sich einbildeten, daß die Deutschen im Winter eben so frostig wären, wie sie und ihre Franzosen. Allein sie waren hier Bayern viel zu nahe und gefährlich, als daß dessen Kurfürst und Generale die Einquartierung und die Erpressungen dieser Franzosen gleichgültig hätten ansehen können. Johann von Werth, der gegen Gustav Horn ausgewechselt worden war, faßte daher den Anschlag: die Franzosen zu überfallen. Die Bayern unter Mercy, die Kaiserlichen unter Hatzfeld und die Lothringer unter ihrem nimmer ruhigen Herzog mußten sich in *eine* Macht vereinigen, um den Ueberfall auszuführen, an welchen kein französischer Kopf auch nur mit einem Gedanken dachte, indem die Franzosen meinten: wie ihnen die Quartierwärme gut

thue, so sei dies auch bei ihrem Feinde der Fall. Johann von Werth, geschickter als je Einer, den Feind zu überfallen, führte das Ganze an. Von einer Seite vor Tuttlingen erblickt man Waldungen, in welchen enge Pässe versteckt liegen, die Alles verbergen, was sich in denselben bewegt. Durch diese hindurch ließ der schlaue Kommandeur die überfallende Armee anrücken, die um so weniger von irgend einem Auge bemerkt wurde, als gerade an diesem Tage, 24. November 1643, ein starkes Schneewetter entstanden war. Vor Tuttlingen machte der Vortrapp Halt, bis Alles heran war. Hier stand die ganze französische Artillerie ohne alle Bedeckung und wurde daher, wie das nahe Schloß Honberg, ohne Widerstand weggenommen, Tuttlingen umzingelt und alle in den Dörfern umherliegenden französischen Einquartierungen von einander getrennt. Die französische Cavallerie saß zwar auf, nützte aber die wenige Zeit, welche sie hatte, nur dazu, die schnellste Flucht zu ergreifen; was zur Infanterie gehörte, ward niedergesäbelt oder gefangen genommen. Gegen 2000 Franzosen blieben und 7000 mit 25 Stabsoffizieren und 90 Hauptleuten gaben sich den Bayern und Oesterreichern gefangen. Dieser Ueberfall, der so schimpflich für die Franzosen ablief, hatte die für die katholische Parthei wichtige Folge, daß nun hier der Kaiser freie Hand hatte und seine ganze Macht den Schweden über den Hals schicken konnte, was für diese

um so gefährlicher wurde, als sie an den Dänen einen neuen Feind entdeckt hatten, gegen den Torstensohn hatte aufbrechen müssen in Folge erhaltener geheimer Nachrichten, die er seinen Untergebenen nicht mittheilte, jedoch benutzte zu Unternehmungen, aus denen Niemand klug werden konnte und wollte.

Im September 1643 bereits hatte Torstensohn Mähren verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Um seinen Feind irre zu machen, marschirte er bald dahin, bald dorthin, bis er sich unter steter Begleitung der Kaiserlichen an die Elbe zog, bei Torgau eine Brücke schlug und aussprengen ließ: er werde durch Sachsen nach der Oberpfalz und Bayern dringen. Aber der Marsch ging fort bis Barby; hier nahm er wieder den Anschein, als wolle er über die Elbe gehen; allein es ging immer die Elbe herunter bis nach Havelberg. Kein Mensch wußte: weswegen? Hier aber machte er seiner Armee bekannt: Dänemark habe sich schädliche Verhandlungen mit dem Kaiser gegen Schweden zu Schulden kommen lassen und sich dadurch verdächtig gemacht, feindselige Gesinnungen und Absichten gegen Schweden zu haben und in Ausführung bringen zu wollen; deshalb müsse man Holstein besetzen, wohin es in Eilmärschen vorwärts ging. Seine Entfernung benutzten die Sachsen und Kaiserlichen, die in den Städten zurückgebliebenen schwedischen Besatzungen und Garnisonen zu bekämpfen, was ihnen

theils mißlang, wie bei Rochlitz, theils glückte, wie bei Zittau, das sie nach vierwöchentlicher Blokade durch Akkord einnahmen.

Mit Schweden und Dänemark aber hatte es folgende Bewandniß. Der König von Dänemark hatte zwar immer sich das Ansehen geben wollen, den Vermittler des Friedens in Deutschland zu machen, hierin aber für den Frieden so viel wie Nichts gethan, im Geheim vielmehr auf Schwächung Schwedens hingearbeitet, weil es auf das politische Uebergewicht Schwedens eifersüchtig war. Dazu hatte Dänemark der schwedischen Schiffahrt Hindernisse entgegengesetzt und den aufblühenden Handel derselben durch vermehrte und erhöhte Sundzölle niedergehalten. Daraus schloß die schwedische Regierung auf feindselige Gesinnungen und Pläne Dänemarks. Hierzu kam noch, daß man in Schweden durchaus meinte, den deutschen Krieg nicht endigen zu können, bis man Pommern gewinnen könne und zu gewinnen gewiß sei, die Armee aber kaum mehr zu erhalten im Stande zu sein, weil Deutschland weder Proviant noch Pferde und Menschen weiter zu liefern vermöge. An diesem Allen aber hatte Holstein Ueberfluß, und um den Friedensschluß so lange zu verzögern, bis er günstig ausfallen könne, mußte diese Quelle eröffnet werden. Torstensohns Einfall in dieses Land war zugleich die Kriegserklärung. Er fand keinen Widerstand und bis auf Rendsburg und Glückstadt hatte

er bald Alles inne. Eine andere schwedische Armee besetzte Schleswig und Jütland, ohne lebhaften Widerstand zu finden, noch im Winter und nur die stürmische Jahreszeit hielt den Uebergang derselben über den kleinen Belt und ihren Einfall in Fühnen und Seeland auf. Die dänische Kriegsflotte lief zwar aus, und Christian IV. selbst war auf ihr gegenwärtig, sie verunglückte jedoch bei Femern, einer kleinen Insel in der Ostsee, zu Schleswig gehörig, und dem Könige raubte ein Holzsplitter das rechte Auge. Aber eben nun zeigte es sich, wie dieser König und der Kaiser mit einander standen.

Dem Grafen von Gallas vertraute der Kaiser von Neuem eine Armee an und schickte ihn den Dänen nach Holstein 1644 zu Hülfe. Dieser eroberte Kiel und machte sich Hoffnung, nach Vereinigung mit den Dänen die Schweden in Jütland einzuschließen. Während dieser Zeit wurden die Hessen und die Schweden unter Königsmark durch den kaiserlichen General Hatzfeld beschäftigt, der zu einem Angriff auf Meißen den Erzbischof von Bremen, Christian des Vierten Sohn, mit seinen Truppen an sich zog. Allein zwischen Schleswig und dem holsteinischen Stapelholm giebt es einen Engpaß. Dieser war von den Kaiserlichen nicht besetzt und durch diesen drang Torstensohn, von Neuem ausgerüstet, unvermerkt mit seiner verstärkten Armee bei Rendsburg vorbei, dem Gallas entgegen und trieb diesen die Elbe und dann an

der Saale hinauf bis nach Bernburg. Hier schlug Gallas ein festes Lager und meinte, nicht angegriffen werden zu können. Aber Torstensohn passirte die Saale und nahm eine feste Stellung im Rücken des Gallas, durch welche dieser von Sachsen und Böhmen abgeschnitten wurde. Dabei riß der Hunger im kaiserlichen Lager ein, den man auch durch den Rückzug nach Magdeburg nicht beseitigen und stillen konnte. In der Verzweiflung versuchte die kaiserliche Reiterei nach Schlesien zu entkommen, wurde aber nordöstlich von Wittenberg bei Jüterbogk von Torstensohn am 23. November 1644 eingeholt und gänzlich zerstreut, und als die übrigen Truppen sich bei Magdeburg am 22. December 1644 durchzuschlagen versuchten, wurden sie fast gänzlich aufgerieben und der wiederum unglückliche Gallas brachte von seiner ganzen Macht nur einige tausend Mann in die Heimath. Der König von Dänemark suchte nun den Frieden mit Schweden, erlangte ihn auch 1645 zu Brömsebro (bei Calmar in Schweden), mußte sich aber in sein herbes Schicksal ergeben und den Frieden sich unter sehr harten Bedingungen vorschreiben lassen.

Durch seinen Untergeneral Königsmark ließ Torstensohn Bremen und Verden erobern und ausbeuten, wie durch Axel Lilienstern ein Corps nach Kursachsen führen und dieses den ehemaligen Abfall seines Kurfürsten schrecklich empfinden. Um nur ein Beispiel anzuführen, so

wurde Pegau durch glühende Kugeln, Feuerballen und Granaten an fünf Orten in Brand gesetzt, daß innerhalb vier Stunden Kirche, Rathhaus, 350 Bürgerhäuser, 80 Scheunen mit allem Getraide, aller Vorrath, Vieh und Habseligkeiten zu Asche verbrannt wurden, von dem ganzen Orte nur zwanzig kleine Häuser stehen blieben und die aus fünf Compagnieen bestehende Besatzung sich ergeben mußte. Dergleichen Verwüstungen erfuhren Eilenburg, Zeitz, Grimma, Weißenfels u. s. w.

Torstensohn selbst fiel mit 16,000 Mann und 80 Kanonen über das sächsische Erzgebirge einher durch den Prießnitzer Paß in Böhmen ein, um Oesterreich zum Schauplatze des Krieges zu machen. Der Kaiser, welcher wohl fühlte, wie es ihm an einem gesunden General fehlte, den man dem gichterischen Torstensohn entgegenstellen könnte, und daß zwischen seinen Generalen keine Einigkeit herrschte, ging selbst 1644 nach Prag, um an der Spitze einer neuen ansehnlichen Armee den Krieg zu leiten, durch seinen Oberbefehl, wenn er auch nur den Namen hergebe, Einheit und Kraft in die Unternehmungen zu bringen und den furchtbaren Feind zu vertreiben. Er ließ durch Hatzfeld die ganze österreichische und bayerische Macht vereinigen und stellte sich mit derselben, trotz aller Abmahnung Hatzfelds, dem Feind gegenüber, nicht weit von Thabor bei Jankau oder Jankowitz am 24. Februar 1645. Denn Kaiser Ferdinand

hatte außerdem, daß seine Cavallerie 3000 Pferde stärker war, als die schwedische, und auf welche er unbedingt vertraute, einen merkwürdigen Traum gehabt, in welcher ihm als Königin des Himmels in himmlischer Pracht die heilige Jungfrau und Mutter Gottes, Maria, erschienen war und ihm auf's Gewissseste, als einem treuen Sohne der alleinseligmachenden römischen Kirche, den Sieg versprochen hatte.

Der Kaiser war allerdings dem Torstensohn offenbar überlegen, was jedoch diesen nicht irrte, nicht in Verlegenheit brachte. Die Schlacht begann! Sie eröffnete sich auf dem linken Flügel der österreichisch-bayerischen Armee, wo der liguistische General Götz zwischen Teichen und Wäldern eine Stellung genommen hatte, von welcher er meinte, daß sie gar nicht angreifbar sei. Allein beim ersten schwedischen Angriff wurde der ganze Flügel in Unordnung gebracht, Götz mit dem größten Theile seiner Truppen erschlagen und seine Kriegsmunition fast ganz erbeutet. Von da aus drangen die Schweden vorwärts. Sie erstürmten die wichtigsten Anhöhen und wurden nach einer achtstündigen blutigen Schlacht, in welcher die österreichisch-bayersche Infanterie die größte Tapferkeit bewies, und die große, kaiserliche Reiterei noch zuletzt einen verzweifelten Wuthangriff that, dennoch Herren des Schlachtfeldes. 2000 Oesterreicher allein waren gefallen und Hatzfeld selbst mußte mit 3000 Mann

das Gewehr strecken und sich mit den Generalen Bedy, Zarndezky, Foelix, Trauditsch, 9 Obersten und einer Menge Stabsoffizieren gefangen geben. 45 Standarten, 32 Fahnen, 26 Kanonen und alle Munition blieben den Schweden als Siegeszeichen in Händen. Der Kaiser selbst floh unaufhaltsam nach Wien, dieses in Vertheidigungsstand zu setzen, sich uud seine Schätze in Sicherheit zu bringen, denn er hatte nun keine Armee mehr und seine Lande alle standen dem Sieger offen.

Bald war Torstensohn mit aller seiner Macht hinter ihm her. Er eroberte fast ganz Mähren, schloß Brünn ein, eroberte alle feste Schlösser und Städte bis an die Donau und erstieg zuletzt unsern Wien die feste Schanze an der Wolfsbrücke. So stand er im Angesichte Wiens, wo er den Fürsten Ragotzy von Siebenbürgen zum Beistand herbeirufte, der auch alsbald Ungarn überschwemmte und täglich von den Wienern zur Vereinigung mit den Schweden in Furcht und Angst erwartet wurde.

Die Schlacht bei Jankowitz beraubte den Kaiser auch noch seines, ihm fast unentbehrlichen Freundes, des Kurfürsten von Sachsen, denn dieser sah sich nun von allem kaiserlichen Schutz entblößt und für sein geängstigtes und durch die schwedischen Einquartierungen in's größte Elend versetztes Land keine andere Rettung, als mit den Schweden am 27. August 1645 unter harten Bedingungen im Pfarrhause zu Kötzschenbroda nicht weit von Dres-

den erst auf 6 Monate, dann aber in Eilenburg auf längere Zeit einen Waffenstillstand zu schließen, der auch angenommen und von Jahr zu Jahr bis zum Frieden erneuert wurde. Leipzig ausgenommen wurden sonst alle Orte im Lande die schwedische Besatzung los, mußten aber dennoch, weil der Reichskrieg gegen die Schweden fortdauerte, denn dafür erklärten ihn der Kaiser und Bayern, den Uebeln des Krieges fast erliegen, indem Sachsen häufig der Schauplatz des Krieges blieb, was der Kurfürst nicht zu hindern vermochte. Durch den Waffenstillstand wurde Sachsen verbindlich gemacht, den Schweden alle Monate 11,000 Thaler Contribution zu zahlen, Proviant und Futter nach Bedarf zu liefern, den Schweden alle Durchzüge und dabei die Mitbesetzung Querfurt's, Torgau's und Leipzig's zu gestatten und den Kaiserlichen alle Werbungen in Sachsen zu verbieten; als Reichsstand durfte es jedoch nach obhabender Reichspflicht 3 Regimenter zum kaiserlichen — Reichsheere stellen.

Für den Kaiser war demnach Sachsen verloren und auch aus Bayern konnte er keine Hülfe erwarten; denn die bayerische Armee unter Mercy wurde von den Franzosen unter dem Herzog von Enghien, dem der berühmt gewordene General Türenne Verstärkung aus Italien her zugeführt hatte, am Rhein und in Schwaben mehr als zu stark beschäftigt. Hier hatte Mercy Freiburg erobert

und sich mit seiner ganzen Armee auf's Stärkste verschanzt. Ihn griff der Herzog von Enghien am 24. und wieder am 26. Juli 1645 mit seiner ganzen Macht an, mußte aber, nachdem er 6000 Mann an den bayerischen Schanzen hingeopfert hatte, sich zurückziehen. Diese mörderische, für die Franzosen so unglückliche Schlacht kostete dem französischen Minister Mazarin Thränen, dem Enghien aber nur das gefühllose Wort: „eine einzige Nacht in „Paris giebt mehr Menschen das Leben, als diese Action „gekostet hat!" — Aber auch die Bayern waren gänzlich außer Stand gesetzt, durch erlittene Verluste sich gegen die Franzosen zum Besten Oesterreichs und der Ligue am Rhein zu behaupten; denn Speyer, Worms, Mannheim Philippsburg und zuletzt auch Mainz gingen verloren, und die Franzosen blieben hier Meister im Felde.

Was den Kaiser rettete, war die alte Weise der Versöhnung der siebenbürgischen Fürsten. Ragotzy hatte mit 25,000 Mann in Ungarn und Oesterreich bis in die Nähe des schwedischen Lagers Alles verwüstet und aufgezehrt. Seine wilden Horden vermehrten nur den Mangel an Lebensmitteln, der bei den Schweden einriß, ohne diesen in ihren Unternehmungen gegen Wien nur im Mindesten etwas zu nützen. Von Wien aus handelte man mit Ragotzy, und als man seine Geldforderungen bewilligt hatte, trabte der Unhold mit seinem barbarischen Gesindel wieder heim, ohne sich weiter um Tor-

stensohn zu bekümmern, der nun aus Wiens Nähe wieder nach Mähren zurückging. Hier kommandirte er vor Brünn selbst, aber, ob er gleich alle seine Belagerungskunst anwendete, richtete er dennoch nichts aus. Denn in dieser Festung befehligte ein ehemaliger schwedischer Ueberläufer, de Souches, der bei einer Uebergabe nichts Gutes von Torstensohn zu erwarten hatte, und sich daher mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf's Tapferste und Verzweifeltste mit seiner von ihm stets angefeuerten Garnison wehrte. Seuchen und Mangel, der Genuß unreifer Früchte und sich mehrende Unreinlichkeit hatten das schwedische Lager wie in einen Pestpfuhl verwandelt, und sollte nicht Alles umkommen, so mußte Torstensohn die Belagerung aufheben und sich zurückziehen. Er besetzte daher die eroberten Schlösser und Städte und ging nach Böhmen mit einer sehr geschwächten Armee. Ihm folgten die Kaiserlichen unter dem Prinzen Leopold, und was dieser von den Schweden nicht zurückeroberte, das bezwang General Buchheim, und Oesterreich war im folgenden Jahre wieder frei. Mit abwechselndem Glück zwar wurde der Krieg fortgesetzt; allein Torstensohn vermochte sich weder in Böhmen noch in Schlesien zu behaupten. Aber er hatte doch Dänemark zum Frieden genöthigt und Sachsen zum Stillstand, den Kaiser hatte er zum Frieden nachgiebiger gemacht und Frankreich dahin gebracht, daß es sich der schwedi-

schen Sache annahm, was für dieselbe immer vortheilhaft war. Mit Ruhm gekrönt, trat Torstensohn ab, um im Privatleben zu Hause Linderung der Qual zu suchen, die ihm seine Gicht zu verursachen nicht nachließ.

Die französische Armee war aber für Oesterreich immer noch ein Gegenstand großer Besorgniß und diese würde sich nicht als leer erwiesen haben, wenn jene mit den Hessen vereint beisammen geblieben wäre. So aber trennte sie sich, und der Herzog von Enghien ging mit dem einen Theile nach dem Elsaß, und Türenne mit dem andern nach Schwaben vor. Dieser hatte die Bayern unter dem trefflichen Mercy wider sich und wurde von diesem 1645, nicht weit von Mergentheim, völlig geschlagen, worauf die Bayern in Hessen einfielen. Deshalb eilten Enghien mit beträchtlicher Hülfe aus dem Elsaß, der schwedische Königsmark aus Mähren und die Hessen vom Rhein herbei, um die geschlagene Armee zu verstärken. Die Bayern wurden bis an die schwäbische Grenze zurückgedrängt, und, um die bayerische zu decken, stellten sie sich nicht weit von Nördlingen bei dem Dorfe Allersheim auf und verschanzten sich. Enghien stürmte die bayerischen Schanzen mit aller Macht ohne Schonung der Menschen; der heldenmüthige Widerstand der Bayern machte dieses Treffen zu einer der hartnäckigsten und blutigsten Schlachten. Endlich fällt Mercy; Türenne machte durch Besonnenheit gut, was Enghiens Hitze schlimm zu machen

drohte, und indem die Hessen im Kampfe stehen wie eine Mauer, die nicht geworfen werden kann, werden die Bayern besiegt. Das französische Heer aber hatte schrecklich gelitten. Die Hessen zogen ab. Den Bayern führte Leopold kaiserliche Hülfsvölker zu. Türenne flieht eilig an den Rhein. Die Schweden erhalten die ganze kaiserliche Macht wieder auf den Hals! wider welche in Böhmen eine eben nicht beträchtliche Armee stand, die Torstensohns Nachfolger, Gustav Wrangel, kommandirte. Ueberhaupt war die schwedische Macht jetzt in der That von wenig Bedeutung. Denn ob sie schon aus dem jetzt böhmischen Corps, dem fliegenden Corps Königsmark und aus einer Menge schwedischer Besatzungen in den Städten Deutschlands bestand, so betrug doch die in Böhmen stehende Armee an Infanterie nur 15,000 Mann und an Reiterei noch etwa 8000 Pferde. Der Erzherzog Leopold dagegen hatte eine Armee von 24,000 Mann gesammelt und diese noch durch 12 bayerische Cavallerie- und 18 Infanterieregimenter verstärkt. Mit dieser Macht glaubte Leopold Wrangeln nicht blos zu vertreiben, sondern völlig zu vernichten, ehe derselbe etwa den Königsmark wieder an sich zöge und ehe die Franzosen von einer andern Seite her etwa einen neuen Angriff machen möchten. Allein Wrangel wartete nicht, bis er kam, sondern ging in Eilmärschen durch Obersachsen an die Weser und nahm in Schnelligkeit Hörter und Paderborn

weg, ging dann nach Hessen, um sich mit Türenne zu vereinigen, lagerte bei Wetzlar und zog den Königsmark mit seiner fliegenden Schaar an sich. Türenne verweigerte die Vereinigung, zeigte Befehle des — den Schweden mißtrauenden — Ministers Mazarin vor, nach welchen er die französischen Grenzen an den spanischen Niederlanden vertheidigen helfen sollte, weil die Holländer den Vertrag nicht gehalten hätten, dazu hülfreiche Hand zu leisten. Da aber Wrangel sich mit ernstem Wort an die abgeschlossenen Verträge hielt und Mazarin fürchtete: Schweden möchte sich wohl gar für sich allein mit dem Kaiser verständigen: so erhielt Türenne Befehl, sich an die Schweden von Neuem anzuschließen. Bei Gießen in Oberhessen an der Lahn fand die Vereinigung statt 1646, und nun fühlte sich Wrangel stark genug, gegen den Feind aufzubrechen. Dieser hatte ihn bis Hessen verfolgt, um seine Verbindung mit der französischen Armee zu verhindern und ihm die Lebensmittel zu verkümmern, war aber nur in diese Verlegenheit selbst gerathen. Denn als jene Vereinigung vollzogen war, sah sich die österreichisch-bayerische Armee vom Main abgeschnitten, und da ihr auch ihre Magazine abgenommen wurden, dem größten Mangel preisgegeben und mußte sich zurückziehen. Nun nahm Wrangel den Plan wieder auf, den Gustav Adolph und Bernhard von Weimar nicht hatten durchführen können, nämlich an der Donau hinunter sich Bayerns zu

bemächtigen und von da aus in die österreichischen Lande einzudringen. Dies hoffte er um so eher zu vollziehen, als sich die österreichische Macht weit hinter die Lahn zurückgezogen hatte und ihm nur nach sehr weiten Märschen durch Franken und Oberpfalz dorthin nachkommen konnte. In Eil 1646 marschirte daher Wrangel an die Donau, schlug ein bayerisches Corps bei Donauwörth und ging ohne Widerstand über die Donau und den Lech. Indem ihn aber die Belagerung Augsburgs weit länger aufhielt, als er berechnet hatte, kam ihm doch die bayerisch-österreichische Armee über den Hals, entsetzte Augsburg und trieb ihn vom Lech bis Lauingen an der Donau zurück. Ihn aus Bayern hinweg zu ziehen, ging jene Armee nach Schwaben zurück; allein — Wrangel ließ sie ziehen und ging, weil der Lech unbesetzt geblieben war, schnell über diesen Fluß und versperrte diesen den Kaiserlichen. Nun war Bayern ohne Vertheidiger. Schweden und Franzosen überschwemmten dieses Land wie reißende Ströme, und die Einwohner wurden durch Plünderung, Erpressungen und Mißhandlungen in's traurigste Elend versetzt. Zwar kam die bayerisch-österreichische Armee wieder herbei und erzwang bei Thierhaupten den Uebergang über den Lech; allein auch diese konnte sich, da sie von allen Erhaltungsmitteln entblößt war, nicht anders, als auch nur durch Erpressungen und selbst nur durch Plündern erhalten, wobei es natürlich ohne Ge-

walthätigkeiten nicht abging, und Bayern war der Verwüstung durch Freund und Feind preisgegeben.

Jetzt glaubte Frankreich seinen Zweck, Oesterreich zu demüthigen und zur Ohnmacht herabzustürzen, erreicht zu haben. Denn die Spanier nöthigte es durch Bekriegung, dem Kaiser keine Hülfe zu senden; Brandenburg hatte die Neutralität selbst ergriffen und Sachsen war dazu genöthigt worden; Dänemark hatte Friede machen müssen und Polen waren durch den erneuten Waffenstillstand die Hände gebunden. Mußte nun Bayern, wie vorher Sachsen, durch seine jetzige, gräßliche Noth gedrungen, der Verbindung mit dem Kaiser entsagen, so stand dieser allein da, blosgestellt der französisch-schwedischen Macht und deren Einfall in seine Staaten.

Kurfürst Maximilian von Bayern war seit 28 Jahren ein fester Verbündeter des Kaisers gewesen und nie, als jetzt, in seiner Gesinnung wankend geworden. Blickte er zurück in die Vergangenheit, was sah er da? vernichtete Heere, gefallene Feldherren von großer Bedeutung, Tilly, Mercy und Andere, die er beklagte. Zum dritten Male hatte er nun den Feind im Lande, den zu besiegen er nicht hoffen konnte! Sachsen hatte Schreckliches von demselben erfahren, Bayern nichts Besseres zu erwarten. Nichts blieb ihm übrig, als Waffenstillstand oder Friede! Zu einem von beiden war er gezwungen! Ja, in diesem Jahre 1647 von dem Elende seines Lan-

bemächtigen und von da aus in die österreichischen Lande einzudringen. Dies hoffte er um so eher zu vollziehen, als sich die österreichische Macht weit hinter die Lahn zurückgezogen hatte und ihm nur nach sehr weiten Märschen durch Franken und Oberpfalz dorthin nachkommen konnte. In Eil 1646 marschirte daher Wrangel an die Donau, schlug ein bayerisches Corps bei Donauwörth und ging ohne Widerstand über die Donau und den Lech. Indem ihn aber die Belagerung Augsburgs weit länger aufhielt, als er berechnet hatte, kam ihm doch die bayerisch-österreichische Armee über den Hals, entsetzte Augsburg und trieb ihn vom Lech bis Lauingen an der Donau zurück. Ihn aus Bayern hinweg zu ziehen, ging jene Armee nach Schwaben zurück; allein — Wrangel ließ sie ziehen und ging, weil der Lech unbesetzt geblieben war, schnell über diesen Fluß und versperrte diesen den Kaiserlichen. Nun war Bayern ohne Vertheidiger. Schweden und Franzosen überschwemmten dieses Land wie reißende Ströme, und die Einwohner wurden durch Plünderung, Erpressungen und Mißhandlungen in's traurigste Elend versetzt. Zwar kam die bayerisch-österreichische Armee wieder herbei und erzwang bei Thierhaupten den Uebergang über den Lech; allein auch diese konnte sich, da sie von allen Erhaltungsmitteln entblößt war, nicht anders, als auch nur durch Erpressungen und selbst nur durch Plündern erhalten, wobei es natürlich ohne Ge-

walttätigkeiten nicht abging, und Bayern war der Verwüstung durch Freund und Feind preisgegeben.

Jetzt glaubte Frankreich seinen Zweck, Oesterreich zu demüthigen und zur Ohnmacht herabzustürzen, erreicht zu haben. Denn die Spanier nöthigte es durch Bekriegung, dem Kaiser keine Hülfe zu senden; Brandenburg hatte die Neutralität selbst ergriffen und Sachsen war dazu genöthigt worden; Dänemark hatte Friede machen müssen und Polen waren durch den erneuten Waffenstillstand die Hände gebunden. Mußte nun Bayern, wie vorher Sachsen, durch seine jetzige, gräßliche Noth gedrungen, der Verbindung mit dem Kaiser entsagen, so stand dieser allein da, blosgestellt der französisch-schwedischen Macht und deren Einfall in seine Staaten.

Kurfürst Maximilian von Bayern war seit 28 Jahren ein fester Verbündeter des Kaisers gewesen und nie, als jetzt, in seiner Gesinnung wankend geworden. Blickte er zurück in die Vergangenheit, was sah er da? vernichtete Heere, gefallene Feldherren von großer Bedeutung, Tilly, Mercy und Andere, die er beklagte. Zum dritten Male hatte er nun den Feind im Lande, den zu besiegen er nicht hoffen konnte! Sachsen hatte Schreckliches von demselben erfahren, Bayern nichts Besseres zu erwarten. Nichts blieb ihm übrig, als Waffenstillstand oder Friede! Zu einem von beiden war er gezwungen! Ja, in diesem Jahre 1647 von dem Elende seines Lan-

des auf's Innerste ergriffen und in Verzweiflung gebracht, ergrimmt von Haß gegen die Spanier, die ihm in Erlangung der pfälzischen Kurwürde hinderlich gewesen waren und von denen man ihm sagte, daß diese allein schuld an der Fortsetzung des Krieges wären und den Kaiser abhielten von Eingehung eines Waffenstillstandes, glaubte Kurfürst Maximilian, es seinem Lande schuldig zu sein, Waffenstillstand mit Schweden und Frankreich abzuschließen und aller Pflicht gegen den Kaiser dadurch genug zu thun, daß er es dahin brächte, auch diesen in denselben einzuschließen.

Es wurde nun vermittelt, daß sich schwedische, französische, bayerische und auch österreichische Abgeordnete, mit hinlänglicher Instruction versehen, zu Ulm versammelten, um die Bedingungen eines allgemeinen Waffenstillstandes festzusetzen. Da aber der österreichische Gesandte Alles that, um dies zu erschweren, ja, den Siegern selbst dictiren wollte, was zu thun sei, so wurde der schwedische nur durch die Drohung des französischen, Schweden allein zu lassen, abgehalten, den Congreß zu verlassen, und aus dem allgemeinen Waffenstillstand ward nichts. Kurfürst Maximilian war überzeugt, gegen den Kaiser das Seine gethan zu haben und schloß mit Schweden und Frankreich den Waffenstillstand für sein Land, so hart auch die Bedingungen waren, denen er sich unterwerfen mußte. Er überließ den Schweden

die Freiheit, ihre Quartiere in Franken und Schwaben zu nehmen, wo er den Verbündeten alles Eroberte zurückgab und von diesen alles Eroberte in Bayern zurückerhielt. Seine Truppen durfte er nur in Bayern und in der Pfalz stehen lassen. Köln und Hessen wurden in den Waffenstillstand eingeschlossen. Als dieser Vertrag am 14. März 1647 abgeschlossen war, verließen die Verbündeten Bayern und trennten sich. Die Franzosen nahmen ihre Quartiere im Würtembergischen und die Schweden in Oberschwaben in der Nähe des Bodensees.

An der mittäglichen Spitze Schwabens und am nördlichen Ende dieses Sees war die für unüberwindlich gehaltene Stadt Bregenz, die Oesterreich gehörte, wegen des steilen und engen Passes, in welchem sie lag, der Zufluchtsort aller umliegenden Bewohner mit ihrem Hab und Gut und allen ihren Schätzen. Diese zu erbeuten und einen Paß gegen Tyrol, Schweiz und Italien sich zu eröffnen, machte der schwedische General einen Versuch, die äußerst feste Clause der Stadt und diese selbst zu überrumpeln und wegzunehmen. Und siehe, obschon 6000 Bauern diese Veste vertheidigen halfen, gelang dennoch den Schweden ihr Anschlag vollkommen. Von Würtemberg aus hatte dagegen Türenne den Landgrafen von Hessendarmstadt und den Kurfürsten von Mainz gezwungen, wie Bayern, die Neutralität zu ergreifen.

Nun schien Kaiser Ferdinand der Dritte, von Sach-

sen und Bayern verlassen, allein, am Rande des Verderbens zu stehen und seine Staaten den Anfällen der Verbündeten preisgeben zu müssen. Denn seine ganze noch übrige Macht waren 12000 Soldaten, die noch dazu unter der Anführung eines calvinistischen hessischen Ueberläufers standen, des Generals Melander oder Peter von Holzapfel. Aber was man nicht meinte, daß es nur möglich sei, des Kaisers Retter ward mittelbar das selbstsüchtige und habsüchtige Frankreich. Mazarin wollte nicht, daß durch den Sieg der einen Parthei etwa Deutschland zur Einigkeit kommen möchte, was nie sein und seines Vorgängers Wunsch gewesen war. Er wollte nicht, daß Schweden die Oberhand in Deutschland gewinnen und Frankreichs Nebenbuhler im Streben nach deutschen Landen und nach der Obermacht in Deutschland würde und aus diesem Grunde wollte er den Kaiser nicht völlig zu Grunde richten lassen. Er rief daher den Türenne mit der französischen Armee an die niederländischen Grenzen zurück, und diesem Rufe folgsam, ließ Türenne den Wrangel im Stich.

Deshalb wendete sich nun in vollem Zorn hierüber Wrangel nach Franken, eroberte Schweinfurth, dessen ganze Besatzung zu ihm überging, und belagerte dann Eger, den Schlüssel von Böhmen. Da bot der Kaiser seine ganze Macht auf, ging selbst mit zu Felde, um Eger zu entsetzen. Auf dem Wege dahin hatte der öster-

reichische Kriegsminister von Schlick seine Güter. Damit diese nicht leiden möchten, ordnete er den Marsch der Armee auf einen Umweg an, woraus eine Verzögerung ihres Vorrückens entstand, und als der Kaiser gegen Eger kam, war dieser feste Platz schon in Wrangels Händen. Beide Armeen näherten sich einander. Allein der Mangel drückte beide; man verschanzte sich gegen einander über, obschon die Kaiserlichen stärker waren, als die Schweden, welche man aber durch Scharmützel, Hunger und Märsche schwächen und um so gewisser für die Vertilgung aufsparen wollte, als man auf neue, fremde Hülfe hoffte. Denn Kaiser Ferdinand hatte mit dem Kurfürsten Maximilian von Bayern im Geheim neue Unterhandlungen zu pflegen begonnen. Ja, von kaiserlicher Seite erniedrigte man sich sogar, eine Verschwörung zu benutzen, welche in der bayerischen Armee entstanden war aus Unzufriedenheit mit dem Waffenstillstande, und an deren Spitze der sonst so ehrenwerthe Johann von Werth stand. Der Kaiser erließ an die kurfürstlich-bayerischen Truppen förmliche Abberufungsbriefe, worin er dieselben für Reichstruppen erklärte, die der Kurfürst blos im Namen des Kaisers befehligt habe, um auf diese Weise alle Verschworene der bayerischen Armee zum Uebergange zu der kaiserlichen anzureizen. Maximilian aber kam dahinter und wußte durch Klugheit Alles zu hintertreiben. Niemand hätte es ihm ver-

denken können, wenn er nun gerade gegen den Kaiser aufgetreten wäre! Allein der Waffenstillstand hatte ihm weiter nichts geholfen, als daß er durch eigene Ernährung seiner Armee auch sein eigenes Land vollends aussaugen und zu Grunde richten mußte. Dazu kam, daß er sich über die protestantischen Gesandten ärgerte, die sich bei dem bereits in Münster und Osnabrück versammelten Friedenscongreß befanden, und, eben durch den bayerischen Waffenstillstand ermuthigt, immer größere Forderungen machten. Beides bestimmte den Kurfürsten Maximilian, den Waffenstillstand zu kündigen und von Neuem an dem Kriege Theil zu nehmen. Er billigte dadurch nicht allein den Verrath des Johann von Werth, sondern brach auch selbst wider Fürstenwort und Treue den geschlossenen Vertrag, ohne vorhergegangene förmliche Aufkündigung, einen Vertrag, der ihm sein Land gerettet hatte.

Schnell schickte der Kurfürst daher dem Kaiser Hülfstruppen nach Böhmen, die sich am 14. September 1647 mit dessen Armee vereinigten. Hier konnte sich Wrangel nunmehr nicht halten. Nachdem er Eger mit allem Nothwendigen versehen hatte, ging er in Eilmärschen durch Thüringen nach Westphalen und Lüneburg, um — Türenne an sich zu ziehen. Aber auch die österreichisch-bayerische Armee folgte ihm dahin nach unter Melander und Gronsfeld. Erreichte ihn dieses verbündete Heer, ehe er sich mit den Franzosen vereinigen konnte, so war er verloren!

Aber in Münster und Osnabrück waren die Friedensunterhandlungen bedeutend vorgerückt und Kurfürst Maximilian wußte wohl, wenn der Kaiser die volle Oberhand wieder erlange, so würde er von Neuem übermüthige Forderungen stellen und das ganze, mühsam fortgeführte Friedenswerk zerstören, dessen glückliche Vollziehung Bayern, wie jedes andere deutsche Land, beglücken mußte, wenn es nicht im Elende untergehen wollte und sollte. Zudem fürchtete sich Maximilian vor der französischen Rache, die sich ihm schon dadurch ankündigte, daß ihm von Seiten Frankreichs die Drohung zukam: man werde die ganze Macht Türenne's über ihn schicken, wenn er seinen Truppen über die Weser zu gehen gestattete. Da er auf der einen Seite zugleich sah, wie Frankreich durch die Art und Weise seiner Hülfe Schweden nicht übermächtig und nicht übermüthig in seinen Forderungen werden ließ, so wollte er auf der katholischen Seite ein Gleiches gegen den Kaiser beobachten. Er gab daher plötzlich seiner Armee Befehl, im Vorrücken inne zu halten.

Da ging auch Melander zurück, und zwar in sein ehemaliges Vaterland, Hessen, wo er seiner Rachgier, die er an seiner ehemaligen Gebieterin ausüben wollte, vollen Lauf ließ. Seine Kaiserlichen machten durch Plünderung, Erpressungen und Mißhandlungen die Bewohner des ganzen Landes unglücklich, das nur ein Schau=

platz der Verwüstung und des Jammers wurde. Bald aber ward auch seine Armee vom drückendsten Mangel heimgesucht, während Wrangel seine Armee in Lüneburg erfrischte, verstärkte und seine Regimenter equipirte und beritten machte. Im Winter noch rückte daher Wrangel 1648 vor nach Hessen, jagte den elenden Melander aus diesem Lande, daß er mit Schanden Zufluchtsorte an der Donau suchen mußte.

So dringend jedoch Wrangel den am Rheine stehenden Türenne zur Hülfe rief, durfte dieser dennoch nicht zu ihm stoßen. Darüber aufgebracht, ging die ganze weimarische Reiterei aus dem französischen Dienst und Wrangel gewann sie für sich. Nun erhielt endlich Türenne die Erlaubniß, zu den Schweden zu stoßen, was dann am 23. März 1648 geschah bei Gelnhausen. Der letzte Feldzug ward eröffnet von dieser verbündeten Armee.

Eger, das die Kaiserlichen belagerten, ward dennoch glücklich mit Lebensmitteln versorgt. Nun brachen Wrangel und Türenne durch Franken hindurch nach Bayern ein und trieben den Melander an der Donau hin. Jenseits der Donau aber stellte sich das kaiserlich-bayerische Heer bei Zusmarshausen an der Zusam in Schwaben (zum Erzstift Augsburg damals gehörig) zur Schlacht auf, wurde geschlagen und Melander tödtlich verwundet. Der bayerische General Gronsfeld nahm nun seine Stellung mit der noch übrigen Armee jenseit des Lechs, um Bayern

zu decken. Allein Wrangel und Türenne erzwangen den Uebergang über den Lech, wobei Gronsfeld sein Leben verlor. Nun ward Bayern zum vierten Male überzogen, wegen des aufgekündigten Waffenstillstandes die furchtbarste Rache an diesem Lande verübt und so weit die schwedischen und französischen Waffen reichten, schreckbar verheert. Maximilian floh nach Salzburg und die Schweden setzten über die Isar, gingen vor bis an den Inn, um in Oesterreich einzudringen. Allein der Inn war durch anhaltenden Regen in einen reißenden Strom verwandelt worden, so daß es nicht möglich war, eine Brücke darüber zu schlagen, so oft es auch in aller Art und Weise versucht wurde. Mitten in Bayern aber standen nun die Feinde und katholischer Seits hatte man keinen General, den man einem Wrangel, Türenne und Königsmark hätte entgegensetzen können. Den einzigen, den der Kaiser noch hatte, Piccolomini, rief er aus den Niederlanden herbei, um durch diesen den Rest seiner Heere anführen zu lassen. In Bayern aber war Alles also aufgezehrt und voll Hunger, daß die Schweden und Franzosen von da weichen und in die Oberpfalz zurückgehen mußten, wo ihnen die Nachricht gebracht ward: „es ist Friede!"

Vorher aber hatte sich im letzten Feldzuge noch Königsmark nach Böhmen gewendet, wo er bis Prag vordrang. Hier fand sich zu ihm Ernst Odowalsky,

ein ehemaliger Rittmeister in kaiserlichem Dienst, der zum Krüppel geschossen und ohne Pension verabschiedet worden war. Dieser entwarf aus Rache dem Königsmark einen Plan, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln, den Königsmark auch am 25. Juli 1648 glücklich vollführte und sich dadurch den Ruhm erwarb, auf protestantischer Seite mit einer glänzenden That, die den Schweden einen einzigen Mann kostete und eine Beute, mehre Millionen an Werth, eintrug, den dreißigjährigen Krieg zu beschließen Vor die Altstadt von Prag, welche von jener durch die böhmische Mulda getrennt wird, war am 24. September der Pfalzgraf Karl Gustav gerückt, der als Thronfolger der Königin Christina mit frischen Truppen aus Schweden angekommen war, hier aus Böhmen und Schlesien alle schwedische Truppen an sich zog und vor den Mauern Prags versammelte. Der Widerstand, den ihm Prag leistete, noch mehr aber der bevorstehende Winter nöthigte ihn jedoch, an die Winterquartiere zu denken, als ihm die Nachricht zukam: „es ist Friede!" eine Nachricht, durch welche auch 8000 Mann kaiserliche Truppen, die Prag zu Hülfe kommen sollten, auf ihrem Marsch zum Stillliegen genöthigt wurden.

Vor Prag endigte merkwürdiger Weise der Krieg, wo er seinen Anfang genommen hatte. Unendlich viel Mühe, Weisheit, Kraft, Geduld und Ausdauer hatte

es gekostet, die Friedensunterhandlungen nur zu eröffnen, sie unter dem so oft und vielfach wechselnden Kriegsglück im Gange zu erhalten, den mühsam und schwer errungenen Friedensbedingungen Geltung zu verschaffen und den verkündigten Frieden zur Ausführung zu bringen.

Beschluß.

Der Westphälische Friede.

Welch ein Schauplatz schrecklichen Krieges, Raubes, Brandes, Elendes, Mordens und Unterganges alles Glücks war nun Deutschland gewesen seit dreißig Jahren! Nun war endlich der brennende Haß der Partheien gegen einander durch furchtbare Mittel abgekühlt und wer noch ein Weniges von Besitz und Wohlstand zu genießen hatte, suchte dies wenigstens noch zu retten. War der Eifer für den Religionsglauben bei jeder Parthei anfangs feurig gewesen, bei wem war er wohl endlich auch nur lebendig geblieben, um ihn zur Triebfeder alles Thuns und Duldens werden und bleiben zu lassen? Jammer und Elend waren schrecklich niederschlagende Mittel geworden, um denselben ganz abzukühlen, wo nicht gar zu ertödten beim Volk, bei den Soldaten war er gar nicht mehr zu verspüren, denn Sittenlosigkeit hatte alle Achtung vor dem Heiligen vernichtet und bei den meisten Fürsten hatte die Politik die Oberhand gewonnen

über den Eifer für Religion und Kirche. Der Fanatismus, dieser durch religiösen Aberglauben erzeugte Bluteifer, hatte durch den Tod Tausender, durch das Blutvergießen vieler Jahre, durch Ausrottung ganzer Geschlechter und Ortschaften der Gegner eine gräuliche Sättigung erhalten und mußte zuletzt vor sich selbst zurückschaudern. Ach! das deutsche Volk, dieses ersehnte sich den Frieden, nur seine Fürsten und der Kaiser, Schweden und Franzosen verlängerten den Krieg, bis auch diese es doch für klüger erachteten, den Frieden wieder eintreten zu lassen, da ihnen derselbe den Länderdurst stillte. Die Schweden waren Sieger, hatten der protestantischen Religion und Kirche wohl den Fortbestand gesichert, aber auch deutsches Land mit dem ihrigen verbunden oder an die Franzosen vergeuden helfen. Die unersättliche Sucht der Franzosen nach deutschem Boden war ziemlich befriedigt und darum forderten sie den Frieden. Sie und die Schweden hatten ihn in ihrer Gewalt und setzten ihn durch, indeß die deutschen Fürsten sich denselben gefallen ließen, weil sie zum Krieg viel zu sehr geschwächt waren. Allein, wer gesiegt hatte, forderte Viel, wer besiegt war, mochte nicht gern viel hergeben, und also dauerte es lange, indem man 13 Jahre am Frieden arbeitete, ehe ein allgemeines Einwilligen in die Friedensbedingungen erfolgte, welches endlich durch den österreichischen Trautmannsdorf, den schwedischen jün-

gern Oxenstierna und die französischen d'Avaux und Servien bewirkt wurde.

Seit dem Prager Frieden 1635 hatten die kriegführenden Mächte wohl an dem Frieden gearbeitet, aber keiner war es ein rechter Ernst damit gewesen, indem der Kaiser nur immer darauf hinarbeitete, mit jeder einzelnen Macht auch einzeln zu unterhandeln und dadurch seine Absicht zu erreichen, die Schweden und Franzosen dagegen alle die Vermittelung ablehnten, welche immer der Papst und Dänemark übernehmen wollten, weil diese auf des Kaisers Seite hingen, Köln und Lübeck zu Verhandlungsorten vorschlugen, Schweden und Frankreich aber dazu näher an einander liegende Städte erwählt wissen wollten. In Hamburg kamen endlich 1636 Gesandte zusammen, aber der Kaiser wollte die deutschen Reichsstände als selbstständige nicht anerkennen, die sich von ihm, als ihrem Kaiser, abgewendet hatten und Bundesgenossen der Schweden und Franzosen geworden waren, und vier Jahre dauerte es, ehe er denselben Geleitsbriefe zur Sicherstellung ihrer Gesandten vor Gefangennehmung ausstellte. Diese bewilligte er erst auf dem Reichstage zu Regensburg, 1640, so wie eine Vergessung alles Geschehenen mit Ausnahme aller Angelegenheiten der Pfalz. Endlich, nachdem die Verhandlungen in Hamburg nicht den erwünschten Erfolg hatten, kam man dahin überein, daß die Friedensunterhandlungen

zu Osnabrück und Münster im Westphälischen Kreise gepflogen werden sollten, was durch den Reichstagabschied bestimmt wurde. Denn am 25. December 1640 hatte man wohl zu Hamburg die Friedenspräliminarien und Grundlagen von allen Seiten unterzeichnet, aber der Kaiser beschuldigte seinen Gesandten Lützow, daß derselbe seine Vollmachten überschritten habe und unterzeichnete die Präliminarien nicht. In Frankreich hatte sich bei dem, jeden Falls nahen Tode Ludwigs XIII. Richelieu immer als unentbehrlich für die Regentschaft erhalten wollen und dazu den Krieg als nothwendig erachtet, der nun auch seinen Fortgang nahm. Erst als Torstensohn den Kaiser in dessen Erblanden bis in die Nähe Wiens ängstigte, da erst erlaubten dieser und Spanien die Auswechselung der Hamburger Friedenspräliminarien, die nun zum Abschlusse des Friedens zum Grunde gelegt werden sollten am 23. Mai 1643. Kaum aber hatten die Bayern am 24. November 1643 bei Tuttlingen gesiegt und war zwischen Dänemark und Schweden der Krieg ausgebrochen, als der Kaiser sein Verhalten von Neuem abänderte und dadurch der Friedensschluß auch auf's Neue verzögert wurde. Auch suchte er Schweden zu einem Separatfrieden einzeln und besonders zu bewegen und diesen mit dieser Macht abzuschließen, was für die Protestanten von den größten Gefahren und Nachtheilen begleitet gewesen wäre; allein dazu ließ sich Schweden nicht

verleiten. Als dieses endlich mit Hülfe Frankreichs die kaum zur Ueberlegung und in Bewegung zu bringenden Fürsten Deutschlands doch endlich dahin vermocht hatte, den Friedenscongreß zu beschicken, so forderte der Kaiser: es müßten die Angelegenheiten derselben an seinem kaiserlichen Hofe abgemacht werden und nicht auf dem allgemeinen Friedenscongresse, auch dürfe Hessen als Reichsfeind nirgends zugelassen werden. Man stritt sich sogar über das Ceremoniell und die Höflichkeitsbezeigungen der Gesandten unter einander, über deren Vollmachten und Vorrang; wie denn endlich in den Sälen der Versammlung so viel Thüren gebrochen worden sein sollen, als Gesandte da gewesen wären, damit sie alle zugleich in einem und demselben Augenblick hätten eintreten und sich setzen können! und also Keiner den Vorrang vor dem Andern zu haben scheinen möge!?! Durch dies Alles und noch mehre Hindernisse verzögerte sich die Eröffnung des Friedenscongresses bis zum 11. Juni 1645, wo die Gesandten des Kaisers, Schwedens und Frankreichs ihre Friedensvorschläge einander übergaben. Zu Osnabrück unterhandelten der Kaiser und Schweden, zu Münster der Kaiser und Frankreich; die deutschen Reichsstände schlossen sich an diejenige Parthei an, welcher sie sich ihres Vortheils wegen am liebsten anvertrauten. Unter den katholischen Reichsständen hatte Bayern den größten Einfluß auf die Verhandlungen und diesem gegenüber

handelten Brandenburg und Hessenkassel kräftig und wirksam. Am 19. November 1645 übernahm der österreichische Graf Maximilian von Trautmannsdorf als kaiserlicher Principalcommissarius die Leitung der Verhandlungen und traf dazu am 26. November bei der Friedensversammlung ein. — Aber welche Hindernisse stellten sich allen Verhandlungen in den Weg? Fast nicht zu übersehen waren die Punkte, über welche man Eins werden mußte. Das religiöse und politische Interesse theilte nicht nur die streitenden, sondern sogar die mit einander alliirten oder verbundenen Partheien! Groß waren die Forderungen Schwedens und Frankreichs, groß von Zeit zu Zeit die Hoffnungen des Kaisers und der katholischen Parthei, durch neues Kriegsglück jene Forderungen herabzustimmen und die eigenen, nicht weniger großen, durchzusetzen. Störend griffen die Spanier und Holländer ein, weil sie die Vergrößerung Frankreichs und Schwedens fürchteten, und, weil jenes die Spanier nicht zum Frieden zwingen konnte, so wollte es den deutschen Krieg fortsetzen, um sich den Krieg mit Spanien zu erleichtern. Auf diese Weise verzögerten sich die Unterhandlungen wieder über zwei Jahre hinaus, bis es der kluge, gewandte und doch redliche Trautmannsdorf, als kaiserlicher Principalcommissarius, dahin brachte, daß die kaiserliche Gesandtschaft im Namen der katholischen und die Schweden im Namen der protestantischen Par-

thei unterhandeln sollten. Wie sich aber dabei Trautmannsdorf über den Starrsinn und die geheimen Umtriebe der Partheien dermaßen ärgerte, daß er am 16. Juli 1646 den Congreß verließ, so hätte er sich auch über seinen Herrn ärgern sollen, der sich eben so oft, als ihn das Kriegsglück von Neuem anzulächeln schien, sogleich gar wenig nachgiebig zeigte und zu keiner Bereitwilligkeit verstehen wollte, den Forderungen der Andern ein, den Frieden förderndes Gehör zu verleihen. Nur erst, als Wrangels Fortschritte, Böhmens Gefahr, von Neuem verwüstet zu werden, Bayerns Klagen und Deutschlands allgemeiner Noth- und Jammerschrei den Kaiser erschreckten, da kam endlich die Sache zum Ziel. Am Meisten hielt es auf, den politischen und religiösen Zustand Deutschlands in's Reine zu bringen. Auf's Hartnäckigste hatte man jeden Punkt durchgefochten, zornig drohten, endlich einmal Eins, alle deutsche Reichsstände der kaiserlichen Gesandtschaft: daß sie für den Kaiser unterzeichnen und ihn zur Unterzeichnung und Ratification zu zwingen wissen würden; mit Mühe hatte man die Forderungen Frankreichs und Schwedens bewilligt, als endlich, endlich alles Hinderniß beseitigt, der Friede am 6. August zu Münster, am 8. September zu Osnabrück, und allgemein die Friedensurkunden am 24. October 1648 an einem und demselben Tage an

beiden Orten, in Osnabrück und Münster zugleich, unterzeichnet wurden.

Groß war wohl die Wohlthat des Friedens, aber er befriedigte die Katholischen nicht nach Wunsch, die Protestanten nicht vollkommen, und schmerzhaft war es dabei, daß er Verhältnisse erzeugte, die unserem guten Deutschlande weder zu vielem Ruhme, noch zu vielem Heil eben verholfen haben, wenn man auch nur hinblicken wollte auf die schönen Theile von Deutschland, die an Fremde verloren gingen, und mit denen die Nationalität der Deutschen einen empfindlichen Nachtheil erlitt. Auch noch manches Andere darf zu erwähnen hier nicht übergangen werden.

Indem auch die Spanier und Holländer zu Münster am 30. Januar 1648 mit einander Frieden schlossen und jene diese als eine unabhängige Macht anerkannten, trat Holland aus aller sonstigen Verbindung mit Deutschland heraus. Die wichtigste Provinz des ehemaligen Burgundischen Kreises, der Deutschland von Norden herein gegen Frankreich deckte, die freie Schifffahrt auf dem Rhein bis an dessen Mündungen und daher der Handelsgewinn der rheinischen deutschen Städte, dies Alles ging verloren für Deutschland und that, wie seiner Nationalität, so seinem Wohlstande, einen eben nicht unbedeutenden Schaden!

In Münster hatte der Kaiser mit Frankreich unter-

handelt. Den Franzosen wurde die landesherrliche Hoheit über Metz, Toul und Verdün und alle Districte und Zugehörungen derselben feierlich bestätigt (was in Zukunft Ludwig XIV. ergriff, um mitten im Frieden noch viel Land daselbst zu besetzen) und nur dem Kurfürsten von Trier wurden die Metropolitanrechte auf diese Stifter vorbehalten. Dazu erhielt Frankreich das ganze Elsaß mit Ausnahme der Reichsstadt Straßburg, der Bisthümer Straßburg und Basel, zehn Reichsstädte und aller Besitzungen reichsfreier Fürsten, Grafen und Ritter, die dem deutschen Reiche verblieben; dann auch erhielt Frankreich Pignerol, Breisach die Festung, den Sundgau, so weit er ein Besitzthum Oesterreichs gewesen war, die Landvoigtei und das Besatzungsrecht in Philippsburg, welches der Schlüssel von Oberdeutschland ist, wogegen Frankreich die elende Summe von 3 Millionen Livres bezahlte und sonst alle übrige Eroberungen herausgab, aber sich auch dafür versprechen ließ, daß der Kaiser und das Reich Spanien keinen Beistand gegen Frankreich leisten wolle! Dieser Friedensschluß gab alle kleine Fürsten des mittäglichen und abendlichen Deutschlands in Frankreichs Gewalt, so oft ein neuer Krieg begann, weshalb sich auch von da an diese kleinen Fürsten, Grafen, Ritter und Städte gar bald bei jeder Gelegenheit dem französischen Einflusse unterwarfen, was in der Folge die nachtheiligsten Wirkungen für Deutschland erzeugte.

Das deutsche Reich ward nun nur der Form nach noch zusammengehalten, denn die größern Fürsten wurden vom Kaiser fast ganz unabhängig und selbstständig. Jedes Reichsglied erhielt das Recht, Krieg zu führen, Bündnisse und Frieden zu schließen, mit wem es will, nur nicht gegen das Reich. Nur wenige und noch dazu unbedeutende Vorrechte, sogenannte Reservaten, z. B. Standeserhöhungen, Verleihung der Münzgerechtigkeit und gewisser Privilegien, Berufung der Notarien und zu Reichstagen, verblieben dem Kaiser und auf seiner Seite kaum kleinere Fürsten, Grafen, Ritter und Reichsstädte.

Zu Osnabrück fanden folgende Uebereinkünfte statt.

Den Schweden mußte man für die Zurückgabe seiner Eroberungen einräumen: als deutsches Reichslehen Vorpommern mit der Insel Rügen, einen Theil von Hinterpommern mit den Städten Stettin, Garz, Damm, Golnau, die Insel Wollin und das frische Haff, die Stadt Wismar mit dem Amte Neukloster und der Halbinsel Poel in Mecklenburg, die Festung Stralsund und die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Reichslehen und Herzogthümer, und mithin alle für Deutschland wichtige Punkte an der Ost- und Nordsee. Dabei wurden den Schweden noch große Reichsvorrechte, Sitz und Stimme auf Kreis- und Reichstagen, dazu noch zur Erhaltung seiner Truppen bis zur Vollstreckung des

Friedens 5 Millionen Thaler bewilligt, welche auf die Reichsstädte repartirt oder vertheilt wurden.

Brandenburg bekam mit Schwedens Hülfe, zur Entschädigung für Pommern, dessen nächster Erbe es war, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Kamin, als weltliche Fürstenthümer, einen Theil von Hinterpommern und die Anwartschaft auf Magdeburg, als weltliches Herzogthum, nach dem Tode des damaligen Administrators, des Prinzen August von Sachsen.

Kursachsen erhielt die Aemter Querfurt, Jüterbogk, Dame und Burg, einige Aemter des Erzstiftes Magdeburg, dessen Administrator Prinz August auf Lebenszeit blieb, — wie ihm denn auch der unabhängige Besitz der Ober- und Nieder-Lausitz, die ihm im Prager Frieden abgetreten worden war, garantirt wurde

An Hessenkassel kamen durch Schwedens Beistand die Abtei Hirschfeld als ein weltliches Fürstenthum, die Aemter Schauenburg, Sachsenhagen, Bückeburg und Stadthagen (welche beide letztere es durch Vertrag an den Fürsten von der Lippe abtrat) und 600,000 Thaler aus den Stiftern Mainz, Köln, Paderborn, Münster und Fulda.

Mecklenburg empfing, für Wismar, die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg, die Johannitercommenden Mirow und Nemerow.

Braunschweig-Lüneburg, das sich durch seinen

Separatfrieden zu Goslar 1642 Schweden zum Feinde gemacht hatte, erhielt nur 2 Klöster, Walkenried und Gröningen.

Bayern behielt die fünfte Kurwürde, die Grafschaft Champ und die Oberpfalz.

Der Kurfürst von der Pfalz erhielt die achte Kurwürde mit dem, in der Folge ihm zugetheilten Erzschatzmeisteramte, so wie seine ihm noch übriggebliebenen Lande der Unterpfalz mit allen vor den böhmischen Unruhen innegehabten Rechten und Zubehörungen, außer einigen Aemtern der Bergstraße, die Kurmainz wieder einlösen könne. Zugleich ward ihm die Gesammthand an der bayerischen Kurwürde bewilligt, so daß beim Aussterben der bayerischen Wilhelmslinie die Oberpfalz und die fünfte Kurwürde an Pfalz fallen sollte, wo aber dann die achte Kurwürde wieder aufgehoben werden müsse.

Würtemberg, Baden-Durlach, Nassau, Isenburg, die pfälzischen Häuser Simmern, Zweibrücken und Veldenz, die Rheingrafen, Solms, Hohenlohe-Oettingen und andere kleinere Fürsten und Herren bekamen ihre alten Ländereien zurück.

Uebrigens wurde ein völliges Vergessen alles Vorgefallenen, oder eine allgemeine Amnestie, festgesetzt, kraft welcher Jeder ohne Verzögerung in den verlorenen Besitz seiner Güter, Freiheiten und Rechte, es seien geistliche oder weltliche, wieder eingesetzt werden sollte; wie

es z. B. bei dem Kurfürsten von der Pfalz geschah. Die Unterthanen und Erbvasallen des Hauses Oesterreich sollten jedoch nur in Ansehung ihrer Person und Ehre, ihres Lebens und guten Namens, wie auch der Güter, Amnestie genießen, die sie in Folge der für Frankreich oder Schweden geleisteten Kriegsdienste verloren hätten. Jedoch wurden einzelne österreichische Unterthanen und Vasallen ausgenommen. Auch wurde die Herstellung der Stadt Donauwörth als Reichsstadt ausgesetzt; sie hat auch ihre Reichsfreiheit niemals wieder erhalten.

Ferner ward ausgemacht: das Reichskammergericht und die Reichsdeputation sollten von gleichviel katholischen und protestantischen Beisitzern gebildet werden und eine Gleichheit der Rechte auf allen Reichsversammlungen stattfinden. Wenn die Religionspartheien verschiedener Meinung, vornemlich in Religionssachen sein sollten, so sollte da die Entscheidung durch Stimmenmehrheit nicht mehr Statt haben, sondern Alles durch gütigen Vergleich ausgemacht werden. Den Reichsständen, Fürsten, Reichsstädten und der Ritterschaft wurden alle ihre Landeshoheitrechte und der Besitz der Reichspfandschaften von Neuem bestätiget.

Die meisten Schwierigkeiten bei Abschließung des Friedens verursachten die Religionsverhältnisse. Denn so eifrig und grausam der Papst und Ferdinand II. alle Folgen der Reformation zu vertilgen und die Protestan-

ten in den Schoos der römischen Kirche zurückzuzwingen getrachtet hatten, eben so eifrig waren nun die protestantischen Fürsten und Stände bemüht, die evangelisch-protestantische Kirche mit allen ihr gebührenden und zu ihrer Sicherstellung nöthigen Rechten und Freiheiten gesetzlich und rechtlich aufrecht zu erhalten und für die Zukunft außer Gefahr zu setzen. Wie man aber auch endlich nach langem und heftigem Streit über das einig geworden war, was nun festgesetzt wurde und gelten sollte, so war im Grunde doch eigentlich von einer allgemeinen Religions- und Kirchenfreiheit durchaus nicht die Rede, nur von den Rechten kirchlicher Gesammtheiten und der Stände, wenig von den einzelnen Personen, weshalb auch der Friede den böhmischen und österreichischen Protestanten wenigen oder keinen Vortheil brachte. Doch aber wurde wenigstens der Zustand der Protestanten für die Zukunft fester und vortheilhafter gestellt, als je vordem geschehen war. Der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfrieden von 1555 wurden vollkommen bestätigt, so daß dessen ganzer Inhalt, demnach auch der darin befindliche „geistliche Vorbehalt" heilig und unverbrüchlich befolgt und zwischen beiden Religionspartheien vollkommene Gleichheit, so weit solche der Reichsverfassung gemäß sei, beobachtet werden sollte, auch keine willkührlichen Veränderungen in Religionssachen (als z. B. das Restitutions-

edict gewesen war) mehr vorgenommen werden könnten, und auch, was die Katholischen immer zu verhindern gesucht hatten, die Reformirten erhielten gleiche Religions- und Gewissensfreiheit mit den Lutheranern, weil sie sich zur Augsburgischen Confession (nach der Apologie Melanchthons) bekannten, was vornemlich der Kurfürst von Brandenburg durchsetzte.

Wenn auch bestimmt wurde, daß Alles, was im Laufe des Krieges nach dem 1. Januar 1624 erobert worden, zurückgegeben werden sollte, so er- und behielten doch die Protestanten alle Kirchengüter und Rechte, die sie seit dem 1. Januar 1624 besessen hatten und der Religionszustand wurde für ganz Deutschland nach diesem Normaljahre bestimmt, so daß ohne Einwilligung beider Partheien keine Veränderung vorgenommen werden sollte. Nach diesem Normaljahre sollten alle geistliche Stiftungen, diejenigen ausgenommen, über welche im Friedensschlusse bereits verfügt worden war, derjenigen Religionsparthei angehören, welcher sie am 1. Januar 1624 gehört hatten, dieselben sollten aber auch zugleich in den Religionsverhältnissen verbleiben, in denen sie sich am 1. Januar 1624 befunden hatten, und in jedem Lande, in jeder Stadt, an jedem Orte sollte die Religionsübung so bleiben, wie dieselbe an jenem Tage in jenem Jahre daselbst gewesen war. Auf diese Weise wurde z. B. Würtemberg wieder in den Besitz der zu

dieser Zeit besessenen Güter eingesetzt, und selbst alle Unterthanen der katholischen Stände, welche zu jener Zeit des Jahres 1624 die Augsburgische Confession geübt hatten, öffentlich oder privatim, sollten hiebei und bei allem zu dieser Uebung Gebräuchlichen gelassen und darin nicht gestört werden. — Allein dieses Normaljahr erstreckte sich nach dem Friedensschlusse leider nicht nur über Sachen und Rechte, sondern auch über die einzelnen Personen. Welche am 1. Januar 1624 sich zu einer andern Religion bekannt hatten, als diejenige war, zu welcher sie sich nun 1648 nach dem Abschlusse des Friedens bekannten, diese sollten zu derjenigen Religion zurückkehren, zu welcher sie am 1. Januar 1624 gehört hatten (was in Böhmen und Oesterreich großen Schreck und Druck verursachte), oder sie mußten auswandern; und wenn diese Personen auf Geheiß abziehen müßten, oder von selbst freiwillig abziehen wollten, so sollten sie hiezu eine Frist von fünf oder drei Jahren haben und mit keinen ungewöhnlichen Verschreibungen und Abzugsgeldern gedrückt und zurückgehalten werden; wollten oder durften sie etwa bleiben, so sollte es ihnen erlaubt sein, blos einen ganz abgesonderten Hausgottesdienst zu halten. — In Oesterreich gewann das Normaljahr nicht einmal Anwendung, sondern es blieb daselbst bei dem harten despotischen Grundsatze: die Religion des Landesherrn muß die Religion des Untertha-

nen sein und wo es letztere nicht ist, die des Erstern werden!! und so konnte der römisch-katholische Landesherr, so lange dieser entsetzliche Grundsatz galt, seine protestantischen Unterthanen zwingen, wenn er von selbst keine Toleranz oder Duldung üben wollte, römisch-katholisch zu werden, oder auszuwandern (wie es im Erzbisthume Salzburg in der Folge zweimal geschehen ist!) — Für das Fürstenthum Schlesien jedoch mußte der Kaiser es bewilligen, daß die evangelischen Herzöge zu Brieg, Liegnitz, Münsterberg und Oels und die Stadt Breslau ihre bisherige evangelische Religionsübung behalten und die übrigen protestantischen Grafen, Herren und Edelleute mit ihren Unterthanen in Schlesien, die zur Zeit des Friedensschlusses lebten, sollten weder wegziehen müssen, noch an Abhaltung ihres evangelischen Gottesdienstes in benachbarten Orten gehindert werden, wie auch die Grafen, Herren und Adeligen in Niederösterreich. In Schlesien bei Schweidnitz, Jauer und Glogau erlaubte der Kaiser aus besondern Gnaden den Protestanten drei hölzerne Kirchen bauen zu dürfen, die Gnadenkirchen genannt wurden. (Bei den ersten beiden Städten stehen sie noch vor den Thoren, in Glogau aber hat die evangelische Gemeinde jetzt eine steinerne Kirche innerhalb der Stadtmauern.) — Daher ward auch bestimmt, daß diejenigen Unterthanen, welche zu jener Zeit des Jahres 1624 öffentliche Privatübung

ihrer Religion gehabt, geduldet werden sollten, und Niemand seiner Religion wegen verachtet, oder von Zünften, Erbschaften, Vermächtnissen, Spitälern, und auch nicht vom Gottesacker ausgeschlossen werden dürfe. — Auch ward jeder Obrigkeit beider Religionen das Recht gegeben und zur Pflicht gemacht, mit aller Schärfe und Strenge darauf zu sehen, daß Niemand durch Predigen, Schreiben, Lehren, Disputation und Rathpflegen den Passauer Vertrag und Augsburger Religionsfrieden oder diesen Frieden Betreffendes bestreite, und solchem zuwider handle. Komme etwas Zweifelhaftes hinsichtlich dieses Friedens vor, so solle Solches auf Reichstagen oder in Reichsversammlungen unter den Vornehmsten beider Religionen nur im Wege der Güte vermittelt und ausgemacht werden und nicht durch Mehrheit der Stimmen. — Außer der römisch-katholischen, evangelisch-lutherischen und evangelisch-reformirten Religion und Kirche soll keine andere angenommen noch geduldet werden. — Zuletzt wurde noch festgesetzt: daß der nun abgeschlossene (westphälische) Frieden ein ewiges Gesetz sein, gegen denselben nichts angezogen werden und kein anderes Gesetz gelten solle.

Ein Hauptumstand bei diesem Friedensschlusse ist dieser: daß die evangelischen Reichsstände, außer der erlangten Sicherstellung ihrer Religion, durch Erlangung einer Menge säcularisirter oder verweltlichter reicher Bisthümer,

Abteien und Klöster in den Stand gesetzt wurden, reicher und mächtiger ihre kirchlichen und politischen Rechte aufrecht erhalten zu können, als vorher. Der Kaiser und die Ligue konnten diese Säcularisirung geistlicher Stiftungen nicht hindern, fingen aber auch selbst an, deng roßen Vortheil einzusehen, den eine weltliche Macht von einer solchen Veränderung haben könne, wie denn auch in Folge späterer Zeit eine Menge geistlicher Güter auch in katholischen Ländern säcularisirt und in landesherrliches Eigenthum verwandelt worden sind.

Niemand freilich ärgerte sich mehr über den westphälischen Frieden, als der Papst Innocens X. Er protestirte öffentlich und förmlich wider den Osnabrücker Frieden, erließ eine grimmige Bulle dagegen, die den Namen **zelus domus Dei** (Psalm 69, 10.) führt, in welcher er schreit: er könne es unmöglich ansehen, daß die Heiligthümer der Kirche den Ketzern in den Rachen gesteckt würden, und erklärte daher den westphälischen Frieden, insbesondere den zu Osnabrück geschlossenen, für null und nichtig. — Allein man spottete darüber und selbst der kaiserliche Hof ließ dem Papst erklären: wenn er nichts anderes schicken könne als Bullen (päpstliche Ausschreiben und Befehle), so würde man nichts ausrichten. Auch hatte durch den entsetzlichen Krieg der Eifer für Religion, der von den Jesuiten nur noch schwach oder gar nicht mehr erhitzt werden konnte, selbst bei den katholi=

schen Fürsten dermaßen abgenommen, daß auch sie ihre politischen Vortheile weit stärker im Auge hatten und behielten, und eben dadurch verlor der Papst nach der Reformation eben so viel, als er während derselben durch den Religionseifer der Protestanten eingebüßt hatte. Vom westphälischen Frieden an sank des Papstes Ansehen immer mehr und mehr, zu einer gewissen Zeit fast bis auf Nichts herab, ob er gleich in unsern Tagen sein Haupt wieder erhebt und seine letzte Kraft aufbietet, sein altes Ansehen durch fanatisch erzogene junge Geistliche und insbesondere durch seine neuerweckte Leibgarde, die Jesuiten, wieder zu erlangen, sieht aber nicht ein, daß die letztern gar sehr den Leibgarden der alten römischen Kaiser ähnlich sind, die ihren Herrn absetzten, wenn sie wollten.

Geschlossen war der Friede, aber nicht sogleich vollzogen. Vereitelte Absichten und Hoffnungen, unbefriedigte Ansprüche und Forderungen, empfundene Kränkungen und eingebildete Beleidigungen und manche andere Leidenschaften setzten der Vollziehung gar manches Hinderniß entgegen. Sogar nicht eher ratifizirt ward der Friedensschluß, als bis zum 3. Februar 1649, weil die Schweden nicht eher ratifiziren wollten, als bis Alles erfüllt sei, was man ausgemacht hatte. Dagegen wollten die Katholischen den Frieden nicht eher vollstrecken, als bis die Schweden mit allen ihren Truppen abgezogen wären.

Darüber wurden besondere Unterhandlungen zu Prag gepflogen, und als diese nichts ausrichteten, hielt man deshalb eine Versammlung zu Nürnberg, die auch zu Nichts führen wollte. Als aber die Schweden nach den heftigsten Streitigkeiten mit einem neuen Kriege drohten, so kam endlich am 11. September 1649 ein sogenannter Präliminarreceß zu Stande, der am 16. Juni 1650 in einen Friedensreceß verwandelt wurde. Obgleich in der Folge noch mancherlei Steine des Anstoßes in den Weg des Friedens gelegt wurden, so kann doch hierüber in dieser Schrift nichts weiter gesagt werden. Was aber von diesem Frieden zur Beherzigung noch erwähnt werden muß, ist Folgendes.

Der Westphälische Friede ist auch jetzt noch ein Ereigniß von großer Wichtigkeit insbesondere für Deutschland. Er ist immer noch das Grundgesetz, nach welchem die staatsrechtlichen Geschäfte und Angelegenheiten Deutschlands betrieben werden in dessen Verhältnissen zu Frankreich und Schweden, welche den Frieden aufrecht zu erhalten sich verpflichtet haben, zu Spanien, Schweiz und Holland, die an dem Friedensschlusse Theil nahmen. Von 1648 an bildete sich eine ganz neue europäische Staatenverbindung, und bei allen nachherigen Friedensschlüssen ist der Westphälische Friede als Grundlage betrachtet worden; auf

ihn stützte sich in der Folge die ganze deutsche Staatsverfassung selbst.

Der Westphälische Friede begründet noch heute das protestantische Kirchenrecht und hat Veranlassung gegeben, selbst dem katholischen einige Verbesserungen aufzunöthigen. Dieser Friede ist jetzt noch das beste Grundgesetz für Katholiken und Protestanten zur Beschützung ihrer Berechtigung zu gleich freier Ausübung ihrer Religion, ihres Gottesdienstes, ihrer Gewissensfreiheit und giebt allen Obrigkeiten das Recht und die Macht, diese freie Religionsübung aufrecht zu erhalten, alle Störungen derselben zu verbieten, zu unterdrücken und zu bestrafen.

Wurde durch den Westphälischen Frieden den Protestanten freie Religionsübung erworben und gesichert, so stützte sich auch hierauf die Erhaltung und fortgehende Verbesserung der protestantischen Lehranstalten, Schulen und Universitäten, von welchen ganz besonders nach und nach alle heilsame Aufklärungen für Wissenschaften, Künste und Leben ausgegangen und selbst in gar manche Kreise der katholischen Kirche eingedrungen sind, und dies gewiß nicht zu ihrem Schaden und Unheil.

Auf den Westphälischen Frieden stützt sich daher auch heute noch die evangelisch-protestantische Kirche, um sich in ihren Gerechtsamen und Freiheiten zu behaupten.

Möchten aber auch nur alle unsere Zeit- und Glaubens-genossen, insbesondere unsere evangelischen Fürsten, Behörden und Gelehrten überall durch ganz Deutschland hindurch einig, fest und fromm zusammenhalten im Bekenntniß, in der Vertheidigung und Ausübung des evangelisch-christlichen Glaubens nach den heiligen Schriften der Evangelisten und Apostel Jesu Christi! Möchte nur allgemein in allen Ständen und Classen Sinn und Eifer für Aufrechthaltung des reinen, neutestamentlichen Schriftglaubens und eine allgemeine, ächt christliche gegenseitige Liebe in Ausübung desselben sich in allen Angelegenheiten des Staates und der Kirche, des öffentlichen und häuslichen Lebens durchgängig kräftig erweisen und zu Tage legen. Mögen alle aus Mangel an Liebe entstandene Uneinigkeiten zwischen unsern Glaubensgenossen enden und sich dann entfernt halten aus unsern evangelischen Ländern und Gemeinden, in diesen überall Christen leben und thätig sein, die da sind fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens! Diesen wollen wir unter uns gedeihen lassen durch die Kraft eines evangelischen Glaubens, einer evangelischen Liebe und Hoffnung, und diese Kraft durchdringe alle Fürsten, Obrigkeiten, Landstände, Gemeinden und Bewohner Deutschlands, die sich Protestanten nennen! Gewiß, dann wird unsere evangelisch-protestantische Kirche sich eben so würdig, als edel und herrlich

behaupten und sich zeigen als den Kern alles Grundes wie der öffentlichen allgemeinen, so auch der persönlichen und häuslichen Wohlfahrt! Ja, je mehr das Neue Testament der heiligen Schrift mit seinem Glauben, den es lehrt, mit seiner Liebe, zu der es erweckt und ermahnt, mit seinen Hoffnungen, die es gewährt, die ganze katholische Kirche und ihre Glieder durchdringen wird, um so mehr wird sie als eine christliche Schwester neben der evangelisch-protestantischen Kirche dastehen und sich gegen letztere erweisen, was für ganz Deutschland das größte Glück und die herrlichste aller Wirkungen des Westphälischen Friedens sein wird, die nie einen Krieg, geschweige denn einen dreißigjährigen Krieg wieder aufkommen lassen werden!

Beschluß.

Zustand unseres deutschen allgemeinen Vaterlandes am Ende des dreißigjährigen Krieges.

Dreißig Jahre lang war ganz Deutschland von Schlachten, Brand- und Mord-Scenen, von Seuchen und Pest heimgesucht worden. Keinen verwüstendern Krieg kann es gegeben haben, als diesen, der Deutschland in gleicher Weise verheert und entvölkert hätte. Denn die Armeen folgten nicht immer den nothwendigen Forderungen der Kriegskunst in Auswahl der Kampfgegenden, sondern ihre Märsche und Operationen mußten sich oft und vielmals dahin lenken lassen, wo die unbezahlten und hungernden Heere noch Geld, Lebensmittel und Kriegsmaterial zu finden wußten, was sie Alles als Contribution erhoben, und dies unter gewöhnlich unmenschlichen Grausamkeiten und Mißhandlungen, durch welche die Menschheit geschändet wurde, und wobei dennoch der Mangel und das Elend oft so hoch stieg, daß sonst ungenießbare Gräser und Kräuter, Baumrinden und Thierhäute,

Menschenfleisch, Leichname und Aas sogar zu Nahrungsmitteln erwählt wurden. Städte und Dörfer lagen am Ende des Krieges in Schutt zu Hunderten und Tausenden; denn im Niederbrennen hatten mit einander gewetteifert Tilly's und Wallensteins, dann Banners und Torstensohns Heere und andere. Viele, viele Ortschaften in allen Gegenden, wie z. B. viele Städte und Dörfer in den Herzogthümern Sachsens lagen in Asche, waren durch Hunger und Pest ihrer Einwohner beraubt, und wo es noch Einwohner gab, da waren diese durch Truppenmärsche und militärische Besatzungen völlig zu Grunde gerichtet. Viele Orte waren nicht allein gänzlich untergegangen, sondern sind auch nie wieder aufgebaut worden, wie man denn hie und da die Spuren von ehemaligen Ortschaften auf Plätzen findet, die mit Holz und Wald jetzt bewachsen sind. In andern verlassenen Orten siedelten sich ganz fremde Leute an, konnten aber die Orte nie wieder zum alten Wohlstande erheben, und noch heute sind viele alte, ehemalige Reichsstädte, wie Augsburg, Nürnberg, Magdeburg, so weit sie sich auch erholt haben mögen, immer Das noch nicht wieder geworden, Was sie Herrliches vor dem Kriege waren. Nürnberg z. B. konnte 30,000 bewaffnete Bürger aufbieten und hat jetzt in Alt und Jung kaum so viele Einwohner. Um von kleinern Orten ein Beispiel zu nennen, so sei es dieses. Die im Neustädter Kreise des

Großherzogthums Sachsen liegende Stadt Weida ließ 1633 der kaiserliche General Holk, als er von Zwickau nach Leipzig vorrückte, am 9. August durch ein Regiment Cavallerie in Brand stecken und gänzlich einäschern, daß fast alle Archive verbrannten, Fabriken und Handel sich von hier nach Gera ziehen mußten, und obschon die Stadt in der Folge wieder aufgebaut wurde, so hat sie doch niemals ihre damalige Größe und ihren jenzeitigen Wohlstand wieder erreichen können, so wie niemals ihre einstige Bevölkerung. Furchtbar überhaupt war die Entvölkerung in Deutschland, das wenigstens die Hälfte, wo nicht gar zwei Drittheile seiner Bewohner verloren hatte. In Kursachsen allein sind in einer kurzen Zeit von zwei Jahren 900,000 Menschen um's Leben gekommen. Im Herzogthume Würtemberg war die Einwohnerzahl auf 48,000 zusammengeschmolzen. Das Land überall nach Beendigung des Krieges wieder anzubauen, dazu fehlte es völlig an Händen, und wo es auch geschah, legte der Landmann nur langsam wieder einen Grund zu seinem schwach aufkeimenden Wohlstande. Fleiß und Betriebsamkeit waren überall entwichen. Fabriken und Manufakturen, die vor dem Kriege überall geblüht hatten, vornemlich in Niedersachsen wie auch in Westphalen, waren so ganz und gar zerstört, daß sie sich niemals wieder so weit haben erholen können, um wieder zu werden, was sie vordem gewesen waren. Wie konnte es

auch anders kommen, als daß der allgemeine Wohlstand völlig zerstört ward! Die Feldherren und Generale ließen sich contribuiren, die Offiziere plünderten, die Gemeinen raubten! Gustav Adolph selbst schaffte aus Mainz die herrliche Bibliothek fort, welche jetzt noch in Schweden zu finden sein würde, wenn sie nicht von der Ostsee verschlungen worden wäre. — Selbst kostbarer Kirchenschmuck soll in seinen Händen geblieben sein! — Der Handel war überall vernichtet und wurde auch durch den Frieden nicht zu seinem ehemaligen Flore erhoben, denn der Friedensschluß hemmte die Rheinschifffahrt und gab dem unabhängig gewordenen Holland alles das Glück in die Hände, welches der ehemaligen deutschen Handelshansa eigen gewesen war. Da der Kaufmann nicht mehr handeln, der Fabrikant nicht mehr arbeiten, der Landmann kein Feld mehr in Ruhe bestellen konnte, vielmehr überall Tausende von Haus und Hof vertrieben wurden, so blieb während des Krieges auch vielen Tausenden nichts übrig, als der Trommel und der Trompete zu folgen, und räuberischer, verwüstender, marternder Soldat zu werden. Welche Sittenlosigkeit aber mußte daraus hervorgehen, wenn auf solche Weise hier das elende Menschengeschlecht in Bettler und Räuber verwandelt wurde! Eine Rohheit und Wildheit der Sitten war endlich eingerissen, von welcher wir uns jetzt keine Vorstellung mehr machen können. Ueberall ausgehungerte

Bauern, feige, vor der Soldatenwuth zitternde Bürger, liederliche, schwelgerische, das weibliche Geschlecht und alle Heiligthümer schändende Soldaten, grollende Pfaffen, feile Höflinge, überhaupt für Geld und freie Plünderung feile Menschen, das war meistens der Rest des noch übrigen Geschlechts! An die Stelle der Religion setzte sich nach und nach der finsterste Aberglaube, selbst unter den Protestanten. Hatte man unter den Katholischen sonst ein abgöttisches Spiel mit der Verehrung der Jungfrau Maria und der sogenannten Heiligen getrieben, so hörte selbst dieses auf, noch eine Art von religiöser Stimmung und Rührung zu erzeugen, und nun war es nur noch die elende Furcht vor Teufel, Hölle und Fegfeuer, was das geängstigte, feige oder falsche Geschlecht noch in Bewegung setzen konnte, und nur durch diese Furcht noch allein konnten die Geistlichen auf die Seelen vieler Tausende wirken. Und doch wurde mehr als je gesündigt, mehr als je den schändlichsten Lüsten, Begierden und Lastern gefröhnt, denn dadurch meinte man das sonst in aller Weise verkümmerte Leben noch zu genießen!! — Zweihundert Jahre sind verflossen, seit Solches geschehen! Wie wir aber mit Grauen und Grausen dorthin zurückschauen, so laßt uns der göttlichen Weltregierung danken, daß es nun doch anders und besser geworden ist, obgleich der vom Geiste des evangelischen Christenthums erfüllte Menschenfreund wünscht:

es möge Einigkeit im ächtchristlichen Glauben, Sinn und Leben von den Thronen herab durch alle Wohnungen der Gelehrten, Vornehmen und Reichen bis in die niedrigste Hütte hinein Alles erfüllen, in Thätigkeit setzen und beglücken und Alles in fortgehender allgemeiner, evangelisch-christlicher Bildung und Aufklärung, Besserung und Veredelung erhalten als der ewigen Grundlage aller menschlichen Würde, Wohlfahrt und Glückseligkeit!

Druck von Imm. Webel in Zeitz.